K.K. HOF- BIBLIOTHEK
23.237-A
ALT-

A. 30. D. 94.

23237 A.

Emmerberg.

Zweiter Band.

Emmerberg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Friedrich Aarau.

Zweiter Band.

Wien.
Verlag von Anton Doll's Enkel.
1847.

Nationalbibliothek
Wien

I.

Mehrere Tage waren ſeit den zuletzt erzählten Begebenheiten vergangen, und noch ſtand in und außerhalb der Stadt ziemlich alles wie früher. Das Belagerungsheer hatte ſich meiſtens ruhig verhalten und die wenigen ſchwachen Angriffe welche zeitweiſe auf die Stadt geſchahen, waren mehr kleinen Neckereien zu vergleichen als einer ernſten Feindſeligkeit, obwohl es dabei ſelten ohne einigen blutigen Köpfen ablief. Noch immer hofften die Bürger, hofften Emmerberg und Taufers auf einen von Herzog Albrecht herbeigeführten Erſatz, jedoch umſonſt. Albrecht war ſelbſt noch in Wien eingeſchloſſen und wehrte ſich wie immer tapfer und kühn gegen die ihn belagernden Ungarn, war aber dabei nichts weniger als in der Lage andern ſeiner Unterthanen beiſtehen zu können. Allenthalben hatte er Boten ausgeſandt um ſich Hülfstruppen zu werben, aber theils waren die ihm befreundeten zu ſchwach oder zu entfernt um ſchnelle Hülfe

bringen zu können, theils war die ganze Lage der Dinge zu verwickelt, um durch einen plötzlichen Streich durchzudringen. Man war also zur Geduld hingewiesen, und Jeder mußte sich bis zu einer glücklichern Wendung helfen, so gut er es vermochte.

Das Einzige was sich für die Neustadt bei einer sich noch länger hinaus ziehenden Einschließung besorgen ließ war, daß endlich doch die bisher noch im vollen Maße vorhandenen Lebensmittel ausgehen dürften, und der Hunger das erzwingen würde, was Waffengewalt nicht vermochte. Doch wie gesagt, bis jetzt litt man noch nicht den geringsten Mangel, und die Vorsorge des kriegserfahrenen Berthold von Emmerberg ließ hoffen, daß er sich auch noch lange nicht einstellen werde. —

Mechtild war bei der eingetretenen Ruhe weniger glücklich als zur Zeit der heftigsten Berennung. Die Unthätigkeit trieb wieder gewaltige Wolken auf die Stirne ihres Vaters, und es gab Tage wo Hanns Poschacher in jene Schwermuth verfiel welche ihn seit Hartneids Besuch so oft übermannte. Sehr oft und besonders gegen Abend begab er sich in einen einsamen Gang seines Thurmes wo man aus einer Schußscharte gegen die Gebirge hinsehen konnte, lehnte sich dort auf die Brüstung der Mauer und blickte gedankenvoll hinaus in die Ferne, bis die Sonne hinabsank hinter die

vom duftigen Blau umwebten Berge und die Nacht heraufzog mit ihrem uneudlichen Sternenheere. Suchte ihn dann Mechtild auf und fand ihn auf dieſer Stelle ſo war er ſo bleich, ſo lag in ſeinem Auge eine ſo tiefe Schwermuth daß ihr bei ſeinem Anblicke die Thränen hervorquollen und ſie ſich heftig erſchüttert an ſeine Bruſt warf. Wohl ſuchte ſie der Alte zu tröſten — wohl ſchalt er ſie kindiſch ſich ſo um nichts zu grämen — allein ſelbſt in dieſen tröſtenden Worten lag ein Trübſinn welcher eher bat, »gräme Dich mit mir, es thut mir wohl,« als ſagte, »ſei fröhlich.« —

Mechtild eilte nach ſolchen Augenblicken meiſt zu ihrer mütterlichen Freundin, zu Frau Margarethen, um ſich bei ihr Troſt zu holen; allein auch dieſe vermochte ihr keinen mehr zu bieten und konnte ſie nur auf die Zukunft verweiſen. Herr Berthold war jetzt zu ſehr beſchäftigt um ſolche ihm geringfügig ſcheinende Dinge einer Aufmerkſamkeit würdigen zu können. — Hartneid aber war auf Emmerberg durch eine Abtheilung des ungariſchen Heeres eingeſchloſſen und in keiner Verbindung mit den in der Neuſtadt Weilenden. Hier ließ ſich alſo über die Urſache von Poſchachers Trübſinn nichts erfahren, und das Geheimniß welches das Ganze verſchleierte, konnte nicht einmal zu lüften verſucht werden. An der mütterlichen Freundin Bruſt ihren Schmerz auszuweinen, war alſo der ganze Troſt

den ſich Mechtild verſchaffen konnte, und denn ſie auch ſo oft nur immer möglich daſelbſt ſuchte. —

Auch mit Anna hatte ſie lange Zeit keine Zuſammenkunft. Die eiferſüchtige Aufmerkſamkeit ihres Vaters ſie von Allen zu trennen welche vielleicht durch ihren Zuſpruch oder wohl gar nur durch das Erwecken von Erinnerungen den Plänen mit ſeiner Tochter in den Weg treten könnten, ſo wie die Gefahr vor Entdeckung mit welcher jede derlei Zuſammenkunft verknüpft war, hielt Anna bisher davon ab. Selbſt ihre Mittheilungen durch die Magd konnten nur ſehr ſelten und ganz oberflächig geſchehen um nicht den ſteten Argwohn des Vaters zu erregen. —

Wie oft ſah Mechtild mit ſehnſüchtigen Blicken nach dem Fenſter von Annas Kammer, wo ſonſt das Zeichen zu ihren Zuſammenkünften erſchien — aber immer umſonſt — nichts ließ ſich erblicken. —

Endlich nachdem ſie ſchon die Hoffnung aufgegeben hatte, Anna, wenigſtens während der Belagerung zu ſprechen, blickte ſie wieder einmal auf das beſagte Fenſter, und ſieh da flatterte das feine weiße Tüchlein wie eine Wimpel. Mechtild mochte kaum ihren Augen trauen, ſo ſehr war ſie dieſen frohen Zeichen entwöhnt. Erſt als ſie ſich Gewißheit verſchafft, indem ſie auf den Wall hinaustrat wo man das Fenſter mit der Fahne ganz nahe vor ſich hatte, — erſt

als ſich ihr Annas Magd geheimnißvoll nahte und einen kleinen Zettel zuſteckte, wagte ſie es ſich der Freude hinzugeben. —

Auf dem Zettel ſtanden von Annas Hand nur die wenigen Worte geſchrieben: »Alles iſt ſicher — heute Nachts um 11 Uhr am bekannten Orte — ein weißes Tuch an Deinem Fenſter ſagt Ja« — Mechtild las ſie mit pochendem Herzen. Sie vermochte zwar nicht zu enträthſeln wodurch ſich Anna ſo ſicher glaubte, denn der lange gedeckte Sturmgang wo ihre Zuſammenkünfte ſonſt ſtattgefunden, war ſeit der Belagerung immer durch eine Schildwache beſetzt — ſie mußte alſo erfahren haben, daß dieſes gegenwärtig nicht der Fall war, oder ſie hatte den Mann — welcher in dieſer Nacht die Wache halten ſollte für ſich gewonnen. Doch gleichviel — Mechtild war nur froh, daß ſie die geliebte Freundin wieder an die Bruſt drücken durfte — daß ſie wieder nach ſo langer Trennung ihr Herz ausſchütten konnte — und ſchon im nächſten Augenblick flatterte auch an ihrem Fenſter auf welches man von der Burg aus ſehen konnte, wie zufällig das weiße Tüchlein der Bejahung.

Es war eine unendlich ruhige und milde Nacht, kein Lüftchen regte ſich, unbeweglich und ſtarr wieſen die eiſernen Fähnleins und Hähne oder andere Figuren welche man zu gleichem Zwecke auf den Spitzen der

Thürme und Giebeldächer angebracht, in die Gegend wohin der Luftſtrom ſie zuletzt gewendet. Das leiſe Rauſchen des Waſſers welches aus der Fiſcha in den breiten Waſſergraben der Neuſtadt drang — ein dumpfes vom feindlichen Lager herübertönendes Geräuſch — manchmal der rauhe Feldruf einer Schildwache oder ein eben ſo rauhklingendes Lied womit ſie ſich die Langeweile auf ihrem Poſten vertrieb — dies waren die einzigen Töne welche durch die Stille der Nacht zogen.

Auch in der Neuſtadt war alles ſtill geworden. Ein in der Abenddämmerung gegen die Vorwerke des Neunkirchnerthores ſtattgehabter Angriff, den eine feindliche Rotte wie ſo manchmal um ihre wilde Kampfluſt zu kühlen, unternommen, ward wie ſonſt kräftig abgewieſen, und die durch Bolzen und herabgeſchleuderte Steine ziemlich hart mitgenommene Schaar zog ſich lärmend und fluchend in ihr Lager zurück.

Hanns Poſchacher hatte dabei tüchtig gearbeitet, und ſeine rüſtigen Knechte waren ſo glücklich ein Paar der wüthendſten Stürmer mittelſt eiſener Fanghaken zu ergreifen und auf die Mauer hinaufzuziehen, wo ſie entwaffnet und in ein tiefes Kellergewölbe des Thorthurmes geworfen wurden.

Jetzt war es wieder ruhig — der Waffenlärm war von den Mauern verſchwunden, man wußte aus Erfahrung, daß der Feind bis zum nächſten Tage keinen

neuen Angriff verſuchen würde, und daher ſuchte mit Ausnahme der gewöhnlichen Wachen Jeder ſeine Ruheſtätte. Die Straßen der Stadt verödeten nach und nach gänzlich — die Lichter in den Häuſern verloſchen — nur der ſchwere Tritt der Schaarwache — nur der Wacheruf der einzelnen Schildwachen zeigte daß hier noch Leben herrſche. —

Da öffnete ſich eine kleine Pforte des Neunkirchner Thorthurmes, welche auf einen ihn mit dem ſüdweſtlichen Thurme der Burg verbindenden, längs der äußern Mauer hinlaufenden Sturmgang führte, und heraustrat Hanns Poſchacher. —

Der beſagte Sturmgang war durchaus von feſtem Mauerwerke, ungefähr ſo breit daß drei gerüſtete Männer bequem nebeneinander ſtehen konnten, und hatte ein aus ſtarken Pfoſten gezimmertes ſchrägablaufendes Dach, um die von den Stürmenden mittelſt Wurfmaſchinen auf die Vertheidiger geſchleuderten Steine, Pfeile und Feuerbrände aufzufangen und ihr Herabrollen in den zwiſchen den beiden Umfaſſungsmauern befindlichen Raum zu befördern. Auf der einen Seite dieſes Ganges befanden ſich zahlreiche Schußſcharten für die Armbruſtſchützen, auf der andern aber mehrere Aufgänge mittelſt ſchmalen ſteinernen Treppen aus dem Innern der Stadt. Jede Schußſcharte bildete durch die Dicke der Mauer eine Art von tiefer Niſche, in welche

ſich der Schütze während des Gefechtes ſtellte, um durch die hinter ihm Vorüberziehenden nicht im Zielen beirrt zu werden. Stellenweiſe aber erweiterte ſich der Gang zu einem größern Raume, welcher von Außen beſehen die Geſtalt eines kleinen Häuschens hatte, von Innen aber einer ziemlich geräumigen Stube glich, und dazu beſtimmt war mehrere Vertheidiger zugleich aufzunehmen. Ein ſolcher Verbau hatte nicht nur etwas breitere, einem kleinen Fenſter ähnliche Schußöffnungen, ſondern an ſeinem Boden ließ ſich meiſtens ein ſtarkes Brett aufheben, wodurch eine lange ziemlich breite Spalte frei wurde, dazu dienend, den etwa mit Untergrabung der Mauer beſchäftigten — oder eine Überſchiffung des Waſſergrabens verſuchenden Feind durch Hinabwerfen ſchwerer Gegenſtände, oder Beſchüttens mit kochendem Waſſer und geſchmolzenem Peche u. ſ. w. zu vertreiben.

Der alte Thurmvogt trat alſo aus dem kleinen Pförtlein auf dieſen Gang hinaus. Er hatte ſeinen ſchweren Bruſtharniſch, ſeine Pickelhaube, ja ſelbſt ſein Panzerhemd abgelegt. Nur ein leichter grauer Waffenrock bedeckte ſeine ſtarken Glieder, ſo wie eine ſammtne Mütze ſein Haupt. Er hatte ſich aller Waffen entledigt bis auf einen ziemlich langen und breiten Dolch der in ſeinem ledernen Leibgurt ſteckte. Langſam ſchritt er bis zur erſten Scharte, blickte hinaus

über den im Sternenlichte funkelnden Waſſergraben, horchte ob ſich nichts Verdächtiges hören laſſe, und als er nichts vernahm als das leiſe Plätſchern des Waſſers an der Mauer, das verworrene und doch ſo monotone Geſchrei unzähliger Fröſche in ſelben und den dumpfen Schritt der Schildwachen am entgegengeſetzten Ende des Ganges, ging er weiter und gelangte bald in einen jener oben beſchriebenen Vorbaue, wo er ſich auf die neben dem Fenſterchen befindliche Steinbank ſetzte. Schwermüthig ſtützte er ſich auf die Brüſtung und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt als er hinausblickte in die tiefen nächtlichen Schatten. Die um dieſe Jahreszeit beinahe die ganze Nacht hindurch währende Dämmerung ſchwebte noch immer am weſtlichen Rande des Himmels, fahl und matt, und den hellen Glanz der Sterne nicht mindernd — aber die Gebirge an welche ſie grenzte, verſchmolzen in eine ungeheure ſchwarze Maſſe, welche ſich wieder eben ſo undeutlich mit den näheren Landſtrichen, mit den nächſten Gegenſtänden verband. Rein und wolkenlos wölbte ſich der weite Himmelsdom wie ein ſchwarzblaues Tuch über die ſchwarze Maſſe, und die Myriaden Welten flammten und funkelten von ihren unnennbaren Fernen ſo freundlich, ſo lachend herab, als ſpotteten ſie dem kleinlichen Treiben der armen Erdbewohner, welche ſich auf ihrem Weltklümpchen

oft ſo groß dünken. Eine erhabene Ruhe hatte ſich über die Erde geſenkt. Ihre heiligen Schauer mußten jede fühlende Menſchenbruſt durchbeben, und wer ſie fühlte vergaß, daß hier wo ſie herrſchte noch vor wenigen Stunden der Boden vom Kampftumulte erzitterte und der Wahn die Menſchen zum blutigen Mord geführt — wer ſie fühlte vergaß, daß über dieſe vom allgemeinen Schlummer der Natur umfangenen Räume vielleicht ſchon in der nächſten Morgenſtunde der Tod in ſeinen gräßlichſten Formen dahinſchreiten wird! —

Und auf alles was da lebte, ſelbſt auf die wilden Horden welche nur nach Raub und Blut dürſteten, ſchien dieſe erhabene Ruhe ihre Macht ausgeübt zu haben — nur auf Einen nicht, und dieſer Eine war Hanns Poſchacher. Kummervoll die Braunen krampfhaft über die Augen zuſammengezogen, blickte er in die Nacht hinaus. Nicht die Schuld war es welche ſeine Seele belaſtete — denn die Schuld wagt nicht ſo offen und frei zu handeln, wie er es that, — wohl aber drückte ihn ein tiefes Leid — ein Leid welches dem ſonſt ſo heitern Greis jeden Lebensmuth geraubt, was ihn mit ſich uneins machte, ob er den Tod herbeiwünſchen ſolle oder nicht — und dieſes Leid brachte ihm Mechtild, die von ihm ſo zärtlich geliebte Mechtild, die Freude, der Troſt ſeines Alters! Um dies

zu erklären müſſen wir einen Blick in die Vergangenheit werfen. —

Hanns Poſchacher lebte früher, ehe ihm noch die Vertheidigung des Neunkirchner Thorthurmes anvertraut wurde als ein einfacher Bürger der Neuſtadt. Er bewohnte mit ſeinem Weibe das er zärtlich liebte ein kleines Häuschen, hatte ein paar Grundſtücke und verſchaffte ſich nebſtbei ſeinen Lebensunterhalt als Waffenſchmidt. — Der Himmel hatte ihm verſagt, Kinder zu haben, allein er trug dies ohne Murren, und wenn es ſeinem Weibe auch in den erſten Jahren ihrer Ehe ſchmerzlich war, ſo tröſtete ſie ſich mit der Liebe und treuen Freundſchaft ihres Mannes und gewöhnte ſich daran. —

Beide lebten ſtill und eingezogen. Wenn er Feierabend gemacht und aus ſeiner Werkſtätte in die kleine Wohnſtube trat, wo ſeine gute Käthe fleißig die Spindel drehte und ihre kleine Mahlzeit bereitete, dann fühlte er ſich glücklich und zufrieden, und kümmerte ſich wenig um die Männer ſeines Alters welche von ihrer Arbeit weg in die Schenke eilten und dort beim vollen Becher ſich mit heiterem Geplauder erluſtigten bis die Glocke vom Pfarrthurme das Zeichen zum Heimgehen gab. Wohl nannte man ihn in Folge ſeines zurückgezogenen Lebens einen Kopfhänger, und er ſah ſich oft genöthiget manches plumpe Witzwort derb zu

erwidern, allein das dauerte nur kurze Zeit, denn man gewöhnte ſich an ſeine Lebensweiſe, und wie ſie früher zum Gegenſtand des Spottes gedient, wurde ſie nach und nach jener des Lobes, und ſtellte ihn in der Achtung der Bürgerſchaft und des Magiſtrates ſo hoch, daß er endlich einſtimmig zum Thurmvogte gewählt wurde — einen Poſten der ihn plötzlich weit über ſeinen gewöhnlichen Standpunkt erhob.

Nur einen vertrauten Freund beſaß er in allen ſeinen verſchiedenen Lebensepochen, an welchem er mit ganzer Seele hing, und welcher auch ihm unbedingt treu ergeben war, und dieſer Freund war Hartneid, der Schloßvogt auf Emmerberg. Schon aus früheſter Jugend ſchrieb ſich dies innige Verhältniß zwiſchen Beiden her. Ihre Eltern hatten als Nachbarn ihre Häuschen nebeneinander, und daher waren die Knaben ſchon bei ihren kindiſchen Spielen beiſammen — ſpäter kam Hartneid in die Lehre zum Vater ſeines Geſpielen, einem der tüchtigſten Waffenſchmiede in ganz Öſterreich deſſen Name auf manchem guten Schwerte, auf manchem Helmſtücke in zierlich verſchlungenen Zügen eingegraben war, und die beiden Jungen arbeiteten in derſelben Werkſtätte und übten ſich nebſtbei im Gebrauche jener Waffen die ſie verfertigen halfen. Erſt als Hartneid in die Dienſte des Herrn Bertholds von Emmerberg kam, trennten ſie ſich. Poſchacher heirathete,

Hartneid blieb ledig. Sehr oft kam aber Letzterer auf Beſuch zu ſeinem Jugendfreunde, und wenn dieſer nun mit ihm und ſeinem lieben Weibe am Tiſche ſaß, und ſie ſich nach vollendeter Mahlzeit beim Becher Weins die Begebenheiten ſeit ihrem letzten Beiſammenſein mittheilten, ſo war das eine ſo trauliche Unterhaltung, ein ſo glückliches und beglückendes Beiſammenleben, daß ſie wohl mancher Fürſt darum beneidet hätte. —

Hanns Poſchacher wurde Thurmvogt, und, was er wohl ahnete aber niemals beſtimmt erfahren konnte, hatte er dieſe ehrenvolle und einträgliche Stelle größtentheils Hartneid zu verdanken, welcher Herrn Berthold als Schirmvogt der Neuſtadt für ſeinen Freund darum bat.

Da erſchien eines Abends Hartneid im Thorthurme den Poſchacher mit ſeinem Weibe bereits längere Zeit bewohnte, zur ungewöhnlichen Zeit. Freudig erſtaunt und herzlich grüßend traten ihm Beide entgegen — allein ihre Freude verwandelte ſich bald in Beſorgniß als ſie in Hartneids Zügen eine auffallende Veränderung wahrnahmen. Die ſonſt ſo ruhige Heiterkeit war daraus verſchwunden, und hatte einer gewiſſen Aufgeregtheit einer ängſtlichen Spannung Platz gemacht, welche man an ihm zu ſehen ſonſt niemals gewöhnt war. Er blickte ſcheu in der Stube umher, beinahe

ohne den Gruß ſeiner Freunde zu erwidern, gleichſam um zu erſpähen ob ſie auch allein wären, ſtellte dann einen Korb auf den Tiſch und verriegelte ſorgfältig die Thüre durch welche er hereingekommen. — Erſtaunt und erſchreckt ſahen ihn ſeine beiden Freunde an, und beide riefen beinahe zugleich: »Aber Hartneid was treibſt Du denn — was iſt denn um des Himmels Willen vorgefallen?«

»Da ſeht,« war ſeine einzige Antwort; darauf trat er raſch an den Korb, löste ein Tuch ab, welches ſeinen Inhalt bedeckte, und vor ihren erſtaunten Blicken lag — ein noch wenige Tage altes Kind im ſüßeſten Schlummer verſenkt. Hartneid aber warf ſich erſchöpft in einen Stuhl, bedeckte mit beiden Händen ſeine Augen und blieb ſo eine lange Weile ohne ein Wort zu ſprechen. —

Hanns Poſchacher und ſein Weib waren ſprachlos vor Erſtaunen. Beide blickten bald ſich gegenſeitig, bald den ganz vernichtet ſcheinenden Freund an, und vermochten die Frage nicht hervorzubringen, welche ihnen auf der Zunge ſchwebte. Endlich ermannte ſich Poſchacher, trat auf Hartneid zu und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte ſagte er:

»Hartneid ſprich, was ſoll das? was iſt das für ein Kind? —«

Hartneid gab keinen Laut von ſich. In ſeiner frü-

heren Stellung blieb er ſtumm und regungslos ſitzen. Poſchacher ergriff ihn bei den Armen, rüttelte ihn und zog ihm die Hände vom Geſichte.

»Hartneid, rede! — Du ſollſt und mußt reden, Hartneid!« ſagte er mit feſter Betonung ſeiner Worte und mit einem ernſten Blick. — »Was ſolls mit dem Kinde — woher haſt Du es, und wem gehört es? —«

»Frage mich nicht Hanns,« antwortete Hartneid eintönig, indem ihm dabei die hellen Thränen über die Wangen herabfielen. »Fragt mich niemals darum wenn Ihr mich lieb habt! Ich kann, ich werde Euch niemals auf dieſe Frage antworten! — Nur das glaubt mir, und ich bin bereit Euch dies mit einem feierlichen Schwur zu bekräftigen, daß wenn ich mir damit eine Lüge auf die Seele lud — es nur darum geſchah, weil ich dadurch unendliches Gutes zu erzeugen meine!«

»Du warſt immer wahr und redlich, Hartneid — Du wirſt auch diesmal nicht Deinen treueſten Freund hintergehen! — Du ſchwörſt mir alſo, daß durch dieſes Kind keine böſe That auf Deiner Seele laſtet?« —

»Keine,« antwortete Hartneid feſt und beſtimmt, indem er ſeine Augen auf Poſchacher richtete und die rechte Hand an die Bruſt legte. »Keine böſe That — wenn ſie mir auch Einer niemals verzeihen würde!« —

»Ich glaube Dir,« antwortete ſein Freund und trat an den Korb, wo Katharina noch immer wortlos

ſtand und das Kind mit freundlichbeſorgten Blicken betrachtete. »Nun aber rede,« ſetzte er ebenfalls wieder in ſeinem gewohnten freundlichen Tone hinzu, »was ſoll mit dem Kinde geſchehen?« —

»Ich wollte Euch bitten — inſtändig bitten,« ſagte Hartneid mit zitternder Stimme und faltete dabei die Hände krampfhaft, »dieſes unglückliche Weſen als Euer Kind anzunehmen, es zu pflegen und zu erziehen, als wenn es Gott Euch beſcheert hätte — Ihr werdet damit die geringe Schuld tilgen, welche vielleicht auf meiner Bruſt laſtet, und die Euch ewig ein Geheimniß bleiben muß!« —

Ängſtlich blickte er bei dieſen Worten auf Poſchacher und ſein Weib, augenſcheinlich um aus ihren Mienen zu leſen, welche Antwort er zu erwarten habe; und als dieſe ſchwiegen und ſich ernſt einander anblickten, fuhr er fort:

»Pflegen und ſchützen ſollt Ihr das arme Würmlein, und es mit aller Liebe umfangen die Ihr mir ſo oft gezeigt! Es iſt viel was ich von Euch begehre, ich ſehe es ein, denn nichts wird Euch für Eure Müh' und Sorge ſein, als meine Dankbarkeit und das Bewußtſein einer guten That! — Niemals darf das Kind erfahren wie es zu Euch kam — niemals, daß es andern Ältern angehört — niemals, daß ich zu ihm in irgend einem Verhältniſſe ſtehe! Gräßliches

Unglück müßte entstehen wenn das Geheimniß gelüftet würde, welches es umhüllt! — Also wollt Ihr, meine treuesten Freunde auf dieser Welt — Gott lenke Eure Herzen daß Ihr wollt — wollt Ihr also diesem armen Kinde Vater und Mutter sein?« —

Die beiden Eheleute hatten sich durch ihre Blicke längst verständigt — ein warmer Händedruck und beide reichten den von innerer Angst Gefolterten die Hände, und riefen wie aus einem Munde:

»Wir wollen; das Kind bleibt fortan unser Kind!«

Hartneid sprang auf und stürzte an Poschachers Brust, und drückte Katharinas Hand an sein Herz, und weinte wie ein Kind. Gott lohn' es Euch, Ihr wahren treuen Freunde!« rief er in der heftigsten Bewegung! »O, Ihr wißt nicht welch' furchtbare Last Ihr mir damit von der Brust wälzt! Lange zauderte ich den Gang zu Euch zu wagen — endlich wußte ich mir nicht anders zu helfen, und, Gott sei Dank, ich habe mich an Euren Herzen nicht betrogen!« —

Mit der liebevollsten Sorgfalt pflegte nun Katharina das ihr anvertraute Kind. Als eine arme verlassene Waise wurde es in der Pfarrkirche getauft, und erhielt auf ausdrückliches Verlangen Hartneids den Namen Mechtild. Bei der Zurückgezogenheit in welcher Hanns Poschacher mit seinem Weibe lebte, fiel diese Vermehrung der Familie nicht sehr auf. Die so

vielfachen Wirren in welche das arme Österreich zu jener Zeit verwickelt war, und in welche die guten Bürger der Neustadt gewaltsam gezogen wurden, hielten diese Letzteren ab, an so geringfügige Angelegenheiten wie diese mit dem angenommenen Kinde Poschachers war, zu denken, und so galt die kleine Mechtild bald als das, wofür man sie auszugeben bemüht war, als die Tochter des Thurmvogtes, und niemanden fiel es ein, daran irgend einen Zweifel zu hegen. —

Mechtild wuchs und gedieh zur Freude ihrer neuen Ältern, welche sie bald so innig liebten als wären sie wirklich ihre Erzeuger gewesen. Sie war ein liebliches, sanftes Kind, das mit unendlicher Zärtlichkeit an seinen Ältern hing und ihnen durch sein neckisches Wesen so manche Stunde versüßte. Beide lebten in ihrer Mechtild und es entstand oft ein wahrer Wettstreit, wer sie von ihnen mehr hätscheln sollte, und kam endlich gar noch Hartneid dazu so war des Spielens und des Treibens kein Ende. —

Aber Katharina sollte das Glück nicht lange genießen. Kaum hatte ihre Pflegetochter das zweite Lebensjahr erreicht, so brach in der Neustadt eine verheerende Krankheit aus, und trotz aller Sorgfalt Poschachers wurde sein geliebtes Weib als eines der ersten Opfer derselben hingerafft. — Die Verzweiflung des liebenden Gatten hier zu beschreiben wäre unmöglich.

Er war zwar immer nur an ein ſtilles, beſcheidenes Glück gewohnt, aber dieſes war auch mit ſeiner Seele ſo innig verwebt, daß ihn der bittere Schlag doppelt heftig erſchütterte. Er wies jeden Troſt von ſich — er gefiel ſich in dem Folterzuſtande ſeines Schmerzes, der ihn nach und nach aufzureiben drohte. — Niemand, ſelbſt nicht einmal Hartneid durfte ſich ihm mit tröſtenden Worten nahen, er ſtieß alle kalt und bitter von ſich. Nur Mechtild litt er um ſich — nur dieſes Kind, das er wie ein Vermächtniß ſeines unvergleichlichen Weibes betrachtete, kettete ihn noch an dieſe Welt, und wirklich war dieſes es, welches ihm ſeinen heftigen Schmerz entriß, und ſeinem herben Wehe allmählig einen ſanfteren Charakter verlieh. Für ſeine Mechtild wollte er leben — ihr ſein ganzes künftiges Daſein weihen. Immer enger und enger ſchloß ſich ſein Herz an ſie — jede Stunde in welcher er ſie nicht um ſich hatte, galt ihm als eine Nichtgelebte. Die Zeit als tröſtender Engel der Betrübten, hatte in ſeine ſchmerzlichen Wunden heilenden Balſam geträufelt — eine ſanfte wehmüthige Erinnerung hielt ſeine Seele umſchlungen, und ward mild genährt durch den Anblick Mechtildens welche einſt auch ſein gutes Weib ſo innig geliebt hatte. Das Band welches einſt die Drei ſo liebend umſchlang war nicht gelöſt, nur ſchlang es ſich jetzt mit verdoppelter Kraft um die zurückgebliebenen Zwei! —

*

Wie Mechtild mit der Zeit zur blühenden, herrlichen Jungfrau geworden, haben wir im Verlaufe dieſer Blätter geſehen — ſo auch wie ſich die Liebe ihres Vaters zu ihr nicht vermindert hatte. Nicht die leiſeſte Ahnung hatte ſie davon, daß Hanns Poſchacher nicht ihr wahrer Vater war, und er ſelbſt hatte es gleichſam mit der Zeit vergeſſen. Mechtild war ſeine Freude — der Troſt ſeines Alters — er lebte nur in ihr — er kannte kein größeres Glück als ſie! —

Da drohte plötzlich ein furchtbarer, unvorhergeſehener Schlag den ganzen Himmel ſeines Glückes zu zertrümmern. —

Wie wir in einem der früheren Kapitel erzählten, kam eines Abends Hartneid unerwartet und auffallend verſtimmt zu Poſchacher und bath ihn um eine geheime Unterredung, von welcher Stunde an der alte Thurmvogt in tiefe Schwermuth verſank. Der Gegenſtand dieſer Unterredung war aber Mechtild und die fürchterliche Beſorgniß einer Trennung von ihrem Vater. Hartneid war mit dieſem kaum allein, als er ihm ängſtlich mittheilte wie ein ſchlechter Menſch der in das Geheimniß von Mathildens Herkunft verwickelt iſt, und den Hartneid längſt nicht mehr unter den Lebenden glaubte, plötzlich erſchienen ſei und durch Noth und Elend getrieben dem wahren Vater des Mädchens ihr Daſein zu verrathen beabſichtigte. Für jetzt habe

er ihn noch durch Geld und Verſprechungen zu beſchwichtigen geſucht, allein bei dem ihm bekannten niederträchtigen Charakter dieſes Menſchen, der vielleicht noch dazu durch einen geheimen Feind aufgeſtachelt würde, ſei von ihm Alles zu fürchten, und »läßt er ſich nicht mehr beſchwichtigen,« ſetzte der Alte jammernd hinzu, »treibt ihn ſeine Habſucht dazu den beabſichtigten Verrath zu machen — dann bin ich ein unglückſeliger Menſch, Du mußt Dich von Mechtild trennen, und das Mädchen iſt verloren!« —

Entſetzt blickte ihn Poſchacher an. Seine Lippe bebte — er vermochte keinen Laut hervorzubringen. Wäre aus heiterem, wolkenloſen Himmel ein Blitzſtrahl vor ihm niedergeſchmettert, er wäre nicht ſo heftig erſchrocken als durch dieſe entſetzliche Kunde. Er ſich von Mechtild trennen — von ſeiner geliebten Tochter, die er vergötterte — die er nach Gott am innigſten liebte, die ſein ganzer Troſt — ſein Alles auf dieſer Welt war — gräßlicher Gedanke, den er kaum zu faſſen vermochte! —

Das erſte Wort welches er hervorbrachte war die Bitte, ihm das Geheimniß von Mechtild's Abkunft mitzutheilen. Aber dazu war Hartneid nicht zu bringen. Ein Schwur den er geleiſtet, hielt ſeine Zunge gefeſſelt. »Nie darf dieſes Geheimniß über meine Lip-

pen kommen, als im höchſten Nothfalle gegen den, der dabei am meiſten betheiligt iſt,« ſagte er. —

Poſchacher war in Verzweiflung. Was ſollte er thun — wie ſollte er dieſes gräßliche Unheil, welches ihn aller ſeiner Lebensfreuden zu berauben drohte, von ſich abwenden. Nach langem Überlegen und Hin- und Herreden kamen die beiden Alten endlich überein, daß Poſchacher eine Summe Geldes herbeiſchaffen ſollte, um jenen gefürchteten Verräther zu beſchwichtigen, und daß ihm Hartneid von Zeit zu Zeit Kunde ſenden werde, wie ſich die Sache geſtaltete, und ob ſich die Gefahr nicht vermindere. —

So blieb es längere Zeit. Die von Hartneid verſprochene Kunde traf wirklich immer ein, aber die Gefahr blieb ſich immer gleich, denn der bezeichnete Menſch forderte immer mehr, und die geringſte Widerrede beantwortete er ſogleich mit der Drohung des Verraths. Poſchacher wurde alſo in beſtändiger ängſtlicher Spannung erhalten, und dies der Grund ſeiner Schwermuth die ihm das Herz zerfleiſchte.

Da kam noch die Belagerung der Neuſtadt dazu. Die Sendungen an Hartneid mußten aufhören, und die letzte kündete doch: »fürchte Alles — bald trifft uns das Unglück welches ich nicht mehr abzuwehren vermag!« — Was Poſchacher litt iſt unbeſchreiblich. Hätte er nur eine Stunde mit Hartneid re-

den können, er hätte Himmel und Hölle aufgeboten ſich in Beſitz des Geheimniſſes zu ſetzen. Vielleicht wäre doch noch Hilfe möglich geweſen. — So aber war er in dieſen Mauern eingekerkert, während ihn außerhalb derſelben vielleicht der Verrath bereits um ſein ganzes Hoffen betrogen! —

Doch kehren wir zu der Gegenwart zurück! —

Der alte Hanns Poſchacher ſaß alſo allein und einſam in dem Vorbau des Sturmganges und blickte ſo ſorgenvoll hinaus in die ſtille Nacht. Er wußte es, daß er unter den gegenwärtigen Verhältniſſen auf keine Nachricht von Hartneid rechnen durfte, allein die Hoffnung welche in der Menſchenbruſt niemals erſtirbt, drängte ihn dennoch immer hinaus auf jenen Platz, wo er ſo oft mit ängſtlicher Ungeduld das Herannahen eines Boten von Emmerberg erwartet hatte. Still ſaß er da, das Auge bald ſtarr auf die verfinſterten Gegenſtände richtend welche ſich vor ihm ausbreiteten — bald auf die Sternenwelt ober ihm, als wollte er ſich aus ihrem freundlichen Glanze Troſt und Hilfe erſchauen.

Wenn der Feind gegen ſeinen Thurm ſtürmte — wenn er mit der mächtigen Partiſane daſtand, und mit ungebrochener Kraft auf die kecken Andringenden einhieb daß ihm der Tod ſeinen lauten Beifall ſpendete — wenn Alles wild durcheinandertobte, und kein Ge-

danke reifen konnte, weil er ſchon wieder durch einen neuen verdrängt wurde, — da vergaß er wohl auf das was ſein Herz bluten machte. Wenn aber dann wieder die Ruhe kam, dann drang auch die Erinnerung doppelt mächtig auf ihn ein, ſo wie bei eintretender Fluthzeit die Meereswellen ungeſtüm auf den leeren Raum hinſtürzen, von dem ſie früher eine höhere Macht zurückgeſchleudert. Und dieſe Erinnerung war eine ſo bittere, ſo ſchmerzliche, als er nie Eine empfunden; ſelbſt nicht damals als er ſein gutes Weib zu Grabe getragen, denn da durfte er doch ſeinen Schmerz laut äußern, während er ihn jetzt in die Tiefe ſeiner Bruſt verſchließen mußte. —

»Immer und immer kein Wort des Troſtes!« ſagte er leiſe vor ſich hin, indem er ſein Haupt an die kalten Steine der Fenſtereinfaſſung drückte. »Und wozu auch — das Schickſal läßt ſich nicht zurückhalten in ſeinem mächtigen Laufe — es gebietet, und ich werde allein daſtehen, und keine liebende Hand wird mir die lebensmüden Augen zudrücken, und keine Thräne wird in die Grube fallen, in welche ſie mich bald legen werden!« Ein Seufzer rang ſich aus ſeiner ſchmerzgepreßten Bruſt, und ſchweigend blickte er hinaus in das nächtliche Dunkel. —

Der Gang auf welchem ſich Poſchacher befand, lief nicht in gerader Richtung bis zu der nicht ſehr

entfernten Burg, ſondern brach ſich in einen Winkel wo ebenfalls ein ähnlicher Vorbau angebracht war und zwar ober einer Stelle wo ein ſchmaler Damm den Waſſergraben der Stadt von jenem der Burg trennte, und wo die Belagerer nicht ſelten ihre wüthendſten Angriffe wagten. Durch dieſe Biegung aber war man verhindert den Gang nach ſeiner ganzen Länge zu überſehen, ja man vernahm nicht einmal an dem einen Ende, was an dem anderen vorging.

So bemerkte alſo auch Poſchacher nicht wie dort wo ſich der Gang mit der Burg verband, ein paar Männer in dunkle Mäntel gehüllt aus einer kleinen Pforte ſchlüpften, dieſe ſogleich feſt hinter ſich zuſchließend, und leiſe gegen den nächſten Vorbau hinſchritten. Der Eine von ihnen trat auf die daſelbſt ſtehende Schildwache und gab ihr ein leiſes Zeichen, worauf dieſe ohne ein Wort zu erwidern über eine der ſchmalen Aufgangstreppen hinabſtieg und ſich zwiſchen der innern Mauer verlor. Der Andere blickte vorſichtig durch die beiden Fenſter, hob dann das am Fußboden befindliche Brett auf, welches über die hier ziemlich breite Fallöffnung gelegt war, und unterſuchte indem er ſich dazu auf den Boden niederkniete, dieſelbe genau. Dieſes Fallloch, ſo breit daß ein Menſch bequem durchſchlüpfen konnte, war gerade über den Punct angebracht wo der beſagte Damm mit der Mauer

zuſammenſtieß, und war daher auch immer mit einer Schildwache beſetzt, um einen etwa verſuchten Überfall ſchnell genug zu hintertreiben. Der Mann welcher es ſorgfältig unterſuchte, blickte mit aller Anſtrengung ſeiner Augen in die Tiefe, und da er aber wegen der ringsum herrſchenden Dunkelheit nichts wahrnehmen konnte, legte er ſich platt auf den Fußboden und ſteckte den Arm nach ſeiner ganzen Länge hindurch, augenſcheinlich um irgend Etwas durchs Gefühl zu entdecken, was ſein Auge nicht zu erſchauen vermochte. Er ſchien auch wirklich das was er ſuchte gefunden zu haben, denn nach wenigen Augenblicken erhob er ſich wieder, bedeckte die Öffnung mit der Fallthür, gab ſeinem Begleiter ein Zeichen und verſchwand dann mit dieſem auf der gegenüberliegenden Treppe. —

Dieſer ganze Auftritt währte nur ein paar Minuten und ging ſo lautlos vor ſich, daß man das Ganze für ein Erzeugniß der Fantaſie hätte halten können. Die beiden Männer aber hatten kaum den bezeichneten Ort verlaſſen, ſo ertönte vom Thurme der Pfarrkirche das Horn des Wächters welches die eilfte Stunde verkündete und wurde vom Thurmwächter der Burg auf eine gleiche Weiſe erwidert. Schauerlich bebten die langgehaltenen Töne durch die Nacht. Noch war der letzte Ton nicht gänzlich erſtorben ſo öffnete ſich das Pförtlein am Neunkirchner Thorthurm und Mechtild

trat daraus hervor, um ſich zu der verabredeten Zuſammenkunft mit Anna zu begeben. Leiſe durchſchritt ſie den Gang der in völlige Finſterniß gehüllt war, bei ihrem Vater vorüber, welcher zu ſehr in ſeine Träumereien vertieft war, als daß er ihre Tritte und das ſchwache Rauſchen ihrer Kleider hören konnte. Immer vorſichtig um ſich blickend, manchmal ſtillſtehend und horchend gelangte ſie ſo bis an das obere Ende des Ganges. Sie pochte dreimal ganz ſanft an die Pforte — dieſe that ſich auf und — Anna lag in ihren Armen. — Beide Mädchen weinten vor Freude ſich nach ſo langer Trennung wieder ſprechen zu können. Sie hatten ſich ſo Vieles zu erzählen — es war ihnen Beiden ſo Vieles begegnet was ihr Herz mit Kummer und Sorgen erfüllte! — Jetzt endlich nach ſo langer Zeit durften ſie wieder eine jener ſo glücklichen Stunden feiern die ihnen beiden nach und nach zum Bedürfniß geworden; jetzt endlich durften ſie wieder einmal jenen Troſt finden den ein Austauſch der Ideen und Gefühle bei vertrauten Freunden immer mit ſich bringt. — Leiſe gingen ſie bis zum nächſtgelegenen Vorbau zurück, ſetzten ſich dort auf die ſchmale Steinbank, und begannen nun zwar flüſternd, doch ſo recht vom Herzensgrunde aus zu plaudern. —

Mittlerweile war Hanns Poſchacher plötzlich durch ein ganz eigenthümliches Geräuſch aus ſeinen Träume-

reien geweckt worden, welches vom Graben aus heraufzukommen ſchien. Er beugte ſich vorſichtig beim Fenſterchen hinaus an welchem er ſaß und horchte. Es war als ob ſich ein ziemlich heftiger Wind erhebe, und doch fühlte er nicht den geringſten Luftzug. Zugleich ſchien es ihm als hörte er ein leiſes Plätſchern des Waſſers, und als bewegte ſich etwas am entgegengeſetzten Rande des Grabens. Die Dunkelheit war aber ſo groß, daß er mit der größten Anſtrengung nichts wahrnehmen konnte — auch hörte das Geräuſch zeitweiſe auf um in wenigen Minuten neuerdings zu ertönen. Poſchacher ſchlich ſich alſo bis zum nächſten Vorbau des Ganges wo er dem Geräuſche näher war, horchte wieder, und wirklich glaubte er Tritte zu vernehmen und ein Geflüſter wie von vielen Menſchen. Was konnte dies bedeuten? Sollten vielleicht die Belagerer einen Überfall verſuchen, nachdem ſie die Vertheidiger durch den mißglückten Angriff am vergangenen Abende ſicher gemacht hatten? Er rief auf die im Gange aufgeſtellte Schildwache — eine Männerſtimme antwortete ihm. »Hört doch Freund was es da unten gibt,« rief der Thurmvogt mit gedämpfter Stimme durch die Dunkelheit welche den ganzen Gang erfüllte. »Ich höre,« war die Antwort, »aber es iſt nichts!« — »Nun das iſt doch bei Gott höchſt ſonderbar,« ſagte Poſchacher vor ſich hin, »wollte ich doch darauf ſchwören, daß

ich nahende Menſchen hörte!« — Und er horchte wieder mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, ohne übrigens etwas anderes zu vernehmen als das Geſchrei der Fröſche im Graben. Endlich, nach längerer Weile begann das Geräuſch wieder und zwar viel ſtärker als früher. Poſchacher mußte ſich Gewißheit verſchaffen. Da er aber unbewaffnet im bloßen Hauskleide war, eilte er in den Thurm zurück um daſelbſt ſeine Knechte zu wecken, ſein Schwert zu holen, und dann an den Ort zurückzukehren woher das verdächtige Geräuſch kam. —

Mechtild und Anna ſaßen indeſſen friedlich und nichts Arges ahnend beiſammen, ſie hatten ſich ſo ſehr in ihre Geſpräche vertieft, daß ſie von dem Geräuſche welches den alten Thurmvogt aus ſeinen Träumereien riß, nicht das Geringſte vernahmen. Wohl ſchracken ſie heftig zuſammen als die Stimme Poſchachers und die Antwort darauf ganz nahe bei ihnen erſchallte; allein, eben dieſe Antwort beruhigte ſie, und noch mehr aber Mechtilden die Erklärung Anna's, daß die Schildwache für ſie gewonnen ſei. »Ich habe unvermuthet einen Freund gefunden Mechtild,« ſagte Taufers Tochter, »der unſere Zuſammenkünfte von nun immer möglich machen wird.« —

»So,« antwortete Mechtild erſtaunt, »und wer iſt es denn?« —

»Du wirſt vielleicht nicht zufrieden ſein, wenn ich Dir ſeinen Namen nenne,« ſagte Anna zögernd, »denn Du mochteſt ihn niemals leiden; aber ich verſichere Dich es iſt nur ſein abſtoßendes Äußeres, welches Dich von ihm zurückhält, denn im Grunde iſt er wirklich ein guter Menſch, wie er mir durch ſeinen Beiſtand, Dich zu ſehen, eben jetzt bewieſen hat.« —

»Du meinſt doch nicht den Wälſchen?« ſagte Mechtild ſcherzend, denn ſie glaubte nichts weniger als daß dieſer der bezeichnete Freund ſein könnte. Jenen wälZauberer?« —

»Ei was Zauberer,« antwortete Anna leicht gereizt. »Ein großer Gelehrter iſt er, mit deſſen Hilfe mein Vater den Stein der Weiſen ſucht. Du nimmſt Alles gleich ſo hoch, liebe Mechtild —«

»Sei nicht böſe,« fiel ihr die Freundin ernſter werdend in die Rede, »aber ſprich, er wird es doch nicht wirklich ſein?«

»Ich ſagte Dir ja, Du nimmſt Alles zu hoch. Freilich iſt er es.« —

»Um der heiligen Jungfrau Willen Anna, wie konnteſt Du es wagen, dieſe Hilfe anzunehmen?« ſagte Mechtild heftig erſchreckt, »dieſes Mittelding zwiſchen Judas und dem Leibhaftigen.....«

»Wie Du doch kindiſch biſt Mechtild!« unterbrach ſie die Andere, »und ungerecht noch dazu. Wegen ein

Bischen Häßlichkeit biſt Du im Stande dieſen Menſchen — — —«

»Still!« ſagte Mechtild und ergriff bebend die Hand ihrer Freundin, »ſtill, hörſt Du nichts?« —

»Gar nichts,« antwortete Anna, noch immer blos mit dem Gedanken beſchäftigt, daß Mechtild ihr dem Italiener Cappuzzi verliehenes Vertrauen nicht gut heißen wollte. »Gar nichts!« mir ſcheint der bloße Gedanke an Pietro hat Dir ſchon den Muth genommen!« —

»Nein, nein,« ſagte Mechtild. »Horch da unten hörſt Du nicht die Stimmen? Sie kommen näher — heilige Jungfrau ſteh uns bei!« —

Und beide Mädchen — denn auch Anna hatte jetzt das ganz deutliche Geräuſch unter ihren Füßen vernommen — ſchmiegten ſich zitternd wie Espenlaub an einander und drückten ſich, unfähig noch einen Laut hervorzubringen oder ſich zu regen, feſt in einen Winkel des Raumes in welchem ſie ſich befanden. —

Da öffnete ſich langſam die Fallthür zu ihren Füßen und eine dunkle Geſtalt kroch daraus hervor. Es war zu finſter um ſie deutlich wahrnehmen zu können, aber ſo viel konnten die an Dunkelheit bereits gewohnten Augen der beiden Mädchen doch ſehen, daß es ein bewaffneter Krieger war, was übrigens ſchon das Raſſeln ſeiner Rüſtung verrieth. Der Fallthür entſtiegen

trat die Geſtalt ohne die vor Angſt und Schrecken ganz Gelähmten zu gewahren, in den Gang. Ein leiſer Pfiff erſcholl und wurde ſowohl von der entgegengeſetzten Seite des Ganges als aus der Tiefe beantwortet. Anna klammerte ſich krampfhaft an Mechtild welche ihrerſeits alle ihre Sinne anſtrengte um zu entdecken was da kommen würde. Da hob ſich eine zweite Geſtalt aus der Öffnung und unmittelbar hinter dieſer der Kopf einer Dritten, während unten ein verworrenes Gemurmel ertönte. Aber mit der wachſenden Gefahr erhielt Mechtild ihre volle Beſinnung, ihren ganzen Muth zurück. Als die Tochter eines Mannes welcher im Waffendienſte grau geworden — bereits Wochenlang beſtändig umringt von wilden Kampfesſcenen konnte ſie wohl über das Unerwartete erſchrecken, aber nimmermehr den in ihrer Bruſt wohnenden Muth verlieren. Ihre Freundin feſt bei der Hand ergreifend, ihr ein leiſes »Komm« zurufend und ſie raſch bei der eben aus dem Fallloche ſteigenden Geſtalt vorbei in den finſtern Gang ziehend, war die Sache eines Augenblickes. Ohne einen Laut zu verlieren, ohne ihre Freundin zur Beſinnung kommen zu laſſen eilte ſie gegen die Seite des Neunkirchnerthores. Aber kaum waren ſie einige Schritte gelaufen, ſo ſtießen ſie an einen Menſchen der ſie auffing. »Heda, wohin ſo ſchnell?« ſagte eine ſchnarrende Stimme, welche Mechtilden bekannt ſchien.

»Laßt mich los — was wollt Ihr — laßt mich los! — Verrath iſt im Anzuge!« antwortete Mechtild ängſtlich, ſich loswindend und ihre Freundin immer noch feſthaltend.

»Ei ſieh da, das iſt ja meine ſpröde Schöne,« ſagte wieder dieſelbe Stimme; »eilt nicht ſo, werdet noch früh genug ans Ziel kommen! —«

Und wie ein Blitz fuhr es Mechtild durch den Sinn; das iſt Niemand anderer als der Stadtſchreiber Niklas Wurzer. Und mit aller Anſtrengung ſich von ihm loszumachen ſuchend, ſchrie ſie nun aus voller Kehle: »Zu Hilfe Vater um Gotteswillen zu Hilfe! Verrath — ſchändlicher — —«

Sie konnte das letzte Wort nicht vollenden — derjenige der ſie feſthielt, drückte ihr ſeinen Mantel auf den Mund. »Wie die kleine Natter ziſcht,« ſagte er ſie immer feſter umſchlingend und wieder gegen den eben verlaſſenen Vorbau zurückdrängend. »Warte Du wirſt mir bald aus einem andern Tone pfeifen.«

Anna welche noch immer von ihrer Freundin feſtgehalten wurde vermochte keinen Laut von ſich zu geben. Sie ſchien durch den Schrecken ganz gelähmt. Auch fühlte Mechtild, noch immer mit ihrem Gegner ringend obgleich ihr beinahe der Athem verging, doch daß ſie ſchwankte und endlich in die Knie ſank. Eben

hatte ſie wieder einen Augenblick das Tuch vom Munde geriſſen und wiederholte ihren Hilferuf, als ſich der Gang durch Fackellicht zu erhellen begann und raſch dahereilende Männertritte vernehmen ließen. Hanns Poſchacher kam mit entblößtem Schwerte und 5 — 6 Knechten herangeſtürmt.

»Hier bin ich Mechtild!« ſchrie er, das Schwert ſchwingend und wie auf Sturmesflügeln dahereilend. — »Hier bin ich mein Kind! Muth, Muth — Du ſollſt mir furchtbar gerächt werden! Halo ſchlagt drauf los, — die Hunde müſſen alle in unſere oder des Satans Hände! —«

Und ſchon begann der blutige Angriff. Durch das Geſchrei herbeigeführt kamen aus der Burg und dem Innern der Stadt Bewaffnete herbeigerannt — von den Thürmen ertönte das Lärmzeichen — Jeder eilte auf den ihm im Falle unerwarteter Angriffe zugewieſenen Poſten. Von allen Seiten brachte man Fackeln. Ihr düſteres rothes Licht welches ſie auf die altersgrauen Mauern, auf die wilddurcheinander rennende Menge und auf die blanken Helme und Waffen warfen, erzeugte verbunden mit dem Geſchrei, mit dem Rufen der Lärmhörner, mit dem Geraſſel der Waffen, eine ſchauerliche Scene. Alles ſtürzte gegen die Umfaſſungsmauern — Niemand wußte was es eigentlich gebe, und wie beſonders bei derlei Gelegenheiten

die Überraſchung und Furcht alles vergrößert, ſo drang bald die Sage durch die Stadt, daß die Ungarn durch einen unterirdiſchen Gang zu Tauſenden hereingebrochen, und ſich bald zu Meiſtern der Stadt gemacht; eine Sage welche auf allen Seiten betäubendes Jammergeſchrei hervorrief, die wilde Scene um ſo ſchauerlicher machend. —

Indeſſen hieb Hanns Poſchacher mit ſeinen Knechten auf der einen Seite, und die aus der Burg Herbeigekommenen auf der Andern, wüthend auf die ſich ihnen Entgegenſtellenden ein. Aber der Kampfplatz war ſo ſchmal, daß kaum Zwei zugleich ihre Waffen handhaben konnten, und ſo war es alſo den Eingedrungenen ein leichtes ſich nach und nach durch das Fallloch im Vorbau zurückzuziehen ohne einen bedeutenden Schaden zu erleiden. Von allen Seiten gedrängt und durch das Geſchrei der Streitenden ganz betäubt, hielt Niklas Wurzer ſeine ſchöne Beute noch immer feſt umſchlungen, und ſuchte ebenfalls zum Falloche zu gelangen, allein damit ging es nicht ſo raſch, denn nicht nur daß die anderen Fliehenden ihn an Behendigkeit übertrafen und ihn rückſichtslos zurückſtießen wenn er ſich der rettenden Öffnung genähert, ſondern Mechtild rang mit ihm ſo heftig daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich riß ſie ſich glücklich los, fühlte aber zugleich daß ihr Anna

von der Seite gekommen. — Hanns Poſchacher war ihnen ganz nahe. »Hierher Mechtild!« rief er voll Wuth und zugleich in der größten Todesangſt um ſein geliebtes Kind. »Hierher rette Dich!« — Mechtild aber in der Sorge um ihre Freundin ihre eigene Sicherheit vergeſſend rief verzweiflungsvoll: »Anna wo biſt Du — um der heiligen Jungfrau Willen rettet ſie — Anna, Anna, hierher!« Aber Niemand antwortete Ihr, und eben wollte ſie ſich durch die noch wenigen Feinde gegen ihren Vater hindrängen, obgleich ſie der Stadtſchreiber wiederholt zu haſchen ſuchte, als ſie eine kräftige Fauſt von rückwärts ergriff und ehe ſie zur Beſinnung kommen, ehe ſie ihren Hilferuf erneuern konnte, mit ſich fortriß. In dieſem Momente hatte Poſchacher den letzten ſeiner Gegner mit einem furchtbaren Streich niedergeſchmettert und packte den ſchon halb in der Fallöffnung befindlichen Niklas Wurzer beim Kragen. Ihn mit Rieſenkraft heraufziehend ſchleuderte er ihn den nachdringenden Knechten zu welche ihn ſogleich in ihre Mitte nahmen. Er ſelbſt aber wollte durch die Fallöffnung ſeiner geraubten Tochter nach, deren halberſtickter Hilferuf bereits aus der Tiefe heraufdrang. Doch umſonſt! Die Leiter war hinweggezogen, und ſo verzweifelt er auch mit ſeinen durch die Spalte geſteckten Füßen herumſuchte um einen Anhaltspunkt zu finden, ſo griff er doch nur in der

Luft umher, und gräßlich gähnte ihm der finſtere Abgrund entgegen. Wahrſcheinlich hätte er ſich in der Verzweiflung hinabgeſtürzt wenn ihn nicht ein paar ſeiner Knechte ergriffen und heraufgezogen hätten.

Dieſe ganze letzte Scene geſchah ohne daß ein Laut über Poſchachers Lippen kam. Der Schrecken hatte ihm ſo zu ſagen alle Sinne gelähmt. Kaum war er oben an den Rand der Öffnung gebracht ſo ſtürzte er auf die Knie, ſchleuderte ſein Schwert in den finſtern Schlund, ſtreckte die Arme mit geballten Fäuſten vor ſich hin, und ſtarrte lautlos in die Tiefe; ſeine Lippen bewegten ſich als wollte er ſprechen, aber er blieb ſtumm; ſeine Augen verzogen ſich krampfhaft — aber keine lindernde Thräne quoll aus ihnen hervor. Bleich wie der Tod, die wenigen grauen Locken in wilder Unordnung um ſein Haupt flatternd — ein heftiges Athmen, mehr einem Ächzen gleich, aus der ſtahlbedeckten Bruſt hervorſtoßend, gab er ein Bild des Jammers der ſein Inneres marterte. Lautlos ſtanden ſeine Knechte um ihn und beleuchteten mit ihren rauchenden Kienfackeln ihren unglücklichen Herrn, und ſtarrten ebenſo wie er hinab in die gähnende Öffnung, aus welcher nur noch ſchwach und entfernt der Tumult der ſich bereits über den Graben zurückgezogenen Feinde heraufönte.

Ein neuer Auftritt zog den unglücklichen Greis

aus ſeiner Starrſucht — Annas Vater drängte ſich herbei. »Anna!« ſchrie er verzweifelnd, »Anna — wo iſt mein Kind! Rettet ſie mir — mein armes unglückliches Kind. Wo iſt es! —« dabei rüttelte er den greiſen Thurmvogt heftig an der Schulter; dieſer aber wendete langſam ſein Haupt nach dem Fragenden und ohne ein Wort zu ſprechen, ohne ſeine Stellung zu verändern mit demſelben Ausdruck der Verzweiflung im Geſichte zeigte er mit der Hand auf den finſteren Abgrund. Entſetzt bedeckte ſich Taufers mit beiden Händen das Geſicht. —

Die Verzweiflung dieſes zweiten ſeines Kindes beraubten Vaters machte eigentlich einen noch ſchmerzlicheren Eindruck auf die Umſtehenden, als jene des anderen. Dieſer Mann, ſtolz und hart — ſo gar kein wärmeres Gefühl zeigend weder gegen jene die ihm zunächſtſtanden, noch gegen andere; dieſer Mann welcher, wenn ihn nicht der Kampf in den Harniſch rief, kein anderes Intereſſe kannte als die Angelegenheiten des Staates, oder ſeine geheimnißvolle im Dunkel und Qualm gehüllte Wiſſenſchaft — dem ſein Kind nicht viel mehr ſchien als ein Mittel zum Zwecke — der ſtand jetzt bis ins Innerſte erſchüttert da, und rang die Hände, und raufte ſich die altersgebleichten Haare, und verfiel in ein krampfhaftes Schluchzen, wie ein rathloſes verlaſſenes Kind!

Es war herzzerbrechend, dieſe beiden Greiſe in ihrem Jammer zu beobachten, und herzzerbrechend wirkte ihr Anblick auf die Umſtehenden.

Lange hatte ſich der Feind von den Mauern der Neuſtadt zurückgezogen und auch die Bürger kehrten allmälig zu ihren verlaſſenen Wohnungen, zu ihren erſchreckten Familien zurück. Das Lärmhorn tönte nicht mehr; das wilde Rufen war längſt verhallt; aber noch immer weilten die beiden Greiſe von wenigen Knechten umgeben an der Stätte ihres Jammers. Endlich erhob ſich Hanns Poſchacher und wendete ſich langſam mit gebeugtem Haupte, mit ſchwankendem Schritte zum Heimgange. — Da erblickte er den Stadtſchreiber dem indeſſen ſeine Knechte die Hände auf den Rücken geknebelt hatten, und der mit vor Angſt verzerrtem Geſichte daſtand. Und die Züge des greiſen Thurmvogtes belebten ſich und wüthender Zorn malte ſich auf ihnen — und aus ſeinen Augen ſprühte die Flamme des Haſſes und der Rache. Er riß den Dolch aus ſeinem Gurte und denſelben hoch ſchwingend ſtürzte er auf den Zitternden los. Doch als ob ihn eine unſichtbare Macht gelähmt, blieb er plötzlich ſtehen, ließ den zum Stoße erhobenen Arm ſinken, und ſagte mit furchtbarem Ernſte: »Nein ſo darfſt Du nicht ſterben, Elender — das wäre für Dich zu gut!« — Und ohne noch eine Sylbe zu verlieren — ohne irgend ein an-

deres Intereſſe zu zeigen, ſchritt er langſam durch das Pförtchen ſeines Thurmes.

Auch Taufers hatte ſich bald laut jammernd, bald gräßliche Flüche ausſtoßend in die Burg zurückgezogen, Die Stätte des Unglücks lag verödet da — Niemand blieb zurück als eine Schildwache, ein harter Soldknecht welcher auf ſeine mächtige Partiſane geſtützt theilnahmslos durch die Dunkelheit ſtarrte. Alles war ſtill und leer. — Die ſcharfe Morgenluft zog leiſe durch die Schußſcharten des Sturmganges — die erſten fahlen Lichter der Dämmerung erhellten unbeſtimmt ſeine Räume; Alles war wieder ſo wie früher und Niemand hätte dieſer öden Stelle angeſehen daß ſie vor wenigen Minuten noch der Tummelplatz aller Leidenſchaften, der Raubſucht, des Mordes, der Rache und des entſetzlichſten Jammers geweſen. —

II.

Nachdem wir den Gang der Schickſale mehrerer uns bekannten Perſonen bis zu einem gewiſſen Wendepunkt verfolgt, ſcheint es uns an der Zeit unſere Blicke wieder nach Wien zu ſenden, wo wir den unglücklichen Wolf von Königsberg in den düſtern Hallen

ſeines Kerkers gelaſſen, zwar voll der ſüßen Hoffnung einer baldigen Erlöſung durch ſeinen treuen Ralf, aber von Tag zu Tag immer mehr von dieſer Hoffnung einbüßend durch die oft getäuſchte Erwartung. —

Über eine Woche war vergangen ſeit der alte Schließer an Luitpold das ihm anvertraute Zeichen übergeben, durch welches Wolf ſeine Freiheit ſo bald zu erlangen hoffte, und immer noch erſchien weder Wolf noch ein Anderer auf deſſen Hilfe er zählen durfte. Täglich dreimal kam der Alte zu ihm und brachte die einfache Nahrung, und jedesmal erbebte des Gefangenen Herz wenn er die ſchweren eiſernen Riegel an ſeiner Kerkerthür zurückſchieben hörte, denn jedesmal erwartete er die Ankunft ſeiner Befreier. Aber immer umſonſt. Ein kurzes »Nein« wenn auch nicht ohne Mitgefühl ausgeſprochen, beantwortete ſeine lange Frage, und die Laſt auf ſeiner Bruſt wurde immer ſchwerer, drückender — und ein Wolkenſchleier um den andern ſenkte ſich über den Stern ſeines Hoffens herab. Immer düſterer wurde ſein Gemüth — immer öfter kehrte die Reue zurück, ſich ſeiner Gefangennehmung nicht gewehrt zu haben. Wohl hätte dieß zu nichts geführt als ihn dem Tode zu überliefern — aber was war ihm der Tod gegen dieſes elende, thatenloſe, durch Gewiſſensbiſſe gequälte Daſein! Hätte er ſich damals nicht ſo geduldig den Feinden in die

Hände gegeben, ſo läge er jetzt längſt unter der kühlen Erde und ſein Geiſt durfte diejenige welche er ſo heiß liebte vielleicht ſchützend umſchweben. So aber war er in dieſes düſtere Gewölbe, dieſes offene Grab gebannt und konnte nicht vorausſehen, ob es ſich nicht über ihn für immer ſchließen würde — und konnte nicht wiſſen welchem Schickſale ſeine Anna entgegenwandle.

Sein einziger Troſt in dieſer traurigen Lage war die kleine Ella. Beinahe den ganzen Tag über blieb ſie in ſeinem Kerker. Ihre kindiſchen Spiele, ihr heiteres naives Geplauder verſcheuchte ihm oft die trüben Bilder welche ſeine Seele umhüllten — ihre liebevolle Anhänglichkeit ſöhnte ihn mit den Menſchen aus die ihn ſo ungerecht und ſchlecht behandelt — verſöhnte ihn mit dem Leben. —

Indeſſen wucherte der durch einige Mißvergnügte in die Bruſt der Wiener geſtreute Same der Empörung fort. Immer offener zeigte ſich der Geiſt des Aufruhrs, dieſes ſchreckliche Geſpenſt welches unter einer Maske von Flitter unaufhaltſam dahinſchreitet, und Alles zertritt was ihm in den Weg kommt, ob es ſich ihm entgegenſtellt oder vor ihm flieht.

Wie wir ſchon früher gezeigt beabſichtigten die Verſchwornen eine Deputation an den Herzog um von ihm die Aufrechthaltung der Wiener-Privilegien zu

fordern. Dieſer Entſchluß wurde nun wirklich ausgeführt. Albrecht empfing ſie kalt und ſtreng. Als ſie aber ihren Forderungen auch Drohungen beizufügen wagten, ſchickte er ſie voll Verachtung fort, indem er ihnen bedeutete er wiſſe was er als ihr Landesherr zu thun und zu laſſen habe, und lache nur ihrer Drohungen, denn niemals würde man von ihm etwas durch Gewalt erlangen. — Noch ſtrenger empfing er eine zweite Sendung welche von ihm die Entlaſſung der ſchwäbiſchen Räthe verlangte. »Ich habe mein Vertrauen Jenen geſchenkt die es verdienten, und nicht ein Küchenjunge, vielweniger einer meiner getreuen Schwaben ſoll von meinem Hofſtaate entfernt werden durch Euer freches Verlangen,« gab er ihnen mit der größten Entrüſtung zur Antwort. —

Nun brach der Sturm los, die Verſchwornen hatten dieſe Antwort erwartet, welche ihren ſchlechten Plänen nur förderlich ſein konnte. Nicht Ruhe, nicht Friede ſuchten ſie — nur in der Empörung, in der dadurch entſtehenden Unordnung durften ſie auf die Erreichung ihres Zieles hoffen. Laut und nach ihren Abſichten noch verdreht wurde des Herzogs Antwort dem Volke zugerufen, und dieſes durch alle möglichen Überredungskünſte und Vorſpieglungen aufgeſtachelt ſich mit gewaffneter Fauſt ihr vermeintliches Recht zu erzwingen. Bald rottete ſich alſo der Pöbel zuſammen

unter welchen man Geld und Waffen austheilte — die verſchiedenen Handwerksinnungen, die Schuſter wie immer an der Spitze, verſammelten ſich drohend und jubelnd um ihre Fahnen, und Alles bereitete ſich eifrigſt zum Angriffe auf die herzogliche Burg. —

Aber Albrecht eben ſo klug als tapfer, kam ihnen zuvor. Während ſich die Empörer zuſammenrotteten und durch die Verſchworenen noch geordnet wurden verließ er unverſehens mit ſeiner Gemalin, ſeinen Kindern und Getreuen die Reſidenz und bezog die alte Herzogsburg auf dem Kahlenberge. Von hier aus ſendete er Boten durchs ganze Land, um die ihm Treugebliebenen zur ſchnellen Hilfe aufzurufen und Söldner zu ſammeln. Er ſchloß mit einem raſch zuſammengerafften Heerhaufen die Stadt ein, ſchnitt ihr die Zufuhr zu Waſſer und zu Land ab, und bedrohte ſie mit einer ernſten Belagerung. — Dieß kam den guten, verführten Wienern unerwartet. Sie meinten ſich als die Angreifer, und ſahen ſich nun noch ehe ſie den Angriff gemacht, zur Rolle von Vertheidigern verdammt. Sie, denen man goldene Berge vorſpiegelte, welche ſie durch ihr verbrecheriſches Beginnen erwerben würden, — ſie, welche ſich durch das Unternehmen einen bedeutenden Gewinn verſprachen, denn der Eigennutz iſt doch nur immer die Haupttriebfeder welche den Pöbel zum Aufruhre führt — ſie ſahen jetzt plötzlich

all dieſe Luftgebilde entſchwinden und der ſich bald einſtellende Mangel an Lebensmitteln, gegen welchen ſie nichts weniger als vorbereitet waren, trat ihnen in ſeiner entſetzlichſten Geſtalt entgegen. Und das Volk welches man früher gegen ſeinen Landesherrn bewaffnete, kehrte nun dieſe Waffen gegen diejenigen, welche es in dieſe gefährliche Lage gebracht. Nach Brot ſchrie es und nicht nach all den geträumten Rechten — nach freiem Ausgange aus der Stadt zur Bearbeitung ſeiner Felder und Weinberge ſchrie es und nicht nach Rache. Zuſammengerottet wie es war wälzte ſich ſein fürchterlicher Schwall gegen die Häuſer der Reichen und tobte, und verlangte fluchend uud drohend Brot. Es herrſchte die gräßlichſte Unordnung. Keiner wußte mehr welcher Partei er eigentlich angehöre. Der Hunger zerriß alle Bande, mit welchen man das Volk früher liſtig zu umgarnen gewußt. Da gelang es Konrad von Breitenfeld welcher wie die übrigen Mißvergnügten weit davon entfernt war das Begonnene ſo ſchnell aufzugeben, durch ſein Zureden die Tobenden noch einmal zur Ruhe zu bringen. »Schämt Euch!« rief er ihnen zu, »Euch durch das erſte geringe Mißgeſchick gleich ſo aus der Faſſung bringen zu laſſen. Wißt Ihr nicht daß die Ungarn bereits ein Heer ſammeln, und ſich zum Kriegszuge gegen Albrecht rüſten, und daß dieſer dann alle ſeine Streitkräfte benöthiget um dieſen

Feind abzuwehren? Wißt Ihr nicht daß alle benachbarten Edeln uns brüderlich die Hand reichen und Euch den freien Ausgang aus der Stadt erzwingen werden? Wollt Ihr nicht dieß geringe Ungemach eine kurze Zeit tragen, um dann Euer gerechtes Beginnen durch einen herrlichen Erfolg gekrönt zu sehen?« —

Und wirklich beruhigten dieſe Worte das erzürnte Volk — allein nur für kurze Zeit. Bald ſah es ein, daß es nur Vorſpiegelungen ohne allen Erfolg ſeien, und die verſprochene Hilfe nicht erſchien. Immer fühlbarer wurde der Mangel — immer drückender die Hungersnoth. Und als endlich die Leiter des Aufſtandes die Weiſung ergehen ließen, daß alle Jene welche ſich nicht zu nähren vermöchten, die Stadt verlaſſen ſollen, und nur ſolche in ſelber bleiben mögen, welche zur Vertheidigung derſelben geeignet wären, da brach die Wuth des Volkes mit verdoppelter Stärke los, und nur das Dazwiſchentreten der Geiſtlichkeit vermochte die reichen Bürger und anderen Verſchworenen vor Plünderung und blutigem Mord zu retten. —

Die Sache war mißglückt — es blieb nichts übrig als gute Miene zum böſen Spiele zu machen, das verführte Volk zwang die Empörer die Gnade des Herzogs zu ſuchen. Der Schottner Abt Wilhelm wurde gewählt daß er ſich auf den Kahlenberg begebe, um durch die Vermittlung der allgemein geliebten und ver-

ehrten Gemalin Albrechts Frieden zu erlangen. Drei Tage und Nächte freies Geleite für eine Deputation von Wiener Bürgern — jedoch nur um des Herzogs Willen zu vernehmen — erwirkte der Fürsprecher, und wirklich begab ſich darauf eine Anzahl der angeſehenſten Bürger in die alte herzogliche Burg. —

Von allen dieſen Vorgängen wußte der gefangene Königsberg wenig. In jenen Winkel der Stadt wo ſein Gefängniß lag, drang der wilde Tumult nicht, welcher Wien durch längere Zeit erzittern machte, und ſein alter Schließer erzählte ihm Alles ſo verworren, daß er die Wirklichkeit nur halb zu errathen vermochte. Auch hatte ſich ſeiner nach und nach eine gewiſſe Gleichgiltigkeit bemeiſtert welche ihm beinahe alles Intereſſe für das raubte was ihn nicht unmittelbar betraf. Freiheit! das war ſein einziges Denken und Fühlen — Freiheit! das Loſungswort welches ihn aus ſeiner Lethargie aufſcheuchte. Hatte er dieſe wieder einmal errungen, dann, meinte er, würde er alles Übrige leicht überwinden können. Da trat eines Morgens der Schließer in Königsbergs Kerker mit einer Miene, welche etwas ganz Beſonderes verkündete. Ein Strahl der Hoffnung zuckte durch des Gefangenen Seele. Er ſprang von ſeinem Sitze auf und eilte dem Alten entgegen.

»Du bringſt gute Nachrichten Diether! ich leſe es aus Deinen Mienen — was gibt es — Ralf iſt da . . .«

»Ihr irrt Herr Königsberg,« antwortete der Alte mit grämlichem Geſichte, »der iſt nicht da und wird auch nicht kommen!« —

»Was ſagſt Du?« rief Wolf entſetzt und ſeine Wange erbleichte. »Und warum nicht — wer ſagte daß er nicht kommen würde?«

»Es kam ſtatt ſeiner ein ganz junger Menſch — derſelbe dem ich den Eberzahn übergeben — er ſagte der arme Ralf liege verwundet auf Pitten, welches die Ungarn belagern.«

»Verdammt. — Nun und Du ſagteſt dem Luitpold daß ich hier gefangen ſitze? —

»Nein Herr! das geht gegen die Aufträge meines Herrn. Auch fragte er nicht darnach, wahrſcheinlich überzeugt daß er von mir nichts erfahren würde. Seht Herr nehmt mirs nicht übel, aber der Junge verſteht ſich beſſer auf die Pflichten eines treuen Dieners als Ihr.« —

»Und kommt er nicht wieder?« fragte Königsberg.

»Ich denke wohl,« antwortete Diether. »Wenigſtens ſagte er daß er ſich einige Zeit in Wien aufhalten wolle, und vor ſeiner Abreiſe mich fragen würde, ob ich nichts an Ralf zu beſtellen habe. — Der arme Ralf! Einen Bolzen bekam er in die Schulter! Wird wohl aus ſein mit der Jagd!« —

Königsberg ſetzte ſich nieder auf die Steinbank,

und verfiel in düſteres Sinnen. Das Schickſal ſchien ſich gegen ihn verſchworen zu haben. Der Einzige von dem er jetzt ſeine Freiheit erwarten konnte lag ſelbſt in den Feſſeln des Schmerzes; und Luitpold — wenn er nur ein Mittel wüßte dieſen von ſeinem Daſein zu verſtändigen. Tauſend Pläne durchkreuzten ſein Gehirn — doch kaum hatte er einen zu verfolgen begonnen, ſo mußte er ihn wegen ſeiner augenſcheinlichen Unausführbarkeit wieder verwerfen. Auf den alten Schließer war nicht zu rechnen — Ella, mein Gott, die war ein Kind, wie ſollte dieſe ihm als Bote dienen! Und doch war ſie die Einzige auf welche ſich noch ſein Hoffen ſtützte. Ein Wort von ihr, deſſen Bedeutung das Kind gar nicht ahnete, konnte Luitpold in die Kenntniß ſetzen wo er ihn zu ſuchen habe. Aber wird er noch kommen — und wenn er kommt, wird ihn Ella ſehen! Dieſe Fragen beſtürmten ihn unaufhörlich und brachten ſein Inneres in die furchtbarſte Aufregung.

Indeſſen hatte der Schließer ſeine Geſchäfte im Kerker beendet und wollte dieſen eben wieder verlaſſen als er plötzlich ſtehen blieb und ſich zu Königsberg wendend ſagte:

»Halt, bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Ihr bekommt heute Abends Beſuch Herr.«

Königsberg blickte erſtaunt auf. »Ich« — ſagte er »und von wem?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete der Schließer indem er die ſchweren Riegel zurückſchob und die Pforte öffnete. »Ein Bote meines Herrn welcher ſchon längſt wieder auf ſeiner Burg iſt, kündete mirs an. Werde Euch darum auch heute meine Ella nicht herſenden, weil ich nicht weiß wann man kommt.« — Und mit dieſen Worten verließ er die Halle und die Riegel ſchoben ſich von Außen wieder vor.

Königsberg konnte ſich nicht enträthſeln wer ihn beſuchen würde. Wollte man vielleicht verſuchen ihn wiederholt für jene hochverrätheriſche Sache zu gewinnen — wollte man ihm vielleicht die erſehnte Freiheit verkünden? Wieder neuer Stoff für ſein Nachdenken, und dieſes Nachdenken war ja größtentheils die einzige Beſchäftigung welche ihm zwiſchen den düſtern Mauern ſeines Kerkers geblieben! Er blieb alſo den ganzen Tag über in der größten Spannung und bereitete ſich darauf vor, was er dem Kommenden antworten wolle, wenn es vielleicht wieder auf ſeine Pflicht gegen den Landesherrn abgeſehen wäre.

Endlich kam der Abend heran. Das Licht welches durch die kleine Fenſteröffnung in den Kerker fiel wurde immer grauer — immer düſterer.. Kaum konnte man noch die Gegenſtände in der geräumigen Halle unterſcheiden. Dumpf drang der Schall des Abendglöckleins herein und zitterte wehmüthig durch den Raum —

und als auch dieſes verklungen, da war es öde und ſtille wie im Grabe.

Königsberg war auf ſeinem Sitze eingeſchlummert. Sein Geiſt hatte ſich den ganzen langen Tag über in Vermuthungen und Entwürfen erſchöpft und ſo überraſchte ihn endlich der Schlummer, dieſer ſüße Tröſter des Unglücklichen. Plötzlich erweckte ihn das Öffnen der Pforte. Ein greller Lichtſchein von der Lampe mit welcher der alte Diether hereintrat, blendete ſeine Augen, ſo daß er dieſe ſchmerzhaft ſchloß und nicht bemerkte wie dem Schließer eine zweite Perſon auf dem Fuße folgte.

»Hier bringe ich Euch den angekündigten Beſuch,« ſagte er indem er die Lampe vor Königsberg auf den Tiſch ſtellte, und ſich zu der ihm folgenden Perſon wendend fügte er hinzu: »und Ihr wollt mir durch dieſen eiſernen Klopfer ein Zeichen geben, wenn es Euch genehm iſt dieſen Ort zu verlaſſen,« worauf er ſelbſt wieder aus dem Kerker trat, und die Pforte hinter ſich ſchloß. —

Königsberg ſtand auf und öffnete die Augen; aber ſein Sehvermögen war durch den Lichtglanz neuerdings ſo beleidigt, daß er einige Momente hiedurch nicht unterſcheiden konnte wer vor ihm ſtand. Er ſah bloß eine dunkle Geſtalt, und dieſe hatte ſich noch dazu

ſo weit von ihm geſtellt, daß er kaum ihre Umriſſe zu erkennen vermochte.

Königsberg trat auf ſie zu. »Wer wünſcht mich hier zu ſprechen — was wollt Ihr von einem Gefangenen?« Doch erſtaunt fuhr er zurück denn er erblickte jetzt eine tiefverſchleierte weibliche Geſtalt vor ſich. Die Lampe ergreifen und wieder vor ſie hintreten war ein Werk des Augenblickes. »Wer ſeid Ihr?« rief er, »ſprecht, wen habe ich vor mir?«

»Ich bin es, Königsberg,« antwortete die Geſtalt halbleiſe und indem ſie den langen ſchwarzen Schleier zurückſchlug, ſtand — Franceſca Contarini vor ihm.

Königsberg ſtand wie verſteinert da. Dieſe hatte er nicht erwartet. Seine Phantaſie welche ſich im beſtändigen Spiele mit der Hoffnung befand, hatte ihm, als er jene weibliche Geſtalt vor ſich ſah, ein ganz anderes Weſen vorgegaukelt. Und kam auch der leiſe Hoffnungsſchimmer der ihm durch die Seele zuckte aus noch ſo unwahrſcheinlicher Quelle ſo verwarf er ihn nicht, denn was iſt der aufgeregten Phantaſie unwahrſcheinlich! — Königsberg ſtand alſo wie verſteinert da, und ſtarrte auf die Dame hin. Sein Blut welches ihm wie ein ſiedender Strom durch alle Adern gedrungen, rieſelte wieder kalt in das Herz zurück. Endlich

ermannte er ſich. Er wendete ſich ab und ſtellte die Lampe auf den Tiſch.

»Ihr ſeid es,« ſagte er kalt. »Was führt Euch in dieſen Kerker?« —

»Seid nicht ſo kalt gegen mich, Königsberg,« ſagte Franceſca indem ſie ihm näher trat, »ich kam um Euch zu retten!«

»Ihr mich!« rief Wolf und ein Gemiſch von Argwohn und tiefen Abſcheues zog ſich über ſeine Mienen. »Und um welchen Preis, Dame Contarini?« ſetzte er verächtlich hinzu.

»Ihr ſeid ungerecht,« antwortete Franceſca mit dem mildeſten Tone den ſie zu erkünſteln vermochte, »ich verſah mich bei der guten Abſicht die ich hege, eines ſolchen Empfanges nicht?«

Königsberg fühlte, daß er zu weit gegangen war, daß er ſelbſt die einer Dame ſchuldige Höflichkeit außer Acht gelaſſen habe. Aber der Abſcheu den er gegen dieſes Weib empfand welches ihm gegenüber ſo oft alle Weiblichkeit verletzt hatte, war ſo groß daß ihn ihr Anblick aus aller Faſſung brachte.

Der Ton mit welchem ſie jetzt ſprach und in welchen ſie geſchickt ein gewiſſes Verletztſein anzubringen wußte rief ſeine natürliche Gutmüthigkeit wieder hervor. Vielleicht, dachte er, iſt ihre Abſicht dennoch eine reine — vielleicht biſt du wirklich ungerecht ge-

gen ſie. Und ſich ihr nähernd ſagte er mit weniger kaltem Tone: »Verzeiht Dame Contarini. Ein armer Gefangener, den man auf eine ſo abſcheuliche Art ſeiner Freiheit beraubt, wird argwöhniſch gegen Jedermann. Verzeiht, ich wollte Euch nicht beleidigen!«

»Das dachte ich wohl, Herr von Königsberg,« antwortete Francesca, indem ſie ſich auf die Steinbank niederließ und mit der ſchönen Hand die dunkeln Locken von der Stirne ſtrich. »Das dachte ich mir wohl, denn Ihr ſeid zu gut und zu edel dazu um das große Opfer zu verkennen welches ich um Euretwillen brachte, indem ich mich in die Mauern dieſes Kerkers wagte. Setzt Euch an meine Seite Herr von Königsberg, und laßt uns den Plan verabreden den ich mir zu Eurer Befreiung ausgedacht «

Königsberg ſetzte ſich nicht ohne ein widerſtrebendes Gefühl neben ſie — Francesca aber fuhr fort:

»Wie ich Eure Gefangenſchaft erfahren darf ich Euch nicht mittheilen — es würde dadurch eine Perſon in eine höchſt unangenehme Lage gerathen was ſie um Euch, den ſie hochachtet nicht verdient. Kurz ich erfuhr Euer trauriges Schickſal vor wenigen Tagen und faßte ſogleich den Entſchluß Alles Mögliche aufzubieten, Euch die Freiheit zu verſchaffen. Lange wußte ich nicht welches Mittel ich ergreifen ſollte, denn jedes wurde mir als einer Fremden doppelt erſchwert.

Selbſt den Ort ausfindig zu machen, wo ſich Euer Kerker befindet, koſtete mir außerordentliche Mühe. Nur durch Schlauheit gelangte ich endlich zur Kenntniß desſelben; allein damit war noch nicht viel gewonnen. — Doch laßt mich über die Mittel ſchweigen welche ich anwenden mußte, wenigſtens auf den Pfad zu gelangen der mich ans Ziel führen ſoll — es würde uns die Auflöſung derſelben nur viele Zeit rauben, und dieſe wurde mir karg genug zugewieſen! Luitpold von Thuenring ſelbſt, der Beſitzer dieſes feſten Gebäudes in deſſen unterem Raume Ihr lebt, deutete mir den Ort an wo ich Euch zu ſuchen habe — er ſelbſt bewilligte mir, mich zu Euch zu begeben.« —

»Dies wundert mich eben ſo ſehr,« antwortete Königsberg, beinahe mehr laut denkend als zu Francesca ſprechend — »als mich die rege Theilnahme in Erſtaunen ſetzt, welche gerade Ihr Signora für mich hegt.« Francesca ſchwieg auf dieſe Bemerkung. Dieſes ſonſt ſo raſchentſchloſſene Weib ſchien verlegen nach Worten ſuchend um das begonnene Geſpräch fortzuſetzen. Endlich ermannte ſie ſich, und wie aus einem Traume aufſchreckend begann ſie wieder: »Herr von Königsberg, ich ſehe mich gezwungen Euch hier eines der angewendeten Mittel zu Eurer Befreiung zu nennen; Ihr werdet es vielleicht nicht gut heißen — ich werde mich dadurch vielleicht in Eurer Meinung herabſetzen;

aber es war das Einzige welches mir zu Gebot ſtand, und damit es auch gelinge müßt Ihr darum wiſſen.«

Königsberg ſah die Dame mit einem argwöhniſchen Seitenblicke, an. Das Mißtrauen welches er von jeher gegen dieſe Wälſche hatte, flammte bei dieſer Eröffnung mächtig empor. »Dame Contarini...« ſagte er — doch dieſe ließ ihn nicht vollenden, und fiel ihm raſch ins Wort. »Unterbrecht mich nicht, Herr!« begann ſie wieder, indem ſie ihre Hand vertraulich auf ſeinen Arm legte. »Es kommt mir ſchwer genug Euch ein Geſtändniß zu machen, welches meinem Zartgefühle widerſtrebt, und welches ich niemals wagen würde, wenn mich nicht die Nothwendigkeit dazu triebe. Unterbrecht mich alſo nicht, damit ich den zarten Faden in meiner Hand behalte! — Wie ich Euch ſchon geſagt wurde mir, der Fremden auf welcher alle Augen argwöhniſch ruhen, jedes verſuchte Mittel doppelt erſchwert — endlich ganz unmöglich gemacht. Nur eines blieb übrig — nur ein Einziges welches Euch retten konnte, und dies ein ſo großes Opfer es mich koſtete, ſo verletzend es auf mich wirkte, mußte ergriffen werden. — Königsberg« — und ſie ſchlug dabei die Augen nieder und eine leichte Röthe flog über ihre ſo bleichen Wangen. »Ihr ſollt daraus entnehmen was ein Weib vermag welches der Stimme ihrer — heiligſten Gefühle folgt! — Ich weiß es, ich

habe keinen Anſpruch auf Euer Vertrauen, auf Eure Freundſchaft — Ihr habt es mir ſo oft gezeigt, — Ihr habt mir in der Bemühung mir es zu zeigen oft recht hart begegnet, — ich bitte Euch, laßt mich ruhig vollenden; ich muß, muß dies Alles ſagen, um mein Beginnen zu rechtfertigen... um Euch zu zeigen daß der Beweggrund meines Handelns ein reiner ſei! — Ihr habt mich hart zurückgewieſen wenn ich mich Euch freundlich nahte. — Ihr habt mein Selbſtgefühl tief verletzt, und darum mag es Euch jetzt ſonderbar erſcheinen, daß ich mich dennoch nähere — daß ich Eure Sache zu der meinigen mache, und alle Hinderniſſe unverzagt überſchreite welche ſich mir in den Weg legen, um Euch zu retten, wo es mir vielleicht gleichgültig ſein ſollte, was das Schickſal über Euch verhängt — daß ich mich an Euch dränge, auf die Gefahr hin, von Euch den ich achte, mißkannt zu werden, um Euch die Freiheit zu verſchaffen Euren ſelbſtgewählten Weg fortzuwandeln der den Meinigen wohl niemals berühren wird. Dies alles mag Euch ſonderbar erſcheinen Königsberg; Ihr kennt das Weib nicht, das feſt bei dem verharrt was ſein Herz einmal gewählt — das dem Rufe ſeiner innigſten Gefühle folgen muß ob ihm auch die Welt ihre eiſigen Vorurtheile entgegen wirft! Ihr kennt das Weib nicht, welches der Mahnung des Verſtandes entſchlüpft um

dem unwiderſtehlichen Drange ſeiner Gefühle zu folgen!«

Schweigend blickte Francesca nach dieſen Worten vor ſich hin. Ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Bruſt. Sie ſchien heftig bewegt, und die Hand welche ſie unvermerkt auf jene des jungen Mannes gelegt zitterte. Langſam hob ſie den Blick zu ihm empor und ihr thränenfeuchtes Auge ſprach in dieſem Augenblicke mehr, als früher ihr Mund.

Königsberg wußte nicht was er antworten ſollte. Die ſchlaue Venezianerin hatte ſeine ſchwächſte Seite erkannt, — ſie ſprach zu ſeinem Gemüthe. Er ſtarrte wortlos vor ſich hin, und fühlte ſein Mißtrauen gegen ſie gebrochen. So kann die Falſchheit nicht ſprechen dachte er, ſo zeigt ſich nur ein reines uneigennütziges Handeln. Er dachte an die Vergangenheit — er dachte daran wie er dieſem Weibe ſo oft verletzend begegnet; und warum — weil ihn ihre Art und Weiſe zurückſtieß, — weil er vielleicht nicht bedachte, daß das heiße Blut eines ſüdlichen Erdſtriches in ihren Adern kochte — weil ihre Art, verſchieden war von der, mit welcher die kälteren Töchter ſeines Vaterlandes zu handeln pflegen. Und darum hatte er ſie verkannt, — und darum hielt er ſie für ſchlechter als ſie war! — Dies alles überdachte er jetzt, und bereute es, ſie ſo behandelt zu haben — und er hätte viel darum gege-

ben ihr dies begreiflich zu machen, wenn er nur die richtigen Worte gefunden. Aber ehe es dazu kam, fuhr Francesca fort:

»Entschuldigt Herr von Königsberg, ich spreche da immer von mir, und vergesse darüber die Hauptsache. Hört also das Mittel welches ich ergriffen, und zürnt mir nicht!«

»Niemals hätte ich es dahin gebracht, mich Euch zu nähern wenn ich nicht Chuenringen und der Welt überhaupt beigebracht, daß ich ... daß wir ... daß wir — in einem näheru Verhältnisse zu einander stehen — verzeiht mir« fügte sie schnell hinzu als sie bemerkte wie Königsberg bei diesen Worten heftig zusammenschrack und sie mit erstaunten Blicken betrachtete — »verzeiht mir, aber es blieb mir kein anderes Mittel — es war das Einzige! — Die Menschen welche Euch so grausam behandelten mußten einen Grund kennen welcher mir es wünschenswerth macht Euch zu sehen, zu sprechen, — und dieser Grund fand sich nur darin, daß mich ein heiliges Liebesband an Euch kettet — ein Band welches unsere Herzen längst umschlang. Nur so konnte ich den Argwohn verscheuchen, welcher bei den unglückseligen Verhältnissen in welche Ihr Euch unbesonnen gestürzt, selbst noch Euren Kerker unablässig umlauert.«

Königsberg war ganz erstarrt. Tausenderlei Ideen

durchkreuzten ſein Gehirn. Er mit dieſem Weibe in einer nähern Verbindung, in einem Liebesverhältniſſe ſeit langer Zeit! Sein kaum beſchwichtigter Argwohn trat mit verdoppelter Kraft auf. Wenn ſie das erführe — wenn man es ihr zuflüſterte. Und wird es ihr Vater nicht — wird dieſer jene ſchändliche Lüge nicht mit voller Begierde ergreifen, um ſie von ihm zu trennen, um ſeine Abſicht mit ihr leichter zu erreichen? Und was mußte Anna von ihm denken — in welcher erbärmlichen, verächtlichen Geſtalt mußte er ihr erſcheinen — er, deſſen Herz ſie allein zu beſitzen glaubte — dem ſie ihr Herz mit ſo vollem, unbedingten Vertrauen hingegeben. Wie fürchterlich mußte ſie dieſe Täuſchung verletzen, wie gräßlich ihr Herz zerfleiſchen! Konnte ſie es wohl überleben, ſich ſo ſchändlich betrogen zu ſehen — mußte ſie dieſer Schlag nicht vernichten? —

Alles dieſes fuhr wie ein Blitz durch ſeinen Kopf. Er ſprang heftig erregt auf. »Und das habt Ihr gethan Francesca Contarini,« rief er mit glühendem Geſichte und funkelnden Augen — »und das habt Ihr wirklich offen kundgegeben?«

»Das habe ich,« antwortete Francesca mit niedergeſchlagenen Augen. »O Ihr wißt nicht mein theurer Freund, welches Opfer mich es koſtete die heiligſten Gefühle — Doch verzeiht,« ſtammelte ſie verlegen, »Ihr habt mich ſo erſchreckt, daß ich nicht weiß was

ich ſpreche. — Es iſt auch grauſam von Euch die tiefſte Seite meines Innern ſo rauh ans Licht zu ziehen, an welchem ſie nimmer erſcheinen ſollte! Das habe ich gethan Königsberg — und ich bin ſtolz darauf daß ich es vermochte! Ich konnte Euch nicht leidend wiſſen — es brach mir das Herz wenn ich daran dachte daß Ihr in der vollſten Jugendblüthe, in der vollſten Manneskraft zwiſchen dieſen dumpfen Kerkermauern verkümmern ſollt — vielleicht Jahre lang . . .«

»Wie ſagt Ihr — jahrelang?« rief Königsberg entſetzt, und ſein früher aufgeflammter Zorn wich dem Schrecken. Er glaubte aus dem was er in jener Verſammlung gehört und was ihm Chuenring geſagt daß ſeine Gefangenſchaft höchſtens bis zum Ausbruche der Empörung dauern würde, und dieſer ſollte ja in der kürzeſten Zeit erfolgen. Wie ſehr mußte ihn alſo Francescas geäußerte Befürchtung erſchüttern. —

»Ja wohl jahrelang,« ſagte ſie mit dem Tone und den Mienen tiefſter Betrübniß. »Ihr habt gar viele Feinde theuerer Freund — Feinde welche ſich vielleicht nicht bis zu Eurem Wappenſchilde erheben, ſondern unter Euren Füßen im Dunkeln umherkriechen, und darum nur noch gefährlicher ſind. Nicht Chuenring, nicht Schrattenſtein, nicht Stubenberg oder irgend einer jener Edlen die Euch hier gefangen halten — dazu bedarf es ihres Willens nicht. Die

traurigen Verhältniſſe welche das Land bewegen haben ihre Erinnerung längſt von dieſen Mauern — von Euch abgelenkt. Wer denkt noch daran daß Ihr hier als Gefangener ſchmachtet — wer wird ſpäter daran denken wenn die Brandfackel des Krieges immer gräßlicher über Öſterreich leuchten wird. Vergeſſen bleibt Ihr dann hier — ein Spielball niederer Rachſucht Eurer bisher kaum beachteten Feinde. Und niemand anderer als dieſe kennen Euren Aufenthalt — keiner Eurer Freunde vermag Euch zu retten! Ihr bleibt für ſie verloren — man wird Euch längſt unter die Zahl der Todten rechnen, während Ihr noch hier dem Elende und Jammer ausgeſetzt ſeid. — Nicht immer wird man Euch ſo milde behandeln wie Ihr gegenwärtig behandelt werdet. — Nicht immer wird man Menſchen um Euch dulden welche den gräßlichen Zweck nicht erfüllen den man mit Euch beabſichtigt. — Man wird es ſchon ſo zu veranſtalten wiſſen, daß Ihr gänzlich die Beute derjenigen werdet, die erſt dann über den königlichen Hirſch herfallen, wenn ihn der Pfeil des Jägers traf und er machtlos in einer tiefen Felsſchlucht verendet.«

»Gräßlich, gräßlich!« rief Königsberg, indem er ſich die Augen mit der Hand bedeckte, gleichſam als wollte er das ſchreckliche Bild abwehren, welches ihm Franceſca vormalte.

»Wohl mögt Ihr bereits viel gelitten haben, armer Freund« — ſagte ſie mit einem beobachtenden Seitenblick und indem ſie, ſich ebenfalls von ihrem Sitze erhebend, theilnehmend ſeine Hand ergriff, »und zwar doppelt gelitten durch Eure ſo ungerechte Behandlung, ſo wie zugleich durch den abſcheulichen Verrath den man an Eurem Herzen begangen . . . . . .«

»Verrath — Verrath an meinem Herzen? Was meint Ihr damit?« fragte Königsberg, die Dame erſtaunt anblickend.

»Nun ſeht ich wußte ja wie es um Euer Herz geſtanden,« antwortete Francesca mit niedergeſchlagenen Blicken. »Ich müßte kein weibliches Auge haben, um dies nicht bald zu durchſchauen. Ihr habt wärmer geliebt, als ihr kalten Männer des Nordens ſonſt im Stande ſeid. Aber eben darum iſt es um ſo ſchändlicher, für Euch um ſo ſchmerzlicher, ſich ſo abſcheulich hintergangen zu wiſſen . . . . . .«

»Ich verſtehe Euch nicht, Dame Contarini,« ſagte Königsberg, und das Mißtrauen ſtieg wieder in ſeiner Seele auf. »Was meint Ihr mit dem Allem.«

»Wie, Ihr wißt nicht?« entgegnete Francesca mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens. »Ja ſo, Ihr könnt es vielleicht noch gar nicht wiſſen — und ich Unglückliche, welche kam in Eure Wunden Balſam zu träufeln, reiße dafür eine Wunde auf!« —

»Sprecht doch — ſprecht!« ſagte Königsberg, ſie immer feſt anblickend.

»Nun wenn Ihr es verlangt,« fuhr Francesca fort, »ſo ſei es. Aber verzeiht mir, unglücklicher Freund, daß ich es bin die Euch aus einem ſchönen Traume weckt. Mir blutet das Herz — aber Ihr verlangt es! — Ja mein Freund, Anna hat Euch vergeſſen — kaum wart Ihr von Wien verſchwunden, als man ſie, die ſonſt ſo ſcheue Jungfrau die Bewerbungen Frohberg's freundlich und ich möchte ſagen zuvorkommend annehmen ſah. Alles war erſtaunt — denn man hielt ſie früher immer für ein blödes Kind. Aber ſie war plötzlich wie verändert. Luſt und Freude lachte aus ihren Augen — ſie war auf allen Feſten welche des Landgrafen von Thüringen Vermählung nach ſich zog immer von Frohberg umſchwärmt und ſchien damit höchlich zufrieden. Eure Feinde mögen auch in dieſer Beziehung das Ihrige gethan haben!« —

»Weiter, weiter!« ſagte Königsberg mit gepreßter Stimme, indem er die Arme über die Bruſt kreuzte, und mit durchdringenden Blicken Francesca beobachtete.

»Was ſoll ich noch weiter ſagen — ich nahte mich ihr einmal und nannte Euren Namen abſichtlich ſo laut, daß ſie ihn hören mußte. Sie wendete ihren Blick auch wirklich zu mir — aber weder Erſtaunen noch ſonſt ein Intereſſe war darinnen zu leſen. Schon im

nächſten Augenblicke gab ſie ſich wieder eben ſo eifrig wie früher dem Vergnügen hin, und plauderte lebhaft mit Frohberg. Armer Freund — daß ich Euch dieſe Wunde ſchlagen mußte! Beſſer aber Ihr erfahrt es jetzt als ſpäter wo es Euch nur die Freude über die wieder erlangte Freiheit vergellen müßte. — Anna hat ſchändlich an Euch gehandelt und verdient wahrlich nicht daß Ihr Euch um ſie grämt. Schon im künftigen Frühjahre iſt ihre Vermählung beſtimmt, der ſie ſo freudig entgegenzuſehen ſcheint.«

»Und wenn ich meine Freiheit wieder erlange — wenn Ihr mich hinausführt aus dieſem Kerker — was ſoll dann mit mir geſchehen — was ſoll ich dann beginnen? — Ihr habt gewiß auch daran gedacht Francesca — Ihr werdet das Werk welches Ihr begonnen gewiß nicht halb vollendet laſſen — Ihr werdet mich gewiß nicht einer traurigen Lage entreißen, um mich einem noch tieferen Jammer zu überliefern!« ſagte Wolf langſam und mit einem furchtbaren Ernſt auf ſeinen Zügen.

»Gewiß nicht, mein armer unglücklicher Freund!« antwortete Francesca, welche im Tone ſeiner Stimme nichts als die Verzweiflung über ſeine vernichteten Hoffnungen zu erkennen meinte. »Ihr dürft nicht hier bleiben, in einem Lande, unter Menſchen, welche Euch ſo tiefe Wunden geſchlagen. Ihr müßt fort von hier

— weit fort — und da dachte ich mir denn . . . . . aber verſteht mich recht Herr von Königsberg . . . . da dachte ich mir Ihr zöget nach Italien. In ſeinen milden Lüften werdet Ihr Balſam finden für Eure wunde Bruſt — und für Euren Schmerz . . . . .«

»Sprecht ſchöne Francesca — ſprecht!« ſagte Königsberg ernſt und ſcheinbar ruhig.

»Mein theuerer Freund, wie ſoll ich das ſagen, was zu ſagen mich mein Herz drängt; werdet Ihr mich darum nicht verkennen?« antwortete die Dame, indem ſie meiſterhaft eine gewiſſe Verwirrung zeigte. O Königsberg, wie ſeid Ihr Männer ſo glücklich, daß Ihr ohne Scheu Euer Inneres offenbaren dürft! . . . Ich wollte ſagen: für Euern Schmerz findet Ihr gewiß ein theilnehmendes Weſen welches ihn mit Euch tragen wird, ich ſelbſt würde Euch eine theilnehmende Freundin ſein . . .«

»Ich weiß genug!« unterbrach ſie Wolf. Auf ſie zuſchreitend und ihren Arm feſt ergreifend und den düſteren Blick auf ihr Auge gerichtet das ſie ängſtlich zu ihm erhob, ſagte er: »Ich weiß genug Signora! Und Du Schlange meinſt wirklich, daß ich mich durch den Gifthauch Deiner ſchönen Stimme einſchläfern laſſen würde? Du meinſt wirklich daß ich nicht im Stande bin Deinen fein ausgedachten Plan zu durchſchauen? Du hoffſt mich durch die ſchrecklichen Bilder, welche

Du mir vormalſt einzuſchüchtern, um mich dann ſicherer in Dein giftbeſudeltes Netz zu locken? Du wagſt es, die reine Seele eines Weſens deſſen Namen auszuſprechen Deine Lippen nie würdig waren, zu beflecken, um zu Deinen ſchlechten Zweck zu gelangen? Elende, verächtliche Creatur! — bewundere meinen Gleichmuth, welcher mich abhält Dich zu zertreten wie ein giftiges Gewürm, deſſen Schweſter Du biſt — danke es der Verachtung, welche ich gegen Dich empfinde, daß ich Deine ſchändlichen Vorſchläge beenden ließ, ohne Dich an dieſen Steinen zu zerſchmettern, wie Du es verdienſt . . . . .«

»Aber Königsberg — was ficht Euch an!« unterbrach ihn Francesca zitternd und tödtlich erblaſſend. Aber dieſer, bebend vor Wuth, ließ ſie nicht weiter ſprechen.

»Schweig erbärmliches Weib — kein Laut mehr über Deine giftigen Lippen, ſonſt halte ich, ein Gefangener, in dieſen Mauern über Dich Gericht! Aber die Schändlichſte von Allen biſt Du, denn Dein Beginnen iſt nicht nur ſchlecht ſondern auch verächtlich! Ich habe Feinde, ich weiß es und ſchändlich haben die Menſchen, Deine Helfershelfer an mir gehandelt! Darum fort von mir, und ich rathe Dir, begegne mir nie mehr auf meinen Wegen, denn die Nachſicht, welche ich jetzt gegen Dich übe, weil ich Dich verachte iſt

erſchöpft, — und trittſt Du mir noch einmal nahe ſo rechne nie mehr auf ſie!« —

Und mit dieſen Worten drängte er die vor Zorn Bebende gegen die Pforte, ergriff den Klopfer und ſchlug einige Male mit voller Kraft auf die Eiſenſtäbe.

Francesca bot einen ſchrecklichen Anblick. Ihre wahnſinnige Leidenſchaft hatte ſie zu einem Schritt verleitet, von dem ſie ſich ſicheres Gelingen verſprach. Sie war ſo verblendet, daß ſie die mißtrauiſchen Blicke nicht bemerkte, mit welchen ſie Königsberg beobachtete — Sie ahnete nicht, daß der plumpe Deutſche, wie ſie ihn nannte, ihre wälſche Schlauheit durchſchauen würde. Der Schrecken, den er bei der Schilderung ſeiner Zukunft äußerte, gab ihr vollen Muth, ließ ihr jede Vorſicht vergeſſen, und raſch ſchritt ſie auf das Ziel los, welches ſich ihre niedrige Seele vorgeſetzt. — Wie ein Donnerſchlag traf ſie alſo die Gewißheit, daß ſie zu unvorſichtig gehandelt, — daß ſie zu früh triumphirt; wie ein Donnerſchlag Königsbergs Worte. — Zitternd vor Zorn und Scham, ſtand ſie da. Das Blut war ihr aus dem Geſichte getreten, und eine fahle, leichenhafte Bläſſe bedeckte ihre Lippen. Nur die großen ſchwarzen Augen funkelten wie ein paar glühende Kohlen aus ihren bleichen Decken hervor, und ſprachen die ganze Fülle von Haß und Rachſucht aus, welche in ihrer Bruſt wogte. Das

Haupt, von welchem die reichen, rabenſchwarzen Locken herabrollten, geſenkt, und das zürnende Auge auf denjenigen, der ſie beſiegt, gerichtet, — der eine Arm ſchlaff herabhängend, die Fauſt des anderen den Königsberg noch immer krampfhaft gefaßt hielt, auf ihre Bruſt gedrückt, wo ſie unter ihren Kleidern den Dolch verborgen hielt, den ſie immer bei ſich trug, — ſo ſtand ſie da, einer wilden Tigerkatze gleich welche überlegt, ob ſie es nicht noch einmal verſuchen ſoll, ihre ſcharfen Krallen in die Bruſt ihres Bändigers zu ſchlagen; — ſo ſtand ſie da, als ſich die Pforte öffnete und der Schließer mit der Kienfackel in der Hand durch das heftige Klopfen erſchreckt raſch hereintrat. »Da führe mir dieſes Weib hinweg ehrlicher Alter!« rief Königsberg, indem er Franceſca ihm zuſchleuderte. »Es iſt das Schlechteſte was Du noch in Deinem Kerker verwahrt. Führe es fort von hier und hüte Dich daß Dich die Schlange nicht mit ihrem Giftzahne verletze!« —

Franceſca ſtürzte aus dem Kerker, die Pforte ſchloß ſich und Königsberg war allein. Heftig bewegt ging er auf und nieder ſein Gemüth war ſo empört, daß er lange zu keinen ruhigen Gedanken kam. Die lange Zeit ſeiner Gefangenſchaft hatte ihn ruhiger gemacht, als er es früher jemals war. — Der Raum ſeines Kerkers war ihm beinahe lieb geworden. Der Friede, welcher

in ſelben ununterbrochen herrſchte, wirkte wohlthätig auf ſein durch mancherlei Stürme erſchüttertes Gemüth; — die einzigen Menſchen, welche ſelben nebſt ihm betraten, der ehrliche alte Diether, das ſchuldloſe Kind Ella hatten nur freundliche Ideen daran geknüpft. Jetzt aber, wo dieſen Raum ein Weſen betreten, das ihn mit der tiefſten Verachtung erfüllte, ſchien er ihm entheiligt, und es war ſeit der bittern Stunde ſeiner Gefangennehmung das erſte Mal, daß er ihn unleidlich fand, daß ſich ſeine Seele mit dem Gedanken marterte, wie er ihn verlaſſen könnte.

Er löſchte die Lampe aus. Den Boden wollte er nicht mehr ſehen, der ſie, die Schändliche getragen — er wollte die Gegenſtände nicht erblicken welche ſie berührt. Die Luft ſelbſt kam ihm verpeſtet vor in welcher ſie geathmet, und unwillkürlich ſtellte er ſich unter das kleine Fenſter durch welches die friſche Nachtluft hereinſtrömte, und der Mond ſeinen Silberſtrahl warf.

Er fühlte ſich unglücklicher als jemals. Sein Muth der ihn bis jetzt in keinem Momente verlaſſen, ſchien mit Einenmale entflohen. Die Ruhe, das einzige Gut welches ihm zwiſchen dieſen öden Mauern geblieben, war ihm geraubt und ſein Geiſt mit neuen Beſorgniſſen erfüllt worden.

Hat Franceſca wirklich ausgeſtreut — und er zwei-

felte daran keinen Augenblick — daß er mit ihr in irgend einem näheren Verhältniſſe ſtehe: was mußte ſich Anna von ihm denken, wie mußte ſie leiden. Und er konnte gar nichts dagegen thun; er blieb ein armer Gefangener, der Alles über ſich ergehen laſſen mußte was die Niederträchtigkeit der Menſchen über ihn verhing. Sein guter Name blieb ihrer Boßheit ein Spielball den ſie nach Luſt und Abſicht umherſchleudern durfte; und Niemand durfte ſich ſeiner annehmen, Niemand konnte es; denn ſein plötzliches Verſchwinden mußte bei den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen jedenfalls Argwohn erregen — einen Argwohn den er nie wieder zu zerſtreuen vermochte wenn man ihn vielleicht Jahre lang, vielleicht bis zu ſeinem Ende in dieſen Mauern gefangen hielt.

Schrecklich quälten ihn dieſe Gedanken, und zwar um ſo ſchrecklicher da er nirgends Hilfe und Rettung erblickte. Selbſt die Hoffnung auf Ralf entſchwand ihm; und Luitpold — mußte dieſen nicht ein Unglück betroffen haben daß er ſich nicht mehr um ihn bekümmerte, oder hatte er keine Ahnung von ſeiner Gefangenſchaft — oder hatte man ihn ſchlau auf eine andere Fährte gewieſen? Wer konnte das enträthſeln. —

Doch, wie das ſo oft geſchieht, daß der plötzliche, unwillkürliche Gedanke an irgend eine Perſon die Ahnung ihrer Nähe zu ſein ſcheint, ſo war es

auch hier der Fall. — Königsberg vertiefte ſich eben in ſeine bitteren Gedanken, als durch die kleine Fenſteröffnung der entfernte Ton eines Liedes hereindrang. Er horchte erſtaunt, denn niemals ſeit ſeiner Gefangennehmung war von dieſer Seite irgend ein anderer Ton erklungen als etwa das Brauſen des Windes, was ihn zu der Idee brachte daß jene Öffnung auf irgend einen verödeten Hof oder in eine von Menſchen niemals betretene Gegend führe. Es mußte ihm um ſo auffallender jetzt ſein, in der Nacht plötzlich daſelbſt eine Menſchenſtimme zu hören. Das Lied war eine der Weiſen, wie er ſie oft im Gebirge von den Jägern gehört. Indeſſen klang es ſo entfernt, ſo ſchwach, daß er die Worte nicht vernehmen konnte, und hörte endlich ganz auf.

Königsberg war bereits zu ſehr an raſch aufflammende und eben ſo raſch getäuſchte Hoffnungen gewöhnt, als daß ihn dieſer ſeltene Zufall länger beſchäftigen ſollte.

Kaum war alſo der letzte Ton des Liedes verklungen, ſo wanderten auch ſeine Gedanken davon ab, und kehrten wieder auf ihren düſtern Pfad zurück. Aber plötzlich erſchallte das Lied von Neuem. Zwar eben ſo ſchwach und entfernt ſcheinend aber die Worte ſchärfer ausdrückend. Und wieder endete der Geſang und die frühere Todtenſtille trat ein. Als er aber zum dritten,

zum vierten Male ſich hören ließ, ſchenkte ihm Königsberg doch größere Aufmerkſamkeit, und unwillkürlich pfiff er die ihm wohlbekannte Weiſe nach. Da verſchwand der helle Mondſtrahl welcher durch die Öffnung in die finſtere Halle fiel. Königsberg blickte empor und ſah den Kopf eines Menſchen, welcher ſich zwiſchen die Öffnung hineindrängte. Und wieder ertönte leiſe der Geſang — es war Luitpold's Stimme. »Luitpold — biſt Du es?« rief Königsberg, und das Herz pochte ihm laut in der Bruſt.

»Gott ſei gelobt — ſo habe ich mich dennoch nicht getäuſcht!« antwortete Luitpold's Stimme leiſe. »Iſt dies alſo der Ort den Ihr bewohnt?« —

»Freilich wohl — mein trauriger Kerker,« ſagte Königsberg. »Suchſt Du alſo mich, Luitpold — wie kommſt Du her?« —

»Fragt mich um nichts Herr, jede Minute droht uns Verrath!« erwiederte Luitpold haſtig. »Ich weiß, Ihr ſeid hier, und das iſt mir jetzt genug. Vertraut auf mich!« — und mit dieſen Worten verſchwand Luitpold's Kopf vom Fenſter und der Geſang ertönte in gewiſſen Zwiſchenräumen noch einige Mal, immer ſchwächer und ſchwächer bis er endlich mit dem leiſen Geſäuſel der Nachtluft verſchwand, welche wieder mit dem hellen Mondenlichte in den dunkeln Raum des Kerkers drang.

III.

Mehrere Tage waren verſtrichen ſeit den eben erzählten Begebenheiten, ohne daß ſich in Königsberg's Kerker etwas beſonderes zutrug. Die Erinnerung an Francesca Contarini wurde durch das Erſcheinen Luitpold's und die dadurch neuerdings erweckte Hoffnung ziemlich verwiſcht und nur ein einziges Mal dadurch hervorgerufen, daß die kleine Ella von der böſen ſchwarzen Frau zu ſprechen anfing und der alte Diether mit mancherlei unwilligen Geberden äußerte wie dieſe Frau eine große Feindin Königsberg's ſein müſſe, da ſie, ehe er, der Schließer, ſie aus der Hauspforte geleitet, noch gar viele fürchterliche Verwünſchungen und Drohungen in deutſcher und wälſcher Sprache gegen den Ritter ausgeſtoßen. Als aber Königsberg bat dieſen Gegenſtand nie mehr zu berühren, ſo enthielt ſich ſowohl der Alte als auch das kluge kleine Mädchen davon zu ſprechen, denn beide hatten den ruhigen Gefangenen ſo lieb gewonnen, daß ſie mit größter Sorgfalt Alles vermieden was ihm unangenehm ſein könnte.

Indeſſen war die Deputation der reichen und angeſehnen Bürger, gezwungen durch das nach Lebensmitteln ſchreiende Volk, auf den Kahlenberg gezogen.

Ihr Empfang daſelbſt war für ſie höchſt demüthigend. Nicht Albrecht ſelbſt ſondern blos einige ſeiner ſchwäbiſchen Räthe empfingen ſie um nach ihrem Begehren zu forſchen. — Was wollten ſie thuen. Durch die fürchterlichſten Drohungen des Volkes eingeſchüchtert, welches endlich einſehen gelernt, daß man es nur als ein Mittel zum Zwecke betrachtete — daß es blos ſeine Hände herleihen ſollte um die Kaſtanien aus den glühenden Kohlen zu langen, ohne dabei viel mehr als verbrannte Finger zu gewinnen — brachten ſie alſo den Verhaßten ihre Anliegen vor, und zwar die Bitte um Beſtättigung ihrer Freiheiten gegen das Verſprechen einer bedeutend größeren Abgabe als bisher geleiſtet wurde. — Aber das war nicht das was Herzog Albrecht verlangte — nicht das was er von ſeinen empörten Unterthanen verlangen konnte und mußte. Es wurde den Abgeſandten bedeutet daß ſich Herzog Albrecht niemals zu Unterhandlungen mit den Empörern herbeilaſſen würde — wohl aber verlange er von ihnen daß ſie ihre Schuld reumüthig bekennen und um Gnade flehen. Wollten ſie ſich alſo vor ſeiner geweckten Rache wahren, ſo ſtehe es ihnen frei baarfuß und mit unbedecktem Haupte alle ihre Privilegien ihm zu Füßen zu legen, und demüthig zu erwarten was er darüber verfügen werde. Auch habe zugleich binnen drei Tagen und Nächten die Stadtmauer gegenüber der neuen her-

zoglichen Burg eingeriſſen zu werden. — Wollten ſie ſich dazu bequemen, ſo würde man vielleicht Gnade für Recht ergehen laſſen.

Betrübt kehrte die Geſandtſchaft heim und hinterbrachte dieſe Botſchaft der ungeduldig harrenden Verſammlung der Empörer. Neue Widerſetzlichkeit — neuer Aufruhr. Man wollte dem ungerecht ſcheinenden Anſinnen des Herzogs Trotz bieten. Man wollte es bis zum Äußerſten kommen laſſen. Nochmals verführten die Haupträdelsführer das Volk aufzuſtehen, nochmals ſprach man davon eine förmliche Belagerung aushalten zu wollen bis die Ungarn und Böhmen zu Hilfe herbeieilten — nochmals trug man drauf an, die Unbemittelten aus der Stadt zu entfernen, und ſo die Zahl derjenigen zu vermindern welche man nähren mußte.

Aber dazu war es jetzt zu ſpät. Das zur Beſinnung gekommene Volk rottete ſich zuſammen, und drang wüthend auf die Häuſer der Empörer ein. »Nieder mit ihnen,« ſchrie es, »die uns blos um ihres eigenen Vortheils Willen opfern wollen, nieder mit denjenigen die uns durch ihre Teufelskünſte verführten dem Herzoge unſern Gehorſam zu brechen, um uns ins ſichere Verderben zu führen! Schlagt ſie todt alle dieſe ſchlechten Hunde, reißt ihre Häuſer nieder wo ſie Brot und Lebensmittel im Überfluſſe bergen,

plündert und verbrennt Alles was ihr dort findet! Albrecht iſt unſer Herr — er wird für uns ſorgen, nicht aber jene welche uns dem Hunger und Elende preis geben.« So heulten und drohten die wuthentbrannten Haufen, und den Worten folgte auch raſch die That. Wüthend vor Hunger und Rache ſtürzten ſie ſich auf die Häuſer der reichen Empörer und begannen das furchtbare Zerſtörungswerk. Nichts hielt ſie mehr zurück; kein Bitten und Flehen der Gemäßigteren, keine Verſprechungen der Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ein Haus um das andere wurde in die Arbeit genommen, geplündert, niedergeriſſen, angezündet. In mehreren Theilen der Stadt loderte ſchon die Flamme empor, und nur mit aller Mühe vermochten ſich die Empörer vor der allgemeinen Volkswuth zu retten. Selbſt als ſich bereits eine zweite Deputation auf den Kahlenberg begeben, wo ſie endlich nach vielen Bitten und Flehen Albrecht baarfuß und mit unbedecktem Haupte vor ſich gelaſſen — ſelbſt als man ihnen dort ihre Privilegien zerriß und vor die Füße warf, bis auf jene welche dem Herzoge und ſeinen Räthen unſchädlich ſchienen; ſelbſt als ſie demüthig Treue und Gehorſam gelobt, und ſowohl im Allgemeinen wie im Einzelnen Gehorſambriefe mit Unterſchrift und Inſigel ausgeſtellt — ſelbſt da noch hat ſich der Rachegeiſt im Volke nicht geſtillt und es zogen noch große

Schaaren ſtürmend vor die Häuſer der ihnen ſo verhaßt gewordenen Aufwiegler.

Es war am Tage ehe die beſagte zweite Deputation vom Kahlenberge nach Wien zurückkehrte, als die Glocke auf dem Thurme der Kirche Maria am Geſtade heftig geläutet wurde — ein Zeichen daß wieder eine ſtürmende Rotte im Anzuge gegen eines der zum Opfer auserſehenen Häuſer ſei. Und Alles flüchtete ſich von den Straßen — die Hauptpforten wurden verriegelt, die Fenſterläden feſt verſchloſſen und Jeder erwartete mit Bangigkeit wohin ſich der fürchterliche Zug wälzen werde.

Der Himmel war mit dichten Wolken bedeckt, und hatte den Schatten der Nacht früher ausgeſtreut als ihre Stunde gekommen war. Kaum vermochte man durch das unbeſtimmte Zwielicht die einzelnen Gegenſtände zu erkennen. — Der Wind blies ziemlich ſtark durch das Donauthal und jagte über die düſtern Gebäude der Stadt hin und fing ſich in ihren krächzenden Wetterfahnen, und wirbelte den Staub empor in den verödeten Straßen.

Da loderte plötzlich in der Gegend des jetzigen Judenplatzes ein heller Feuerſchein auf, als ob bereits eines der dort vereinzelt ſtehenden kleinen Häuſer in vollem Brand ſtünde. Auch ließ ſich ein dumpfes Brau-

ſen vermiſcht mit wildem Geſchrei vernehmen welches zu dieſer Vermuthung berechtigte, und welches ſich gräßlich mit dem unermüdlichen Läuten der Sturmglocke vereinigte. Auch in dieſer Gegend hatte ſich Alles von den Straßen in die Häuſer geflüchtet, und es herrſchte eine Öde als ob die Peſt hier alles Leben vernichtet hätte. Nur durch die enge und finſtere Wildwerkerſtraße (der heutigen Wipplingerſtraße) ſchritt eine männliche Geſtalt, aus deren leichtem und flüchtigen Gang man entnehmen konnte daß ſie der Jugend angehörte. Sie war in einem dunkeln Mantel gehüllt; der Wind peitſchte die dichten blonden Locken welche unter der tief ins Geſicht herabgezogenen Lederkappe hervorquollen. Neugierig horchend blieb ſie an einer Ecke ſtehen als ob ſie irgend Etwas erwarte, und als ſie das wilde Brauſen vernahm machte ſie ein leiſes Zeichen der Zufriedenheit und trat auf den Platz hinaus auf welchem eben der grelle rothe Feuerſchein empor loderte.

Mehrere hundert Männer meiſtens der niedern Handwerksklaſſe angehörig ſtanden hier verſammelt, und zündeten unter drohendem Geſchrei große Kienfackeln an einem Feuer an welches zu dieſem Zwecke auf der Mitte des Platzes aus dürrem Reiſig und Holzſparren loderte. Die Menge entflammte ſich durch wilde Geſänge, durch Fluchen und Drohen zu immer größeren Wuth,

nur ſchien ſie nicht ganz einig, gegen welchen Gegenſtand ſie dieſelben richten ſollte.

»Wo er nur bleiben mag,« riefen einige aus der Rotte welche in der einen Hand die Fackel, in der Andern ein ſcharfes Beil ſchwangen, »wo er nur bleiben mag? Hier hat er uns zuſammen beſtellt, und nun ſind wir längſt verſammelt, ohne daß er ſich blicken läßt?« —

»Ei wozu brauchen wir ihn — wir finden den Weg auch ohne dem!« ſchrien ihnen Andere eben ſo Bewaffnete entgegen.

»Und welchen Weg ſollen wir einſchlagen,« rief eine rauhe Stimme welche wie der Sturm durch einen Eichwald tönte; »wißt Ihr ihn? Wohin ſollen wir unſere Rache lenken? — Iſt's nicht einerlei?« entgegneten die Früheren. »Wird wohl auch nur ein ſo junger Naſeweis geweſen ſein, welcher ſich mit Euch ein Kurzweil machte! — Darum vorwärts und wo immer hin! Es gibt Häuſer genug die bisher verſchont geblieben, und deren Bewohner doch unter die Erzſchelme gehören. Fort alſo, — ſuchen wir Valtram Vatzo heim oder den Schednitzer oder den filzigen Kautz den Griffe dort an der Kirche!« —

»Nichts da,« ſchrien die Zweiten, »laßt uns noch warten. Er kommt gewiß denn es ſchien ihm ſelbſt

gar Viel daran zu liegen, und nicht umſonſt bittet ein ſo wackerer Junge — ein echter Wiener!«

»Wie heißt er denn, und wer iſt er doch?« fragte einer der Männer welcher eine Hauptrolle in dieſem Drama übernommen zu haben ſchien.

»Weiß es nicht,« war die Antwort, »er iſt ein braver Junge und ſomit genug. Wenn er doch kommen wollte!« —

»Da iſt er ſchon!« rief eine helle jugendliche Stimme, und die Geſtalt aus der Wildwerkerſtraße machte ſich durch die Menge Bahn. Ein allgemeiner Jubelruf begrüßte den jungen Mann. Er hatte den Mantel etwas zurückgeſchlagen — der Fackelſchein beleuchte ſein Geſicht und wir erkennen Luitpold. —

»Da iſt er ſchon Freunde, den Ihr erwartet,« rief er noch einmal der jubelnden Menge zu. »Meint Ihr denn ich würde mein gegebenes Wort brechen? Alſo vorwärts jetzt, mir nach, Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein! Doch halt, noch Eins — Ihr gabt mir Euer Wort nicht zu brennen — ich hielt das Meinige, haltet auch das Eurige? Ich muß mich auf meine braven Landsleute verlaſſen können!«

»Nein, nein — nicht anzünden — nicht brennen!« rief die Menge.

»Alſo drauf los!« ſchrie Luitpold, nahm einem Nebenſtehenden das Beil aus der Hand und ſetzte ſich

an die Spitze des Zuges. »Du Peter und Dein Vetter,« ſagte er leiſe zu ein paar Männern welche ihm ſchweigend an der Seite blieben, »Ihr folgt mir auf jeden Schritt. Ihr wißt daß Ihr durch mich mehr erwerben könnt als in dieſem alten Rabenneſte, wo Ihr mit mehreren Hundert theilen müßt. Ich verlaſſe mich auf Euere Treue!« Beide nickten bejahend und hielten ſich feſt an Luitpold ob auch der Menſchenſchwall ſie einige Mal von ihm trennen wollte.

Während ſich dieſes ganz in der Nähe und außerhalb des Gebäudes begab, in welchem Wolf von Königsberg nun ſchon mehrere Wochen lang im Kerker ſchmachtete, hatte dieſer davon keine Ahnung. Das Haus ſelbſt ſtand im äußerſten Winkel der Stadt, hart an den ſie von der Donau trennenden Umfaſſungsmauern, und der Kerker ſelbſt war auf deſſen Rückſeite angebracht, ſo daß durch das einzige kleine Fenſterchen, welches daraus ins Freie führte, kein Laut des auf der Straße herrſchenden Treibens vernommen werden konnte, und nur einer mit der ganzen Localität ſehr Vertrauter ſich vom Walle aus dieſer von Außen einem Kellerloche gleichenden Öffnung zu nahen vermochte. So hatte alſo auch Luitpold welcher aus dem ganzen Hergange der Sachen vermuthen mußte, daß derjenige den er ſuchte in dieſem Gebäude gefangen gehalten wurde, nach manchen fruchtloſen Ver-

ſuchen endlich den Weg zu deſſen Rückſeite gefunden, wo er auf die beſchriebene Art jeder kleinen Öffnung ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und dem Gefangenen durch ſeinen Geſang bei jeder derſelben ſich zu erkennen zu geben bemüht war.

Königsberg hatte heute einen beſonders trüben Tag gehabt. Der Umſtand daß bereits mehrere Tage verſtrichen waren ſeit ihn Luitpold gefunden ohne daß ſich dieſer wieder genähert, machte ihn beſorgt. Verſchiedene Zweifel ſtiegen vor ſeiner Seele auf. Daß Luitpold Alles für ſeine Befreiung anwenden würde, hielt er ſich wohl überzeugt — ob es ihm aber gelingen, ob er Kraft und Ausdauer genug dazu beſitze, ob ihm dazu nicht jedes Mittel entriſſen würde, ob er nicht vielleicht bei ſeinen Bemühungen ſelbſt in die Hände der Feinde gefallen — dies waren andere Fragen welche ſich Königsberg nicht zu beantworten vermochte, und die ihn nun unaufhörlich quälten. Bei jedem Geräuſche welches ſich ſeiner Pforte nahte fuhr er in banger Erwartung auf; jedes Geräuſch außerhalb ſeines Gefängniſſes weckte ihn des Nachts aus dem Schlafe, er befand ſich in einer beſtändigen Aufregung welche keine Vernunftgründe zu beſchwichtigen im Stande waren. Mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit las er in des alten Schließers Mienen wenn dieſer ſeinen Kerker betrat, um zu erforſchen ob

ſich nichts Außergewöhnliches zugetragen, durch klug-geſtellte Fragen ſuchte er bei Ella zu ergründen ob ſie nichts Beſonderes bemerkt. Aber Alles umſonſt — beide blieben ſich ganz gleich, und es war ſomit gewiß daß Luitpold von dieſer Seite ſeine Befreiung nicht zu verſuchen wagte. Er ahnete nicht wie ſich ſein junger Freund indeſſen nach uud nach und mit der höchſten Vorſicht ohne Verdacht zu erregen, um alle Verhältniſſe dieſes Hauſes erkundigte; wie er unabläſſig bemüht war, Allem nachzuforſchen was ihn zum Ziele führen konnte; wie er endlich die Gelegenheit der häufigen Angriffe des Wiener Volks auf die Häuſer der gegen Herzog Albrecht Empörten benützte um ſeinen Zweck zu erreichen. —

Königsberg hatte alſo einen ſehr trüben Tag voll Unruhe und Zweifeln in ſeinem öden Kerker vollbracht, den heute nicht einmal die Gegenwart der freundlichen kleinen Ella beleben konnte. Still und einſam ſaß er in dem immer düſterer werdenden Raume und gab ſich ſeinen traurigen Gedanken hin, in bitterer Erinnerung an die Vergangenheit und voll quälender Beſorgniſſe für die Zukunft. — Er ſtützte das Haupt ſchwermüthig auf ſeine Hand und ſein Auge blickte unverwandt empor zum kleinen Fenſter wo das Licht der Dämmerung hereindrang, matt verglimmend wie der Stern ſeines Glückes.

Da weckte ihn ein Geräuſch an der Pforte aus

ſeinen Träumen. Sie öffnete ſich und der alte Diether in der einen Hand die Leuchte tragend und an der andern Ella führend trat herein. Es war ein ungewöhnliches Erſcheinen — um dieſe Stunde pflegte der Schließer ſonſt niemals ſeinen Gefangenen zu beſuchen. Kein Wunder alſo daß dieſer bei der Geiſtesſpannung in welcher er ſich jetzt immer befand, mit forſchenden Blicken auf den Eintretenden ruhte und ſein Herz in der Bruſt heftig pochen fühlte.

Kaum war der Alte in den Kerker getreten und noch damit beſchäftigt die Pforte hinter ſich zu ſchließen, als die kleine Ella ſchon zu Königsberg hineilte und ihn zärtlich liebkoste. »Nun Du kleiner Schelm,« ſagte er zu dem Kinde, während ſich ſeine Stirn entwölkte, »wo bliebſt Du denn heute daß Du mich nicht beſuchteſt?« —

»Ich durfte nicht kommen — der Vater ließ es nicht zu,« antwortete die Kleine mit ſchmerzlich bewegten Mienen.

»Ließ es nicht zu?« fragte Königsberg erſtaunt auf den Alten blickend, »und warum nicht?«

»Ach, die böſe ſchwarze Frau war wieder hier...«

»Wie die ſchwarze Frau ſagſt Du Kind, Franceſca?« rief der Gefangene beinahe entſetzt zurückfahrend, ſo daß Ella heftig erſchrack.

»Sei nicht böſe lieber Wolf,« ſagte ſie mit wei-

nerlicher Stimme, »aber ich dachte mir wohl, daß Du auch darüber erſchrecken würdeſt; ach, ich habe mich ſehr vor ihr gefürchtet — ſehr, und der Vater der war ſo böſe, ſo böſe, wie ſelbſt damals als ich ſeinen Lieblingskrug zerbrach — und die ſchwarze Frau — hu! wie die Abſcheuliche ſprach, man konnte ſie gar nicht verſtehen, und . . . .«

»Ella ſchweige mein liebes Kind,« unterbrach ſie ihr Vater, welcher die Lampe auf den Tiſch geſtellt hatte, und ſich dem Gefangenen näherte, während dieſer durch die Erinnerungen an Francesca in die frühere düſtere Stimmung verſunken war. »Setze Dich dort in den Winkel und unterbreche uns nicht mehr!«

Darauf ſich zu Königsberg wendend fuhr er fort: »Herr, Ihr werdet Euch erinnern, daß ich zum Schluſſe unſerer erſten Unterredung mein Wort gab, zu Euerer Befreiung willig meine Hand zu bieten, wenn dies nämlich nicht gegen meine Pflicht ſtrebt. — Der Augenblick iſt nun gekommen, wo ich mein Wort zu löſen vermag und Euch, der Ihr ſo hoch über mir ſteht, zeigen kann, daß auch ein armer Knecht ſein gegebenes Wort hält!« —

»Wirklich!« rief Königsberg aufs höchſte überraſcht, »Du wollteſt dies alter ehrlicher Freund! Doch der Lohn ſoll nicht ausbleiben. Diether ich will . . .«

»Sprecht nicht von Lohn Herr,« unterbrach ihn

der Schließer ernſt, »ich biete meine Hand zu Euerer Befreiung aus Überzeugung und nicht um des Lohnes willen. Hört mich an Herr, ich muß Euch Alles ſagen, denn Ihr ſollt mein Handeln nicht mißdeuten. Als ich von meinem Herrn die Weiſung erhielt Euch hier als Gefangenen zu bewahren ſtand es mir nicht zu darüber zu rechten, ob dies gerecht oder ungerecht ſei, denn ich hatte keine andere Pflicht als zu gehorchen, — nur wenn ich die ſichere Überzeugung einer Ungerechtigkeit gehabt, hätte ich mich jener Pflicht entbunden gehalten, denn zu einer ſchlechten Handlung lieh der alte Diether niemals ſeine Hände her! Ich widerſtand alſo Euren Anerbietungen wie Ihr Euch alſo erinnern werdet, und habe Euch fortan behandelt wie mir geboten war, obſchon in meinem Innern oft der Zweifel aufgeſtiegen ob ich damit nicht eine Niederträchtigkeit fördern helfe. Da ſendete mein Herr jene wälſche Dame zu Euch. Ihr Erſcheinen war mir, ich weiß nicht warum, widerlich. Als ich aber bei ihrem Fortgehen Eure Entrüſtung gewahrte, als ich Eure Worte vernahm und gleich darauf die entſetzlichen Drohungen und Verwünſchungen die ſie gegen Euch ausſtieß indem ich ſie an die Pforte geleitete, da wurde mir ganz unheimlich zu Muth und ich begriff Eure Worte, und ich ſtaunte wie mein Herr in irgend einem freundlichen Verhältniſſe zu dieſem bösartigen

Weibe ſtehen könne. — Doch, wie geſagt, es war meine Sache nicht darüber zu rechten, und ſo äußerte ich meine Bemerkungen nicht wieder gegen Euch, blieb aber feſt entſchloſſen Euch zu warnen wenn es etwa an der Zeit wäre.«

»So vergingen die Tage, ohne daß ſich etwas Beſonderes zutrug bis auf heute, wo plötzlich gegen Mittag mir ein Diener meines Herrn anzeigte, daß die fremde Dame kommen würde und ich Alles zu thun habe was ſie von mir verlangen wird. Nicht ohne einiges Grauen empfing ich dieſe Weiſung; denn was konnte jenes Weib verlangen als Böſes! Jedoch meiner Pflicht treu, erwartete ich ſie. Es war in der erſten Stunde dieſes Nachmittages als ſie erſchien. — Herr wie ſoll ich Euch ſagen was ich vernehmen mußte! Das iſt ein Weib — der leibhaftige Gottſeibeiuns iſt es, glaubt mir Herr! Ihre ſchwarzen Augen glühten wie Kohlen als ſie mit mir ſprach, und über ihr Geſicht zog ſich ein ſolch teufliſcher Ausdruck daß mir noch ſchaudert wenn ich daran denke! — Doch hört! Sie begann damit, ſich genau nach Allem zu erkundigen was ſeit dem Abend als ſie hier war mit Euch vorgegangen — ſie wollte wiſſen ob Ihr nicht um ſie gefragt — ob Ihr nicht das Verlangen geäußert noch einmal mit ihr zu ſprechen. Und als ich dies verneinte und ſagte wie Ihr mir geboten Euch

nie mehr an ſie zu erinnern, wurde ſie bleich wie ein Geſpenſt vor Zorn, ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und murmelte mit ihren blaſſen Lippen einen Fluch — einen Fluch Herr, wie ich ihn ſelbſt von einem Manne nie vernommen! Ich bekreuzte mich und trat zurück, denn jeden Augenblick erwartete ich wie ſie ſich plötzlich als das zeigen würde für das ich ſie hielt. Sie aber ſagte: »Gut er hat entſchieden, und ſo mag er ſich die Folgen ſelbſt zuſchreiben!« Dann trat ſie auf mich zu, ganz nahe, ſo daß ich den heißen Hauch ſpürte welcher aus ihrem Munde quoll, und ſagte leiſe: »Du haſt die Weiſung Deines Herrn, nach meinem Willen zu handeln?«

»Ja,« antwortete ich.

»Unbedingt, verſtehſt Du mich Alter, ganz unbedingt. Dein Wohl und Weh hängt davon ab, ſo wie jenes Deines Kindes!« ſagte ſie wieder und ihr Feuerblick durchbohrte mich faſt.

»Ja,« antwortete ich ihr, auf das Entſetzlichſte gefaßt, obgleich bebend vor Angſt.

»Alſo gut,« war ihre Antwort, »hier haſt du ein Fläſchlein — dies bewahre wohl — und ehe du heute Abends deinem Gefangenen den Wein vorſetzeſt, ſo ſchütte deſſen Inhalt in ſelben. Laſſe Dich dann nichts kümmern was geſchieht, verſtehe mich wohl — du betrittſt dann den Kerker nicht mehr, bis ich mor-

gen Früh hier erſcheine. Sei verſchwiegen und thue Deine Pflicht — Dein Leben hängt davon ab! Finde ich aber Alles wie ich es erwarte, ſo magſt Du auf reichen Lohn rechnen. Indeſſen nehme dieſes hier!« und mit dieſen Worten legte ſie einen ſchweren Beutel mit Goldſtücken auf den Tiſch.« —

»Ich zitterte vor Schrecken und Entrüſtung ſo ſehr, daß ich nicht gleich zu antworten vermochte. Als ſich aber das Weib wandte um meine Stube zu verlaſſen vertrat ich Ihr den Weg. Niederträchtige Giftmiſcherin, rief ich in der höchſten Wuth, Teufel in Menſchengeſtalt — meinſt Du einen ehrlichen alten Diener durch Dein Gold zu verblenden und ihn der Hölle zu weihen der Du wahrſcheinlich entſtiegen biſt! Meinſt Du daß Du mich durch Gewinn oder Nichtgewinn zu verführen um Dein Höllenwerk zu vollbringen, und mich ſo ſchlecht zu machen, wie Du ſelbſt biſt? Fort aus meiner Stube Du Teufelsweib, fort von hier, und laßt Du Dich noch einmal erblicken, ſo ſperre ich Dich in das tiefſte Gewölbe dieſes Hauſes, wo Dein Schreien und Jammern zu keinem Menſchenohre dringen kann, und wo Du verhungern ſollſt wenn Du Dir nicht etwa durch Deine Teufelskunſt einen Ausweg zu verſchaffen weißt. Fort von hier! und damit ſtieß ich ſie, die vor Wuth nicht ſprechen zu können ſchien, aus meiner Stube und drängte ſie raſch durch den Gang

bis an die Hauspforte und aus dieſer warf ich Ihr den Blutlohn ſammt dem Fläſchlein mit dem Höllengebräu auf die Straße nach, daß es klirrte.« —

»Ganz vernichtet kehrte ich in meine Stube zurück. Meine arme kleine Ella ſaß da und weinte. Der fürchterliche Auftritt hatte das Kind erſchreckt. Ich ſuchte es zu beruhigen, aber Herr ich geſtehe Euch, ich ſelbſt weinte wie ein Kind. — Gegen vierzig Jahre habe ich meinem Herrn treu gedient nach allen meinen Kräften, redlich und gewiſſenhaft wie es nur ein armer Knecht vermag — und jetzt wo mein Haar weiß, wo ich zum ſchwachen Greis geworden, jetzt will mich mein Herr durch dieſen Teufel von Weib zum Schufte, zum Mörder machen. Meine Rechnung iſt abgeſchloſſen! Mein Herr hat an mir einen treuergebenen Diener gehabt — aber über mein Seelenheil räume ich ihm keine Macht ein. — Man hat mir anfangs geboten Euch in ehrliche Gewahrſam zu nehmen — ich habe es gethan, ohne zu fragen, ohne zu rechten. Jetzt will man Euch durch eine Niederträchtigkeit aus dem Wege ſchaffen, — und jetzt erkläre ich Euch unter meinem Schutze. Mit jener ſchlechten Handlung halte ich meine Verbindlichkeit gegen Herrn Luitold von Chuenring aufgehoben. Noch in dieſer Stunde verlaſſe ich ſein Haus — wohin ich mich wenden werde mit meiner armen Ella weiß Gott — und Ihr Herr verlaßt das

Haus mit mir, wenn es Euch genehm iſt. Von mir aus ſeid Ihr kein Gefangener mehr! — Möge mir Gott verzeihen wenn ich Unrecht handle, aber ich kann nicht anders! — Wollt Ihr mir alſo folgen, ſo macht Euch bereit. Ich fürchte wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, die Contarini wird gewiß nach Rache dürſten.« —

»Dank, alter ehrlicher Mann, tauſend Dank!« rief Königsberg, ihm beide Hände hinſtreckend. »Du gibſt mir das höchſte Gut, die Freiheit wieder!« .....

»Sprecht nicht von Dank Herr!« ſagte Diether abwehrend. »Daß Ihr Vornehmen doch niemals begreifen wollt, wie wir Armen auch aus bloßer Überzeugung und ohne auf Dank und Lohn zu rechnen, handeln können!«

»Das glaube ich von Dir Alter, und wenn ich es von keinem Menſchen glaube! Aber bei dem Vergnügen welches Du Dir machſt, etwas Gutes zu vollbringen, mußt Du mir eine gleiche Freude gönnen. Du führſt mich aus dieſen Kerkermauern — ich führe Dich dafür nach meinem Pitten. Schon um meiner lieben kleinen Ella willen, der ich ſo manche milde Stunden während meiner Gefangenſchaft verdanke — mußt Du mir folgen!« —

»Topp Herr,« entgegnete der Alte freudig, ſeine Hände in jene Königsbergs legend, »ich folge Euch

— und Ihr ſollt an mir einen treuen Diener gewinnen ſo lange noch dieſe morſchen Knochen zuſammenhalten. Bis ich Euch aber dahin folgen kann, werde ich mich hier bei einer Muhme verbergen ..... doch horch, was iſt das für ein Lärmen und Toben?«

»Auch ich hörte den wilden Tumult ſchon längere Zeit,« entgegnete Königsberg.

»Gott verhüte daß es mit unſerer Flucht zu ſpät ſei, und das Weib ihre teufliſchen Pläne bereits in Ausführung gebracht! Will doch ſehen was es gibt!« — und damit öffnete er die Pforte und trat hinaus.

Aber kaum hatte er den finſtern Gang betreten, welcher zu der Pforte des Gefängniſſes führte, ſo ſtürzte ihm ſchon einer der wachhabenden Knechte entgegen, und rief mit dem Tone des Schreckens: »Um Gott! Meiſter Diether, ſie ſtürmen das Haus!«

»Was faſelſt Du — wer ſtürmt?« entgegnete ihm der Schließer, während es Außen wie ein wild bewegtes Meer brauſte und tobte, und fürchterliche Axtſchläge an der ſchweren Hauptpforte des Gebäudes donnerten.

»Das Volk ſtürmt!« ſchrie der Knecht. »Hört nur ihre Äxte und Brecheiſen — es iſt entſetzlich!« Und der zweite und der dritte Knecht kamen herbeigerannt,

und beide riefen voll Entſetzen: »Rettet Euch, rettet Euch! die Pforte beginnt zu wanken — noch wenige Augenblicke und ſie dringen herein!« Diether gab ihnen keine Antwort mehr, er eilte in den Kerker zurück. »Fort, fort Herr,« rief er Königsberg zu indem er Ella auf ſeinen Arm hob, »keinen Augenblick darf gezaudert werden, ſonſt ſind wir verloren! Durch ein kleines Pförtlein kann ich Euch einen Ausweg zeigen — iſt auch dieſer von den Stürmenden beſetzt — dann Gnade uns Gott!« — Und Ella tragend ſtürzte er, gefolgt von Königsberg welcher ſchnell die Leuchte ergriffen, aus dem Kerker. — Furchtbar dröhnte das Arbeiten der Äxte und Brecheiſen durch alle Räume des großen Gebäudes, welches in ſeinen Grundfeſten zu erbeben ſchien. Schlag auf Schlag, Stoß auf Stoß erſchütterte die Pforte. Schon waren einige der ſchweren Pfoſten und Eiſenbeſchläge zerſchmettert, und gräßlich drang der wilde Jubel der Stürmenden zugleich mit dem düſteren Scheine der Fackel herein. — »Aufgemacht, aufgemacht,« ſchrie der raubluſtige Haufe, »denn dringen wir ohne Eurer Hilfe hinein, ſo ſeid Ihr Alle Kinder des Todes.« Und wieder begann das furchtbare Schlagen und Brechen und ein Pfoſten um den andern fiel zerſchmettert herab. Die Flüchtlinge, geleitet durch Diether eilten durch mehrere Gänge und Hallen. Ihnen folgten die drei bewaffne-

ten Knechte. Sie kamen durch die weite Halle wo jene Verſammlung der Empörer Statt gefunden, und wo Königsberg ſeiner Freiheit beraubt worden. Schaudernd blickte er auf dieſen ihm bekannten Raum. Von hier ging es wieder weiter, Treppe auf, Treppe ab, wieder durch endlos ſcheinende Gänge bis ſie am Ende eines ſolchen zu einem wohlbewahrten Pförtlein gelangten. Aber das Blut erſtarrte ihnen in den Adern, auch vor dieſem Ausgange hörte man das Toben des Volkes — auch hier wurde bereits mit aller Kraft an der Erzwingung des Einganges gearbeitet. »Wir ſind verloren,« rief Diether, »heilige Jungfrau ſtehe uns bei! Doch halt — noch ein Ausweg iſt mir bekannt. Schnell zurück!« — Und zurück ging es nun wieder in zitternder Eile durch Gänge und Gemächer in derſelben Richtung in welcher ſie gekommen. Die Armen wußten nicht daß der Hauptbeweggrund dieſes wüthenden Volksangriffes Königsbergs Befreiung war, ſie wußten nicht wie Luitpold früher ſorgfältig alle Ausgänge des Gebäudes ausgekundſchaftet, um verſichert zu ſein, daß man Königsberg nicht entführen könne. —

Ein furchtbarer Schlag erſchütterte das Gebäude — die Pforte war erbrochen und jauchzend ſtürzte die beutegierige Menge herein. Bisher hatte den Flüchtigen die Leuchte gedient welche Königsberg noch im-

mer trug — aber ein plötzlicher Windſtoß der durch die erbrochene Pforte alle Räume durchjagte, verlöſchte ſie, und ſie waren in tiefe Finſterniß gehüllt. Diether ergriff mit der noch freien Hand den Arm Königsbergs und ſchritt unaufgehalten durch die ihm wohlbekannten Räume fort, während ſich die drei Knechte von ihnen verloren. Immer näher und näher drang das Toben der hereinſtürmenden Volksmenge. Weder der alte Schließer noch ſein Schützling ſprachen ein Wort — durch die dichte Finſterniß tappend liefen ſie immer vorwärts. — Selbſt die kleine Ella ſchwieg beklommen und ſchmiegte ſich nur mit ihren zarten Armen an den Nacken des Vaters.

Da erhellte ſich plötzlich der enge Bogengang in welchem ſie ſich eben befanden. Mehrere Männer mit Fackeln kamen ihnen entgegen. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Raſch zog daher Diether ſeinen Begleiter in eine Fenſterniſche, und hier feſt aneinander und an die Wand geſchmiegt, erwarteten ſie ob man ſie entdecken würde oder nicht. —

Glücklich eilten die Erſten an ihnen vorüber ohne ſie zu ſehen. Ihre Raubluſt ließ ihnen nicht Zeit weder rechts noch links zu blicken. Aber ihnen kamen noch einige Andere nach, und daher durften es die Flüchtlinge nicht verſuchen, ihr Verſteck zu verlaſſen. Da erſchallte plötzlich laut gerufen Königsbergs Name.

Es war Luitpolds Stimme. — Königsberg machte eine unwillkürliche Bewegung und wollte eben dieſen Ruf beantworten, als Einer von den Vorübereilenden ihn bemerkte. Und die Fackel gegen ihn haltend rief er auf die Übrigen: »Heda, ſeht her — da haben wir die Bewohner des alten Teufelsſchloſſes — die müſſen uns zeigen wo ſie ihre Schätze verborgen halten,« und mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand aus um ihn zu ergreifen. Aber Königsberg trat raſch vor, riß die Fackel aus ſeiner Hand und ſchlug ihn damit ſo heftig ins Geſicht daß er brüllend vor Schmerz zurückſank; er ſelbſt aber rief ſo laut es ſeine Stimme vermochte nach Luitpold. — Der erſte Angriff war zurückgeſchlagen, aber wie man vermuthen konnte ohne Erfolg. Im nächſten Augenblicke ſchon erhielt Wolf einen ſo derben Schlag auf die Schulter daß die Fackel welche er noch immer muthig ſchwang, ſeiner Fauſt entſank, und zugleich drängte ſich ein ganzer Schwarm fluchend und drohend gegen ihn und den Alten. Sie ſchienen verloren. Keine Macht des Himmels konnte ſie vor der Volkswuth retten wenn nicht Luitpold erſchien. Dies raſch überlegend rief alſo Königsberg beſtändig ſeinen Namen und zwar mit einer ſolchen Kraft, daß er den Tumult und das Geſchrei rings umher überbot, und ſeine Stimme weithin durch die Hallen tönte.

Und wirklich war dies die Rettung vom augen-

ſcheinlichſten Untergange; denn als ſchon Mehrere die unglücklichen Flüchtlinge mit ihren rohen Händen ergriffen hatten, um an ihnen Rache für den auf ihren Gefährten geführten Schlag zu nehmen, drängte plötzlich Luitpold durch die tobende Menge bis zu dem Gefangenen. »Halt da,« rief er, »das iſt meine Beute! Sucht Euch Gold und was Ihr wollt, aber dieſen da überlaßt mir. Dort in jenen Hallen findet Ihr unermeßlichen Reichthum, nicht wahr, Alter,« ſetzte er hinzu, um ihre Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu richten, »dorthin eilt, daß man Euch nicht zuvorkomme!« —

Dieſe beſtimmte Sprache that die gewünſchte Wirkung. Unverweilt eilten die Angreifer der bezeichneten Richtung zu, ohne ſich ſelbſt um ihren verwundeten Gefährten zu kümmern, welcher ſich noch immer halb bewußtlos auf dem Boden wälzte. —

Kaum waren ſie allein, ſo ergriff Luitpold Königsbergs Arm und wollte ihn raſch fortziehen. Aber dieſer erklärte kurzweg, daß er keinen Schritt von der Stelle ginge wenn Diether mit dem Kinde nicht ebenfalls gerettet würde, und obwohl Luitpold dieſe Anhänglichkeit an den Kerkermeiſter nicht begreifen konnte, bedeutete er dieſem ſich ihnen anzuſchließen, und ſo eilten alſo alle drei ſammt dem Kinde durch die Gänge fort, bis ſie ins Freie gelangten, während das Volk

die Räume des Gebäudes plündernd durchzog und nach Schätzen ſuchte deren Daſein ihnen Luitpold um ſeinen Zweck zu fördern, auf's Gerathewohl vorgemalt hatte.

Auf der Straße angelangt berieth man ſich wohin ſich nun zu wenden ſei. Königsberg's Arm war durch den Schlag welchen er erhalten, bedeutend verletzt und daher an eine weitere Flucht vorläufig nicht zu denken. Diether ſchlug alſo vor ſich zu ſeiner Muhme welche ein kleines Häuschen im entlegenſten Theile des Stubenviertels bewohnte, zu flüchten, was auch Königsberg gerne annahm da er eines ſichern Verſtecks bedurfte, um den wahrſcheinlichen Verfolgungen ſeiner Feinde zu entgehen, bis er Kraft genug gewonnen haben würde, ſeine weitere Flucht nach Pitten fortzuſetzen. —

Doch ſo bald ſollte dies nicht geſchehen. Sein Arm war wie geſagt bedeutend verletzt; zu dem kam jetzt noch die Nachwirkung der Kerkerluft und der vielen in der letzten Zeit erlittenen Gemüthsbewegungen, ſo daß er auf's Krankenlager geworfen wurde, von welchem er ſich mehrere Wochen hindurch nicht erheben konnte. — Diether pflegte ſeinen Herrn — wie er Königsberg bereits nannte — im Vereine mit ſeiner Muhme ſo ſorgfältig als es die Umſtände nur immer erlaubten. Auch Luitpold wich nicht von Königsberg's Seite. So ſehr es ihn auch drängte zu wiſſen wie es in der Neuſtadt ſtünde, von welcher die Sage ging, daß ſie bereits durch die Ungarn berannt

würde, ſo hielt er es doch für eine heilige Pflicht, das Vertrauen zu rechtfertigen welches Königsberg in ihn geſetzt hatte, und das ihm von Herrn Berthold Aufgetragene bis zum letzten Punkte getreulich zu erfüllen. Er blieb alſo in Wien, und wenn er ſich aus dem Hauſe wo der Kranke lag entfernte, ſo geſchah es nur um Nachrichten von dem Gange der verſchiedenen Begebenheiten einzuholen.

IV.

Indeſſen hatte ſich in und um Wien Alles anders geſtaltet. Die Empörer waren durch die Feſtigkeit Albrechts gebändigt worden, das Volk kehrte wieder zu ſeiner Pflicht zurück, und die Verführer ſchienen ihre Macht auf ſelbes gänzlich eingebüßt zu haben. Der Herzog wurde mit lautem Jubel empfangen als er vom Kahlenberge herab wieder in ſeine neue Reſidenz einzog und eben ſo großmüthig gegen die Bereuenden wie er früher hart gegen die Halsſtarrigen war, gewann er ſich das Zutrauen und die Treue der Wiener Bürger der Art, daß er mit voller Ruhe dem an der Leitha andringenden ungariſchen Heere ent-

gegenziehen konnte — daß er, als er der feindlichen Übermacht weichen mußte, in den Wienern die thätigſten Vertheidiger ſeiner Burg und der Mauern ihrer Stadt fand.

König Andreas hatte einen Einfall in Öſterreich gemacht. Seine Schaaren berannten die Neuſtadt, lagerten vor Wien und verbreiteten ſich, alle Gräuel der Verwüſtung ausübend über das ganze flache Land und ſelbſt bis in die Gebirge hinein. Hätte Albrecht nicht früher die Wiener zu bändigen gewußt, wodurch ſich auch der empörte Landesadel eingeſchüchtert fühlte, ſo wäre es wohl ſchlecht um ihn geſtanden. Aber ſo war das Netz zerriſſen, welches die Empörer geſchickt zu ſchürzen verſucht, und wenn auch Albrecht ſich gegenwärtig zu ſchwach fühlte, der Überzahl des Feindes die Spitze zu biethen ſo gewann er in ſeinen Unterthanen einen Anhaltspunkt welcher ihm erlaubte das Geeignete für die Zukunft zu veranlaſſen.

Königsberg war zwar wieder geneſen, aber doch ſo matt, daß er ſich höchſtens in dem kleinen Gärtlein ergehen durfte, welches rückwärts an das ärmliche Haus grenzte, das ihn ſo gaſtlich aufgenommen. Von ſeinen Feinden kam ihm weder Etwas zu Geſicht noch hörte er von ihnen; denn die Unterwerfung der Wiener hatte ſie in ihre Schlupfwinkel zurückgeſcheucht oder gänzlich aus der Stadt vertrieben, und unſer junger Held lebte alſo im vollkommenen Frieden unter der

ſorgſamen Pflege ſeiner Freunde. Sein einziger Feind war die quälende Beſorgniß um Anna und um den Zuſtand ſeines durch die Ungarn hartbelagerten Pittens, und je mehr ſein phiſiſches Wohlbefinden zurückkehrte, je kräftiger er ſich zu fühlen begann, deſto heftiger trat jene Beſorgniß hervor, und ſeine innere Unruhe wuchs manchmal zu einem Grade, wurde manchmal ſo quälend, daß ihn nur die inſtändigſten Bitten ſeiner Freunde abhalten konnten plötzlich gegen die vom Feinde umzingelte Neuſtadt zu ziehen.

Mittlerweile erſchienen die Ungarn auch vor Wien. Ein bedeutendes Heer lagerte ſich rings um die Stadt und raubte ihr alle Verbindung mit dem Lande. Unabläſſige Stürme wurden auf die feſten Mauern unternommen, jedoch dieſe waren von den Bürgern unter dem Befehle ihres Herzogs ſo tapfer vertheidigt, daß die raubluſtigen Horden jedesmal mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen wurden und ſich endlich ſo wie vor der Neuſtadt mit der Hoffnung begnügen mußten, das durch Hunger zu zwingen was ſie durch Waffengewalt nicht zu erreichen vermochten. Aber auch dies ging nicht ſo leicht als ſie meinten. Die Fluthen der Donau welche Wiens Mauern längs ihrer ganzen nördlichen Seite beſpülen, trugen aus dem oberen vom Feinde nicht beſetzten Theile des Landes Lebensmittel genug herbei, ſo daß die Hauptſtadt mit aller

Ruhe einen endlichen Entſatz erwarten konnte, ſo lange ihre Bewohner im Stande blieben die noch von Zeit zu Zeit ſich erneuernden Stürme zurückzuweiſen. —

War es alſo früher die Krankheit welche Königsberg verhinderte das ihm verhaßte Wien zu verlaſſen, ſo waren es gegenwärtig die äußeren Verhältniſſe. Er ſah ſich alſo gezwungen zu bleiben und ſeine Ungeduld ſo viel als möglich zu zügeln. Selbſt nicht einmal theilnehmen durfte er an der Vertheidigung der Stadt, denn wer ſtand ihm dafür daß ſeine Feinde nicht auf ihn lauerten um ihn hinterliſtigerweiſe wieder in ihre Gewalt zu bekommen, aus welcher er ſich dann ein zweites Mal gewiß nicht ſobald befreit hätte. Auch ſchon die Dankbarkeit gegen den alten Diether hielt ihn zurück ſein Daſein zu verrathen; denn wo man ihn geſucht, da hätte man auch den ehrlichen Alten gefunden und daß dieſer ſodann ein Opfer der Rache geworden, war mehr als wahrſcheinlich. — Er mußte alſo bleiben trotz dem daß es ihm unendlich ſchwer fiel — trotz dem daß ihn die Sehnſucht nach Nachrichten aus der Neuſtadt und die ſo hart gefeſſelte Ungeduld beinahe in eine neue Krankheit ſtürzte. —

So hatte es ſeit dem Erſcheinen der Ungarn ſchon gegen einen vollen Monat gedauert, ohne daß noch eine Änderung der Dinge abzuſehen war. Feſt war die Stadt noch eingeſchloſſen, und die wilden Feinde

betrachteten ſich als die Herrn der ganzen Umgegend. Der Herzog durch die beſtändigen früheren Fehden geſchwächt, ſo wie durch die in der Unzufriedenheit begründete Thatloſigkeit des öſterreichiſchen und ſteiriſchen Adels gehemmt, konnte nichts Entſcheidendes unternehmen, war aber auch wieder zu ſtolz um mit König Andreas Unterhandlungen anzuknüpfen.

Luitpold ſah den Seelenzuſtand Königsbergs und faßte bald einen Entſchluß den er auch trotz allen Abmahnungen ſeiner Freunde ausführte. Er trat eines Tages zu Wolf und eröffnete ihm die Abſicht ſich nach der Neuſtadt zu begeben und daſelbſt den Stand der Dinge zu erforſchen.

»Ich bin ſeit meiner Kindheit der ungariſchen Sprache mächtig und werde mich alſo leicht durch das feindliche Heer zu drängen vermögen,« ſagte er, »auch ſucht Herzog Albrecht, wie ich höre, Leute welche er mit Nachrichten in die Neuſtadt ſchicken will — ich werde mich ihm alſo antragen und ſo erfülle ich zugleich eine Pflicht gegen meinen Landesherrn.« —

Königsberg ſuchte ihn freilich von dieſem Vorhaben abzubringen und auch der alte Diether ſtellte ihm die Gefahr vor in welche er ſich vielleicht nutzlos ſtürzen wollte — allein Luitpold war von ſeinem Entſchluſſe nicht abzubringen, und ehe man ſichs verſah, war er eines Morgens verſchwunden.

Luitpold hatte einen großen Theil ſeiner Kindheit

auf einem der Güter des Ivan von Güßing an der ungariſch-öſterreichiſchen Grenze zugebracht. Sein Vater ein rauher, dem Trunke ergebener Mann, ſeinem Handwerke nach ein Zimmermann, war aber mehr auf der Jagd als in ſeiner Werkſtätte, und ſchloß ſich auch jedesmal den Raubzügen ſeines eben ſo rauhen Herrn an. Seinen Sohn liebte er zwar, allein nur in der Hoffnung ſich einſt in ihm einen tüchtigen Genoſſen zu erziehen, und daher konnte er es ſeinem frommen und ſtilldulbenden Weibe nicht verzeihen, wenn ſie den lebensfriſchen Buben zum Gebete anhielt und ſchon frühzeitig an häusliche Arbeit gewöhnte. »Willſt wohl einen Pfaffen aus dem Buben erziehen!« ſchrie der alte Trunkenbold dann oft wenn er in der Nacht aus der Schenke heimkehrte wo er mit ſeinen wilden Geſellen die Beute durchbrachte die ihm beim letzten Raubzuge zugefallen — und dann gab es nicht ſelten eine tüchtige Tracht Schläge, welche das arme Weib oft tagelang ans Siechenbett feſſelten. Luitpolds kindliches Gemüth empörte ſich über ſolche Scenen. Er war ſeiner guten Mutter mit ganzer Seele zugethan — ſeinen rauhen Vater aber fürchtete er und mußte von dieſem immer auf die härteſte Weiſe gezwungen werden ihn zu ſeinen Saufgelagen in die Schenke zu begleiten, was er manchmal forderte, um wie er ſich ausdrückte aus ihm ſchon bei Zeiten etwas

Tüchtiges zu machen. Nicht ſelten lief er bei ſolchen Gelegenheiten fort und trieb ſich ein paar Tage im Walde und in den Hütten der benachbarten Landsleute umher bis er wußte daß ſein Vater fortgezogen ſei, worauf er dann wieder zu ſeiner Mutter heimkehrte, die er gewöhnlich elend darniederliegen fand weil ſie auch die Vergehungen des Sohnes büßen mußte.

So war Luitpold gegen neun Jahre alt geworden. Immer wüſter wurde die Lebensweiſe ſeines Vaters — immer ſeltener erſchien er in ſeiner Hütte. Sein Handwerk zu betreiben hatte er längſt aufgegeben, und ſein armes Weib friſtete ſich und ihrem Sohne nur damit das Leben daß ſie bei ihren Nachbarn arbeitete. Brachte ihr der Mann auch manchmal Etwas von ſeiner Beute heim, ſo forderte er dieſes wieder bei der nächſten Gelegenheit als ihm der Säckel leer wurde zurück, und der Armen blieb nichts übrig als im äußerſten Elende zu darben. —

Doch endlich forderte die Natur ihr Recht. Die Unglückliche wurde krank und ſtarb bald darauf während ihr Mann eben längere Zeit abweſend war, indem ſie noch ihren geliebten Sohn unter bitteren Thränen ſegnete und ihm das Verſprechen abgenommen, gleich nachdem er ihren Tod den Nachbarn bekannt gegeben und ſie gebeten den Leichnam ſeiner Mutter zu beerdigen, ſich ohne des Vaters Heimkunft zu er-

warten nach Öſterreich zu begeben, und daſelbſt bei guten Menſchen Aufnahme zu ſuchen. Sie ſchien ihm noch etwas mittheilen zu wollen, allein der Tod lähmte ihre Zunge ehe ſie es vermochte. —

Luitpold that wie ihm ſeine ſterbende Mutter befohlen. Weinend lief er zu den Nachbarn welche das arbeitſame fromme Weib eben ſo geliebt als ſie ihren wüſten Mann haßten, bat ſie nun um die Beerdigung der guten Mutter, nahm dann ſeinen Stab — ſonſt hatte er ja nichts — und wanderte über die Grenze nach Öſterreich. Er kam in die Neuſtadt. Der hübſche und kräftige, wenn auch in Lumpen gehüllte Bube fiel einem Bürger auf bei welchem er bettelte. Er fragte ihn woher er komme — Luitpold wußte nichts zu antworten als aus Ungarn — er fragte wer ſeine Eltern ſeien — Luitpold wußte nichts als daß man ſeine gute Mutter begraben, ſeinen Vater aber den ſchwarzen Imre nenne.

Mitleid mit dem armen ſo vernachläſſigten Buben beſtimmte den ehrlichen Bürger ſich ſeiner anzunehmen — er kleidete ihn alſo und empfahl ihn gelegentlich Herrn Berthold von Emmerberg welcher ſich zufällig in der Neuſtadt befand, und welcher ſich auch bald entſchloß den kleinen Luitpold auf ſeine Burg zu führen. Hier nahm ſich Hartneid ſeiner an und erzog ihn. Er bekam nicht nur durch den Burgcapelan Unterricht

in der Religion, ſondern man brachte ihm nach und nach alle für einen tüchtigen Knappen nöthigen Kenntniſſe bei.

Luitpold verlebte auf Emmerberg glückliche Tage. Die Erinnerung an die Vergangenheit ſchwebte ihm nur wie ein matter Traum vor, durch welchen ſich wie ein freundlicher Stern das Bild ſeiner geliebten Mutter zog. An ſeinen Vater dachte er ſelten, ja er vergaß ſeiner beinahe ganz, und wenn endlich ſeine Erinnerung auf ihn fiel, ſo äußerte ſich dieſe nur durch einen unwillkürlichen Schauder welcher bald wieder vorüberzog. Emmerberg war ſeine Welt — Hartneid ſein Vater — Herr Berthold ein Mittelding zwiſchen Vater und Gott. Er war glücklich — er wünſchte ſich keine Änderung der Dinge. — Erſt mit Mechtildens Erſcheinen auf Emmerberg nahmen ſeine Gefühle eine andere Färbung an. Die Liebe machte ihre erſten ſüßen Eindrücke auf dieſes kindlich reine Gemüth. Sie waren ihm ſüße Eindrücke; denn er ſah die Welt noch im roſigen Lichte vor ſich, und Mechtild, ein eben ſo reines und unbefangenes Gemüth, ſchien ſeine Gefühle zu theilen. Ihre gegenſeitigen Empfindungen waren ihnen noch nicht klar — ihre Liebe ihnen nichts Verbotenes, offen und ohne Scheu gaben ſie ſich ihr hin, unbekümmert um die Zukunft, unbekümmert um die Menſchen welche ſie als ein kindiſches Spiel ungeſtört fortkei-

men ließen. — Doch kehren wir zur Gegenwart zurück! —

Luitpold verſchaffte ſich alſo einen Auftrag von Herzog Albrecht an die Vertheidiger der Neuſtadt, wurde damit heimlich aus der Stadt gelaſſen und befand ſich ſomit bald mitten unter den Feinden. Sein Anzug war der eines Jägers wie man ihn an der ungariſchen Grenze trug und konnte ſomit nicht auffallen — von der ungariſchen Sprache war ihm ſeit ſeiner Kindheit ſo viel geblieben um ſich leicht verſtändlich zu machen, und dies kam ihm jetzt vortrefflich zu ſtatten. Indeſſen konnte er dem Guten doch nicht zu viel zutrauen und gerade auf die Neuſtadt los gehen, ſondern er wählte den Weg am Rande der Gebirge, wo ihm der Wald den Tag über ein ſicheres Verſteck bot während er in der Nacht rüſtig weiter ſchritt.

So war er bis in die Nähe von Emmerberg gerathen und dachte vorerſt in dieſe Burg zu gelangen ehe er ſich gegen die Neuſtadt ſelbſt wenden wollte. Jedenfalls konnte er hier Erkundigungen über die Lage der Dinge einziehen, und dann war ihm auch darum zu thun zu wiſſen ob Emmerberg von den Ungarn berannt werde oder nicht.

Es war ziemlich ſpät in der Nacht als er die Fiſcha durchwatete und ſich nun auf den ihm ſehr wohlbekannten Pfaden gegen die Schlucht zur neuen Welt

wenden wollte. Ein paar streifende feindliche Scharen hatten ihn gezwungen sich vom Abhange der Gebirge mehr in die Ebene herab zu begeben und so befand er sich also in einem der Föhrenwälder welche das Steinfeld in jener Zeit dicht und wenig unterbrochen bedeckten. Obwohl es sehr finster war und das Sternenlicht seinen Pfad erleuchtete, so erlaubte ihm doch seine genaue Ortskenntniß unaufgehalten fort zu wandern, was übrigens mit gewisser Vorsicht geschehen mußte, um nicht etwa durch eine unvermuthete Begegnung seine gefaßten Pläne aufgeben zu müssen. Er blieb von Zeit zu Zeit horchend stehen oder legte sich wohl auch platt auf die Erde um zu lauschen ob sich nicht Tritte nahten, und vernahm er dann nichts so ging es wieder rasch fort. Eben wollte er an einer Waldecke heraustreten vor welcher sich eine ziemlich große Blöße ausdehnte, als er Hufschläge vernahm. Unentschlossen blieb er eine Weile stehen, dann trat er in das Unterholz zurück und erwartete hier versteckt das Vorüberziehen der Kommenden.

Nicht lange hatte er zu verweilen, denn bald erschienen ein paar Reiter, schwer bewaffnet auf vollkommen gerüsteten Pferden als ob es eben zur Schlacht ging. Aufmerksam spähten sie in der Gegend umher, so viel nämlich Luitpold beim schwachen Sternenlichte zu beobachten vermochte, und ritten dann den Weg

nach Emmerberg rechts laſſend ſchweigend den Gebirgen zu.

Ein paar hundert Schritte nach ihnen kam ein größerer Zug. Bei dieſem wurde aber nicht gleiche Vorſicht gebraucht, denn ſchon von weitem hörte man lautes Gelächter, und als er näher kam konnte Luitpold die Geſpräche zweier Männer deutlich vernehmen, welche ſich in rohen Scherzen über einen guten Fang den ſie gemacht, erluſtigten. Es war zu dunkel und die Reiter zogen in einer zu bedeutenden Entfernung an der Waldecke wo Luitpold verſteckt war vorüber, als daß er ihre Geſtalten zu erkennen vermochte, aber einen Schwur hätte er nach dem Tone der Stimme ablegen wollen, daß der Eine von ihnen der Templer Homoray ſei. Mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit lauſchte er — ja gewiß, es war Homoray — dieſer ihm ſo verhaßte Menſch! — Aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde von dieſen bald abgelenkt und zwar durch ein paar gänzlich verhüllte Geſtalten, welche zwiſchen einer Schaar Bewaffneter den erſteren beiden folgten. Sie ritten zwar Streitroſſe aber es ſchien als wären ſie für dieſe nicht geſchaffen, als wären es Frauen, und wirklich als er ſeine Aufmerkſamkeit verdoppelt glaubte er ein ſchmerzliches Schluchzen und Weinen zu vernehmen. — Daß alſo hier eine Niederträchtigkeit im Spiele ſei war gewiß — die Gegenwart Homo-

rays bürgte ihm dafür. — Schon fühlte er ſich verſucht hervorzutreten — ſchon begann ſein redliches Herz zu vergeſſen, daß es Thorheit wäre wenn er, ein Einzelner, ſich ſo Vielen in den Weg ſtellen wollte. Zum Glück beſann er ſich noch und unterließ es. Indeſſen wiſſen mußte er wenigſtens wohin ſich der Zug wendete — und als dieſer daher eine bedeutende Strecke vorüber gezogen war, folgte er ihm nach, ſich immer am Rande des Waldes haltend, bis er endlich zur Gewißheit gelangte, daß die Reiter den Weg gegen Schrattenſtein einſchlugen. —

Die ganze Sache hatte für ihn nur ein allgemeines Intereſſe, und daher kehrte er wieder um und ſchritt gedankenvoll gegen die Schlucht welche nach Emmerberg führte, und die er noch vor einigen Monaten ſo fröhlich und unter ganz anderen Verhältniſſen durchwandert. Es war Mitternacht vorüber. Jetzt noch auf Emmerberg Einlaß zu begehren ſchien ihm, der den Stand der Umſtände gegenwärtig nicht kannte, zu gewagt. Er entſchloß ſich daher die Nacht über im Walde zuzubringen und erſt mit dem kommenden Morgen ſein Vorhaben auszuführen. An den rieſigen Stamm einer alten Föhre gelehnt ſetzte er ſich zwiſchen den Felswänden am Abhange des Berges hin, hüllte ſich dicht in ſeinen Mantel und gab ſo ſeinen Gedanken über ſeine in der letzten Zeit erlebten ſonder-

baren Schickſale freien Raum, bis ſich endlich mit der Wirklichkeit immer mehr und mehr Phantaſiegebilde miſchten und er allmählig hinübergezogen wurde in das Zauberreich der goldenen Träume.

Seine Ermüdung war ſo groß, ſein Schlummer ſo feſt daß er erſt erwachte als die Strahlen der aufgehenden Sonne den Platz trafen, welchen er zu ſeinem Nachtlager gewählt. Erquickt ſprang er auf, verrichtete andächtig ſein Morgengebet und begann ſodann den ſteilen Felſenpfad empor zu klettern, welchen er damals eingeſchlagen als ihm oben das weiße Tuch Mechtildens freudige Grüße zugewinkt hatte. — Wie war es damals — wie jetzt! — Der Friede hatte damals ſeine beglückenden Palmen über Öſterreich hingeſtreut und das Land ſchwelgte in ſeinen goldenen Früchten — mit Ruhe und Sicherheit vermochte der Wanderer dieſe Thäler zu durchſtreifen und ſich zu freuen an den blühenden Dörfchen und Gehöften, welche im Thale und an den Berglehnen anmuthig zerſtreut lagen — und ſich zu freuen an dem melodiſchen Geläute der Heerden welche auf den üppigen Triften zwiſchen den Wäldern ihrer Nahrung nachzogen, an den fröhlichen Geſängen der Landleute welche im Gefühle der Sicherheit ihre Felder im ſchönen Thale der »neuen Welt« bebauten! — Jetzt ſah man an der Stelle jener Dörfer und Gehöfte nur öde, ausgebrannte Trümmerſtätten auf

welchen ängſtlich in Lumpen gehüllte Menſchen einzeln umherwankten um wo möglich noch Etwas von ihrer zerſtörten Habe zu retten. Jetzt waren die Felder unbebaut, verwüſtet und leer — jetzt ſchallte kein heiteres Geläute aus den Wäldern hervor, und der Wanderer mußte ſich wie ein verfolgter Verbrecher durch ihre Schatten ſchleichen um nicht etwa den überall umherſtreifenden Feindeshorden in die Hände zu fallen, die ihn entweder ausplünderten und mordeten oder in eine harte Gefangenſchaft ſchleppten. Wohl war wieder die Ruhe über dieſe Thäler ausgegoſſen — aber es war die Ruhe der Verödung und des Todes! —

Der Herbſt war indeſſen erſchienen ſeit Luitpold dieſe ihm ſo theuere Gegend verlaſſen. Sein ſcharfer Hauch hatte bereits das Laub der zwiſchen dem dunkeln Nadelholze gemiſchten Buchen und Eichen vergoldet und geröthet. Herrliche Purpurſtreife zogen ſich durch den düſteren Grundton der Berge hin und ſchmückten das Geſtein der impoſanten Felswände. Der alte Vater Schneeberg hatte ſein ſtolzes Haupt ſchon frühzeitig mit einer blendenden Schneehaube bedeckt und blickte freundlich herüber aus dem Kreiſe ſeiner dichtbewaldeten Kinder, als wollte er die ſeine Thäler bewohnenden Menſchen tröſten und ihnen zurufen: Seht an mir haben tauſende von Jahren gerüttelt und ich ſtehe noch feſt da — an mir zogen tauſende von

wilden Stürmen vorüber, und ich ſtehe noch feſt da; denn nach den Stürmen kam wieder die Zeit des goldenen Friedens und die Sonne drang wieder durch die düſtern Schneewolken und befreite mich von der eiſigen Laſt welche mich zu erdrücken ſchien! — Es war ein herrlicher Morgen — kein Wölkchen trübte den in die roſigen Tinten des jungen Tages getauchten Himmelsraum. Die Nebel welche wie leichter Flaum in den Schluchten der Gebirge ruhten lösten ſich hier allmählig los und krochen leiſe an den Berghängen und Felswänden empor, und zerfloſſen hier wie Luftgebilde im wärmenden Sonnenſtrahle. In zahlloſen Perlen war der Thau hingeſtreut auf die duftende Pflanzenwelt, welche friſch und fröhlich fortkeimte und fortblühte trotz des ringsumher herrſchenden Jammers, und funkelten und blitzten da in der ganzen Farbenpracht des hoffnungverheißenden Himmelsbogen, und die Luft war ſo klar und rein und erquickend, daß man ſie mit Luſt einathmete.

Luitpold beſah ſich dies Alles während er den ſteilen Pfad hinanſtieg. Seine Seele ſchwelgte in den herrlichen Bildern welche ſich vor ihm entflammten. Er vergaß die herbe Gegenwart indem ſein Gedanke zur ſchöneren Vergangenheit zurückzog — er lebte in dieſer und fühlte ſich ſo glücklich ſo froh, ja man könnte ſagen ſo fromm geſtimmt wie ehemals. Er hatte

ſeit jenen ſchönen Tagen ſo manches Bittere erlebt, ſo manches Schlechte geſehen; aber ſein Gedanke glitt darüber hinaus, denn die freundlichen Bilder welche ihn hier wie alte treue Gefährten ſeiner glücklichſten Jugendzeiten begrüßten führten ihn mit milder Hand in das Wunderreich beglückender Träume.

So gelangte er auf den freien Raſenplatz hart an den Mauern der Burg, auf welchen er ſich ſo oft mit anderen Jungen herumgetummelt, und mit den beiden Jungfrauen Anna und Mechtild ſo manche ſchöne Stunde verplaudert hatte — ſo ſtand er ohne zu wiſſen wie, ohne auf ſeine Sicherheit zu denken plötzlich vor dem kleinen Pförtchen welches rückwärts in den Wald führte, und eben wollte er an dieſes herantreten und das Zeichen zum Öffnen desſelben geben, als er im Innern der Mauer ein heftiges mit halblauten Worten geführtes Sprechen hörte. Jetzt erwachte er aus ſeinen Träumereien — jetzt dachte er an die Wirklichkeit. Raſch wie ein Reh ſprang er in das Gebüſch zurück und verſteckte ſich hier hinter ein bemooſtes Felsſtück um zu beobachten wer aus der Burg treten würde.

Nicht lange war er in dieſem Verſtecke als ſich das Pförtchen leiſe öffnete und ein Mann zögernd heraustrat, während Hartneid auf der Schwelle ſtehen blieb. Luitpold konnte den Mann nicht deutlich ſehen, denn

dieſer war mit dem Rücken gegen ihn gewendet und zudem wagte er es nicht ſich vorzubeugen, um nicht von ihnen entdeckt zu werden; aber die Geſtalt dieſes Mannes welcher in ſeinem beſchmutzten und vielfach geflickten Koller aus Wildleder ein ſehr ärmliches Ausſehen hatte, ſchien ihm bekannt. Beide Männer waren wie geſagt im eifrigſten Geſpräche vertieft. Der Fremde ſchien Hartneid heftige Vorſtellungen zu machen, welche dieſer eben ſo heftig und dabei ängſtlich ſcheinend ablehnte. Luitpold konnte ihre Worte nicht verſtehen, und gab ſich ſogar Mühe dieß nicht zu verſtehen denn er war zu edel um zu horchen — und doch hielt ihn eine unerklärliche Macht in ſeinem Verſtecke zurück, und erlaubte ihm nicht frei hervorzutreten, wie er es ein anderesmal ſicher gethan. — Endlich erhob der Fremde ſeine Stimme und ſagte in einem rauhen Luitpolden wieder unendlich bekannt ſcheinenden Tone: »Alſo Du willſt mein Verlangen nicht erfüllen — ich gebe Dir noch Zeit ja oder nein zu antworten — alſo wirklich nicht? Bedenke wohl was Du ſagſt!« —

»Ich kann nicht,« antwortete Hartneid mit gepreßter Stimme, »ich kann nicht. Verzeihe Dir Gott, Dein Handeln, Ruprecht — er mag nun zwiſchen uns entſcheiden!« —

»Der Teufel mag entſcheiden!« rief der Fremde. »Alſo Du willſt nicht?« fragte er noch einmal.

»Nein!« ſagte Hartneid und es ſchien als rüttle er mit dieſem Nein an ſeinem Leben.

»Haſt Recht Tölpl,« brummte der Andere, »wärſt doch nur betrogen geweſen!« und ein wahrhaft teufliſches Gelächter ausſtoßend daß es gellend von den alten Mauern widertönte wendete er ſich raſch und war bald im Walde verſchwunden. Hartneid blieb noch eine Weile unter der Pforte ſtehen und ſtarrte bleich und erſchüttert auf den Fleck wo der Fremde eben geſtanden. Dann ſich mit der Hand an die Stirne ſchlagend, als wollte er ſich damit zur Beſinnung bringen, zog er ſich langſam zurück, und wollte eben die Pforte ſchließen als Luitpold aus ſeinem Verſtecke hervortrat und mit freudiger Bewegung auf den Alten zu eilte. Aber der Empfang welcher ihm hier wurde war nicht ſo wie er ihn erwartet hatte.

Mit finſtern Blicken ſtarrte Hartneid den Jüngling an. »Bube Du haſt gehorcht!« ſagte er ſtreng auf ihn zuſchreitend und ihn am Arme packend.

»Ich horche niemals!« antwortete Luitpold, indem ihm das Blut in die Wangen ſtieg. »Ich war allerdings hinter dieſen Felſen verborgen — aber bei Gott nicht, um zu horchen!«

»Und Du haſt nicht vernommen was wir ſprachen?« fragte Hartneid wieder mit durchbohrenden Blicken.

»Nur die letzten Worte. — Das muß ein böſer Menſch ſein mit dem Ihr geredet, Vater Hartneid,« entgegnete der Jüngling.

»Ja wohl ein böſer, böſer Menſch!« ſagte der Alte mehr für ſich als zu Luitpold, und ſeine Hand ließ ihn langſam los und ſank wie gelähmt an ſeiner Seite herab, und aus ſeiner Miene verſchwand die Strenge und machte einer tiefen Trauer Platz. Das weiße Haupt auf die Bruſt geſenkt verſchloß er hinter dem ihm erſtaunt folgenden Luitpold die Pforte, und ſchritt eine Weile ſchweigend dem inneren Burgthore zu. Plötzlich blieb er ſtehen, wendete ſich wieder zu dem Jünglinge und indem ein Strahl der Hoffnung über ſein Geſicht glitt, ſagte er: »Du kommſt im Auftrage unſeres Herrn?«

»Ich habe unſern Herrn lange nicht geſehen, Vater Hartneid, aber ich bin auf dem Wege zu ihm,« entgegnete Luitpold, welcher ſich das Betragen des Alten noch immer nicht enträthſeln konnte.

»Gott ſei gelobt!« rief Hartneid und faltete die Hände wie zum Gebet. »Ja Luitpold, Du mußt zu ihm — recht bald — gleich . . . .«

»Das iſt nicht möglich!« entgegnete der Jüngling. »Vor Abend kann ich mich durch die von Feinden dicht beſetzte Umgegend der Stadt nicht nähern.«

»Nun wohl — dieſen Abend,« ſagte Hartneid, der den Augenblick nicht erwarten zu können ſchien.

»Aber dann ſchnell — ſo ſchnell als es Dir möglich iſt — der Himmel möge Dich ſicher geleiten. O Gott! wie danke ich Dir daß Du mir dieſen geſendet!« ſetzte er mit bebender Stimme und andächtig zum Himmel gerichteten Blicken hinzu. »Und höre Luitpold ich gebe Dir einen Auftrag — einen wichtigen Anftrag — Vieles hängt davon ab Luitpold — Glück oder Unglück — Leben oder Tod! — Alſo höre mich, und merke Dir genau was ich ſage. Dein erſter Gang wenn Du glücklich durch die Feindesſchaaren in die Neuſtadt gelangſt, ſei zu Hanns Poſchacher. Dem ſage: das Unheil ſei unabwendbar herein gebrochen — keine Macht vermag es mehr abzuhalten. Nur durch ein Verbrechen hätte ich retten können — und vor dieſem ſchaudert mir. Er ſoll Mechtild keine Minute aus dem Auge verlieren . . . .«

»Wie, Mechtild!« rief Luitpold erſchreckt, und wie ein Blitz kam ihm die Erinnerung an die Begegnung dieſer Nacht.

»Mechtild — wie ich Dir ſage,« antwortete Hartneid. »Aber was haſt Du denn, Du biſt ja ganz erſchreckt?«

»Nichts, nichts — nur weiter!« ſagte Luitpold.

»Es droht ihr die höchſte Gefahr,« fuhr der Alte

fort. Aber wieder unterbrach ihn Luitpold. »Die höchſte Gefahr — Mechtild — Gott der Barmherzigkeit!« rief er entſetzt.

»Aber rede doch Luitpold — was haſt Du?« fragte Hartneid ihn forſchend anblickend.

»Eine Begebenheit die ich dieſe Nacht hier in der Nähe erlebt — ich begegnete einen Zug Bewaffneter welche, ſo viel ich durch die Dunkelheit vernehmen konnte, ein paar Frauen mit ſich führten . . . .«

»Es wäre entſetzlich wenn es zu ſpät ſein ſollte!« ſagte Hartneid tonlos und an allen Gliedern zitternd. »Aber nein, nein, es iſt ja gar nicht möglich! Und Zwei — woher denn Zwei? Nein, nein Luitpold — martere mich nicht, es iſt nicht möglich! Der alte Schurke hat ja erſt gedroht — er müßte ja früher gehandelt haben als gedroht! Und doch — hat er nicht geſagt, ich wäre doch nur betrogen geweſen! — Aber nein, nein, es iſt nicht möglich. Mache mich nicht wahnſinnig Luitpold mit Deinen gräßlichen Vorſtellungen!«

»Aber ſagt mir doch Vater Hartneid,« fragte nun der Jüngling, »welche Gefahr Mechtilden bedroht?«

»Frage mich nicht Luitpold,« antwortete der Alte der ganz erſchöpft ſchien. »Frage mich nicht ich kann, ich darf Dir nichts ſagen. Mache nur, daß Du bald und ſicher in die Neuſtadt gelangſt — das kann viel-

leicht noch Alles retten — ja, ja, es wird, es muß noch Alles retten! Aber nur keine Zeit verloren, um Gott keine Zeit verloren! Und wenn Du mit Hanns Poſchacher geſprochen, und ihm meinen Auftrag recht dringend ans Herz gelegt, dann gehe zu Herrn Berthold,« und auf Hartneids Geſicht drückte ſich eine Verzweiflung aus, welche den Jüngling entſetzte — »und ſage ihm, ich hätte über Wichtiges mit ihm zu ſprechen — er ſolle es auf jede Art möglich machen, daß ich zu ihm oder er zu mir gelange — ſage ihm, ich ſei alt, — der Tod könne mich jeden Augenblick ereilen und dann ſei Alles verloren — ſage ihm er ſoll auf die Hütte im Hartwalde denken — merke Dir den Namen: im Hartwalde — was ich ihm zu ſagen habe betrifft dieſe Hütte und ihre Bewohner — aber er ſoll eilen, ich laſſe ihn beſchwören bei Allem was ihm heilig iſt, damit es nicht zu ſpät ſei!« —

Erſchöpft ſchwieg Hartneid — es ſchien ein furchtbares Geſtändniß auf ſeiner Seele zu laſten, das jetzt die Umſtände plötzlich ans Licht zu ziehen drohten und vor deſſen Enthüllung ihm ſchauderte. Was er eine halbe Lebenszeit ſorgſam in der Tiefe ſeiner Bruſt bewahrt, ſchien ihm das Schickſal jetzt mit Einemmale entreißen zu wollen, und ihn damit an den Rand eines Abgrundes zu bringen, vor welchem er ſich nicht mehr zu retten vermochte. Sein Muth war gebrochen — er

hatte bereits den Kampf aufgegeben. Seine einzige Sorge ſtrebte nur noch dahin, daß nicht auch Andere mit ihm zugleich in die grauſenvolle Tiefe geſchleudert würden. Was er alſo von nun an unternahm war nicht mehr Trotz gegen das unvermeidliche Verhängniß, ſondern nur das eifrigſte Streben die ganze Wuth desſelben auf ſich allein zu lenken, ein Streben deſſen ungewiſſer Ausgang ſeiner Seele die fürchterlichſten Martern auferlegte. —

Luitpold ſah die Lage in welcher ſich der Alte befand, und Mitleid mit ſeinem Zuſtande ſowohl als eine gewiſſe kindliche Ehrerbietung welche er von jeher an für ihn nährte, verboten ihm über die Sache weiter zu ſprechen. Auch hatte der Gedanke an die Gefahr in welcher Mechtild ſchweben ſollte, ſo wie jener an die Möglichkeit daß es zu ſpät ſein könnte, ſie davor zu bewahren, ſo drückend auf ihn gewirkt, ihn ſo erſchüttert, daß er den ganzen Tag über in einem ſtummen Brüten hinbrachte. Dazu kam noch die Erinnerung an die Begebenheit der vergangenen Nacht die unabläſſig wieder vor ihm auftauchte, und die er unwillkürlich mit den Befürchtungen Hartneids in Verbindung brachte ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte.

Ängſtlich verging der Tag auf Emmerberg. Hartneid und der Jüngling hätten der Zeit Flügel gewünſcht um den Abend ſchneller herbeizuführen. Die

Stunden erſchienen ihnen ſo traurig, ſo ſchleppend wie die Nebel wenn ſie nach einem Gewitter im Hochgebirge aus den Thälern empor ſteigen, und immer wieder neue Nebelmaſſen nach ſich ziehen ohne damit die Bergesſpitzen zu enthüllen.

Endlich brach die Dämmerung herein — der ſchöne Tag hatte ſich verwandelt — eine graue Wolkendecke hatte den Himmel verhüllt, ein feiner Staubregen löste ſich davon ab und wurde durch den kalten ziemlich heftigen Wind auf die Erde gepeitſcht. Luitpold rüſtete ſich zu ſeiner verhängnißvollen Wanderung. Er hüllte ſich dicht in ſeinen Mantel, bewaffnete ſich mit einem kurzen aber ſcharfen Waidmeſſer und nahm Abſchied von dem geängſtigten Alten. Dieſer wiederholte ihm nochmals ſeine Aufträge, ſchloß ihn heftig in die Arme, ſegnete ihn unter thränenden Blicken und führte ihn ſelbſt durch die kleine Ausfallpforte ins Freie.

Raſch und unangefochten durchſchritt Luitpold die Thalſchlucht und wendete ſich nun auf das linke Ufer der Fiſcha, durch deren dichte Auen geſchützt er ſich am ſicherſten der vom Feinde am wenigſten beſetzten Nordſeite der Stadt zu nähern hoffte. Die Nacht war bald hereingebrochen — das Wetter wurde immer ungeſtümer. Dem feinen Staubregen war ein tüchtiger Regen gefolgt, welcher in Güſſen vom ſchwarzen Him-

mel herabſchoß und eiſigkalt durch den zum Sturme gewordenen Wind in das Geſicht des Wanderers ſchlug.

Luitpold hatte zwar den Weg den er jetzt wanderte, ſchon oft gemacht, allein das Wetter, die herrſchende undurchdringliche Dunkelheit, der Umſtand daß er ein paarmal die durch den Regen angeſchwollene ſumpfige Stellen umgehen mußte, machte endlich daß er den Weg gänzlich verlor, einige Zeit richtungslos herumirrte, und zuletzt zu ſeinem Schrecken nicht mehr wußte wo er ſich befand. Er ging eine gute Strecke zurück — wenigſtens meinte er zurückzugehen — er ſuchte aus den Auen heraus auf das Steinfeld zu gelangen — er beobachtete jeden größeren Stein, jedes Gebüſch um ſich zu orientiren — Alles umſonſt — er konnte den Weg nicht mehr finden.

Ermüdet durch das Umherirren, ganz durchnäßt vom Regen blieb er endlich verzweifelnd ſtehen, und hörte ob ihm nicht etwa irgend ein Laut die wahre Richtung angeben würde. Lange hörte er nichts als das Plätſchern des Regens, als das Heulen des Sturmes. Endlich glaubte er fernes Hundegebell zu vernehmen — er ſchritt alſo quer über die Heide dieſen Lauten zu. Das Gebell wurde immer vernehmlicher und nach ungefähr einer halben Stunde befand er ſich plötzlich vor einer einſam ſtehenden, armſeligen Hütte, wo ihm ein großer Schafhund wüthend entgegen

ſprang. Sich zurückzuziehen war jetzt unmöglich, denn ſeine Ankunft mußte dem Bewohner der Hütte bereits durch das unaufhörliche Gebell des Hundes verrathen worden ſein, deſſen Angriffe ihm aber auch die Annäherung unmöglich oder wenigſtens nur durch einen harten Kampf mit der wüthenden Beſtie möglich machten. Er zog alſo ſein Jagdmeſſer und erwartete geduldig was da geſchehen würde.

Wie es oft geſchieht daß man bei veränderten Umſtänden ſonſt bekannte Gegenſtände nicht erkennt, ſo war es auch mit dieſer Hütte der Fall. Luitpold konnte ſich nicht erinnern ſie jemals geſehen zu haben, obwohl er das Steinfeld zwiſchen Fiſchau und der Neuſtadt ſo oft durchwandert hatte, was wohl auch daher kommen mochte, daß er ſich in einer ganz andern Gegend desſelben meinte, als er ſich in der That befand, und ſo wenig er auch wünſchen durfte auf Menſchen zu ſtoßen, ſo ſchien ihm dies jetzt doch das einzige Mittel nun wieder auf den wahren Weg zu kommen. — Und er durfte auf die Entſcheidung nicht lange warten! An der Thür der Hütte erſchien nämlich nach wenigen Minuten ein Mann mit einem brennenden Lichte in der Hand, leuchtete vorſichtig in die Dunkelheit hinaus, rief den Hund mit rauher Stimme zurück, und fragte gegen den ganz nahe ſtehenden Luitpold gewendet was er wolle. — Die Frage war in

ungariſcher Sprache gerichtet, und Luitpold antwortete auch in dieſer, daß er ſich auf ſeinem Wege nach der Neuſtadt verirrt habe, und nun erſuche, man möge ihn zurechtweiſen. Der Mann bedeutete ihm daß er ſich in die Hütte begeben möge, wo man ihm ſchon die nöthige Auskunft ertheilen wolle, und da Luitpold einſah daß ihm jetzt nichts mehr zu thun übrig bleibe, ſo folgte er wirklich dieſer höchſt unangenehmen Einladung, während ihm der Hund knurrend und zähnfletſchend auf dem Fuße folgte.

Die Hütte war aus Lehm und Erdziegeln aufgebaut, und beſtand aus einem einzigen großen Raume mit einem Herde auf welchem ein Feuer brannte deſſen Rauch durch das aus Schilf und Weidenruthen nothdürftig geflochtene Dach zog, ſo gut es die hier und da angebrachten Öffnungen und der draußen heulende Sturm zuließ. Den Thürflügel bildete ein elendes Reiſiggeflechte, durch welches auch die zwei einzigen Fenſterchen gebrochen waren. Das Ganze war aus den Trümmern einer größern Hütte zuſammengeflickt, welche bei dem Einfalle der Ungarn niedergebrannt worden war.

Als Luitpold eintrat fand er um den Herd noch zwei andere Männer und ein gemeinausſehendes Weib ſitzend, die ſich augenſcheinlich ebenfalls nur vor dem Wetter in dieſe erbärmlichſte aller Wohnungen geflüch-

tet hatten und halb ungariſch und halb deutſch ſprechend unterhielten. Der raſche Wechſel von der Dunkelheit zum Lichte verhinderte Luitpold ihre Geſtalten genau zu unterſcheiden; erſt als er ſich nach und nach daran gewöhnt hatte, erkannte er in dem einen Manne zu ſeinem Schrecken jenen Fremden, welchen er am vergangenen Morgen bei dem geheimnißvollen Geſpräche mit Hartneid unfreiwillig belauſcht hatte. Ohne aber etwas von ſeiner Überraſchung merken zu laſſen, grüßte er flüchtig und ſetzte ſich in die Nähe der Thür auf eine Bank, ſcheinbar nur damit beſchäftigt, aus ſeinem Mantel das Waſſer zu winden.

Die Anweſenden hatten ſich zwar neugierig gegen den neuen Ankömmling gerichtet, aber bald darauf nahmen ſie wieder ihre frühere Stellung an, der Hauswirth ſetzte ſich zu ihnen, und da man Luitpold ſeinem Gruße nach für einen Ungar hielt, ſetzte man das Geſpräch, unbekümmert um ihn, in deutſcher Sprache fort. —

»Wie ich Euch geſagt,« fuhr jener Fremde mit der Luitpolden ſchon an dieſem Morgen ſo bekannt ſcheinenden Stimme im Geſpräche mit den Andern fort, »der alte Schurke wollte nicht. Iſt mir aber ziemlich einerlei — ich komme darum nicht zu kurz. — Jetzt gehts direkt in die Neuſtadt.« —

»Und morgen ſehen wir Dich wahrſcheinlich an

einem der Luegthürmleins baumeln,« antwortete ein Anderer, während er ſammt der ganzen Geſellſchaft in ein unbändiges Gelächter ausbrach.

»O was das anbelangt, da könnt Ihr ruhig ſein!« meinte der Erſte. »Seht Euch nur vor daß dieſes Euch allen zuſammen nicht früher paſſirt. — Glaubt Ihr denn, Ihr Dummköpfe, daß ſich der alte Fuchs ſo unvorſichtig in die Falle begeben wird? — Ich ſage Euch, mit allen Ehren überhäufen wird mich der alte Emmerberg, und mit Gold ſo viel ich nur haben mag. Dieſes alte Lederwams wird meinen Leib am längſten bedeckt haben, und nur auf Seide und Sammt will ich von nun an ruhen.« —

»Ei Du biſt ja ein wahrer Zauberer,« ſagte das Weib lachend. »Hoffe, Du wirſt uns nicht vergeſſen wenn Du auf Einmal ein großer Herr geworden!« —

»Werde es nicht,« antwortete der Andere, immer mit größtem Ernſte redend, »ſollt Alle zu mir kommen, und leben in Hülle und Fülle! Wollen dem alten Kautz ſchon die Weinfäſſer aus ſeinem Keller locken!«

»Und das Alles erhältſt Du durch jene Dirne die ſie aus der Neuſtadt geſtohlen haben, und die jetzt auf — wohin habt Ihr ſie gebracht?« fragte das Weib.

»Auf Schrattenſtein,« antwortete der Lederwams, »aber ſagte ich Euch nicht das ſei mein Geheimniß!

Hei, wird der alte Berthold ſpringen wenn ich rede und der Hanns in ſeinem Thurme . . . . !«

Luitpold hatte gleich anfangs dem Geſpräche mit der größten Spannung zugehört — aber dieſe Spannung nahm immer mehr zu, wurde beinahe aufs Höchſte getrieben, als er darin ſo bekannte Perſonen nennen hörte — als ihm klar wurde, daß jene Begebenheit der vergangenen Nacht damit in Beziehung ſtehe. Als ihm aber die letzten Worte verriethen, daß von Mechtild die Rede ſei — daß ſie es ſei, welche man geraubt, erſtarrte ihm das Blut in den Adern und er mußte ſich alle Gewalt anthun um nicht aufzuſpringen, den Fremden bei der Gurgel zu faſſen und ihn zum Geſtändniſſe einer ſchrecklichen That zu zwingen. Indeſſen mochte er dennoch eine heftige Bewegung gemacht haben, denn der Mann mit dem Lederwamſe wendete ſich plötzlich um und ſagte in ungariſcher Sprache zu ihm: »Heda, Junker, warum ſetzt Ihr Euch nicht da zu uns? Ihr ſeid, denke ich, naß genug um dieſes wärmende Feuer nicht zu fliehen!«

Luitpold ſtand auf, ſeine fürchterliche Bewegung bekämpfend. Vielleicht konnte er von dieſen Leuten noch mehr erfahren wenn er ihnen Zutrauen zeigte. Er näherte ſich alſo dem Herde und ſtellte ſich ſo an die Wand, daß er dem großthuenden Sprecher gerade gegen über kam. Jetzt erſt vermochte er ſein Geſicht zu

ſehen — aber dieſer Anblick war ein entſetzlicher. Sprachlos mit weit geöffneten Augen und bebenden Lippen blickte er auf ihn hin — das Blut wich aus ſeinen Wangen und Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht — er war nicht mehr im Stande ein Glied ſeines Körpers zu bewegen — wie gelähmt ſtand er da und ſtarrte hin auf denjenigen den zu finden er nimmer geahnt. Auch der Fremde betrachtete ihn mit forſchenden und durchdringenden Blicken — während die Andern das Geſpräch fortſetzten, blieb er ſtumm und regungslos ſitzen. Plötzlich ſprang er auf, daß die Bank hinter ihm niederſtürzte und ein brennendes Holzſtück vom Herde ergreifend hielt er es vor das Geſicht des ihm Gegenüberſtehenden und rief mit dem Tone der höchſten Überraſchung und mit dem Ausdrucke der ans Teufliſche grenzte: »Will ich doch verdammt ſein, wenn ers nicht iſt — ja, ja, es iſt kein Zweifel, Du biſt es, Luitpold — mein Sohn!« —

Luitpold war wie vernichtet. Noch immer ſtarr und ſprachlos blickte er auf ſeinen Vater hin, während ihn die übrigen Anweſenden mit einem Ausrufe des Erſtaunens betrachteten. Der Fremde aber, oder wie wir ihn von nun an nennen werden, Imre, brach in ein ſchallendes Gelächter aus, und fuhr fort:

»Ei ſeht mir doch, iſt das ein vornehmer Junker geworden — lauft da in Seide und Sammt umher,

*

während ſein Vater in dieſem Fetzen gehüllt, kaum genug hat um ſich den Hunger zu ſtillen oder einen Becher Wein zu gönnen. Hat Dir gut angeſchlagen Bube, daß Du mir entlaufen biſt. War dies auch wohl ein Werk der alten Faulenzerin Deiner Mutter!«

Luitpold war ganz ſtille da geſtanden und ertrug ohne Erwiedrung die rohen höhnenden Äußerungen dieſes Mannes, den er leider Vater zu nennen ſich gezwungen ſah. Dieſes edle Gemüth fand in dieſem Namen einen Zauber welcher ihn vollkommen beherrſchte, welcher ihm den heftigſten Kampf zwiſchen einer gewiſſen Ehrfurcht und dem kaum bezähmbaren Widerwillen aufbürdete. Dieſer rohe, alle Spuren eines wüſten, laſterhaften Lebens tragende Mann, der jeden Andern mit dem tiefſten Ekel, mit der größten Verachtung erfüllen mußte — er war ſein Vater — ihm ſchuldete er ſein Daſein — ihm ſchuldete er ſeine erſte Erhaltung als ein ſchwaches willenloſes Kind! Er war ſein Vater, der ihm jetzt in dieſer verächtlichen Geſtalt erſchien. — Er war ſein Vater, obwohl ſich mit dieſen Gedanken die Erinnerung an eine in Jammer und Elend verlebte Kindheit knüpfte — die Erinnerung an die Leiden ſeiner armen unglücklichen Mutter! Gräßlich mochten alle dieſe Gedanken auf ſein Herz wirken, denn immer bläſſer und bläſſer wurde er, als er ſo den rohen Worten ſeines Vaters horchte

und über ſeine Züge glitt der Ausdruck des tiefſten Schmerzes und der Scham. — Doch wie geſagt, er blieb unbeweglich und ohne einen Laut von ſich zu geben; als aber jener Mann den Namen ſeiner Mutter ausſprach — als er durch ſeine rohen Worte ihr heiliges Andenken zu beſchimpfen wagte, da erwachte Luitpold aus ſeiner ſtillen Verzweiflung. Das Blut trat ihm wieder in die Wangen — die Augen begannen zu glühen, und der Ausdruck heftigſter Entrüſtung trat auf ſein Geſicht, die Lippen öffneten ſich um den ihm ſo frech gebotenen Kampf zu beginnen. Doch ſein Vater ſah dies und ließ ihn nicht zum Worte kommen.

»Gib Dir keine Mühe ſie zu vertheidigen Bube,« ſchrie er ihm höhniſch zu, »weiß ſchon daß die alte Heuchlerin Dir mit der Muttermilch den Haß gegen Deinen Vater ſaugen ließ — den Haß den ſie gegen mich empfand. Sie wußte daß es mir Freude gemacht hätte, Dich für meine Abſichten zu erziehen — Dich zu einem tüchtigen Genoſſen zu machen, darum beneidete ſie mich, darum fütterte ſie Dich ſchon in den Windeln mit ihrem gleißneriſchen Firlefanz, darum mußteſt Du fort als ihr das Lebenslicht ausging! — Aber ſie hat ſich verrechnet die alte..... ſie dachte nicht an Meiſter Zufall und der hat nun ihr ſchlechtes Treiben zu Schanden gemacht! Wie doch dieſer gute Meiſter Einen oft ſo trefflich in die Hände ſpielt — früher ſagte ich Euch

ich würde von nun an auf Sammt und Seide ruhen — jetzt aber iſt mir dies nicht genug, und daß es kommen wird ohne daß es mich viele Mühe koſten ſoll, das werdet Ihr ſchon ſehen! — Nun Büblein,« fuhr er grinſend gegen Luitpold fort, »der Teufel hat Dich mir zur rechten Zeit finden laſſen — ſollſt von nun an hübſch nahe bei mir bleiben, verſtehſt Du mich, hübſch nahe, bis ich es für gut finde — doch genug davon! Setz Dich jetzt zu uns — mußt Dich nach und nach wieder an die alte Koſt gewöhnen — ſetze Dich her — iſt zwar nur eine ſchlechte Bank aber gut genug für Dich, des ſchwarzen Imre Sohn! Und dann erzähle uns Deine Schickſale, und wo Du Dich jetzt herumtreibſt, und wie Du zu dieſen ſtattlichen Kleidern gelangſt.«

Luitpolds Züge verfinſterten ſich immer mehr, je länger er dieſen höhnenden Worten ſeines Vaters horchte. Indeſſen vernahm er davon nicht viel, denn ſein Gedanke weilte nur bei dem Einen: bei der Schmach welche man ſeiner unglücklichen Mutter noch im Grabe anthun wollte, und dies erbitterte ihn ſo ſehr daß er darüber alles Andere vergaß. Immer lebhafter trat ihr Andenken vor ſeine Seele, immer lebhafter erinnerte er ſich an ihre letzten Worte, ehe ſich ihr liebendes Auge brach und er es ihr für immer zudrückte. Und dieſe Erinnerung brachte bei ihm einen feſten Ent-

ſchluß hervor. »Wenn Du mich begraben haſt Luitpold,« ſagte ſie zu ihm mit ſchwacher Stimme, »dann verlaſſe dieſen Ort. Erwarte Deinen Vater nicht — ſuche ihn nie mehr zu begegnen — ich werde den lieben Vater im Himmel bitten, daß er Dir verzeihe — gehe nach Öſterreich hinüber, gute Menſchen werden Dir ihre Hilfe nicht verſagen!« — und damit ſtarb ſie. — Seine Mutter alſo, deren Andenken ihn wie das an eine Heilige umſchwebte — warnte ihn ſchon vor dem Vater — gebot ihm zu fliehen — und jetzt wo ihn der böſe Zufall ihm in den Weg geführt ſollte er trotz ihrer Warnung, trotz ihres Gebotes bei ihm bleiben! Sollte Alles verlaſſen was ihm das Schickſal auf die Fürbitte ſeiner Mutter freundlich geboten, um ſich dem wüſten Treiben eines Mannes anzuſchließen deſſen Anblick ihn mit Schaudern erfüllte — ſollte den Weg der Tugend verlaſſen, um jenem des Laſters zu folgen! — Nimmermehr! Das konnte Niemand verlangen, das durfte er bei dem Andenken ſeiner Mutter nicht thun. Ohne alſo der Weiſung ſeines Vaters zu folgen, ſagte er mit aller Ruhe welche er noch faſſen konnte: »Ich werde nicht bei Euch bleiben — das Schickſal hat uns getrennt und ſo iſt es gut! Laßt mich meine Wege gehen — geht die Eurigen!«

»Was,« erwiederte ſein Vater mit höhniſchem Er-

ſtaunen, »nicht bei mir bleiben — Deine eigenen Wege ziehen — was faſelſt Du da?«

»Ich faſele nicht,« antwortete Luitpold immer noch mit Ruhe, »was ich Euch ſagte iſt mein ernſter Wille — ich bleibe von Euch getrennt!« und mit dieſen Worten ſchritt er gegen die Thüre zu. Aber ſein Vater ſprang auf und ſtellte ſich ihm in den Weg.

»Halt da, ungehorſamer Bube!« ſchrie er voll Wuth, und ſeine Augen funkeln wie die einer Tigerkatze ehe ſie ſich auf ihre Beute ſtürzt. »Halt und keinen Schritt weiter! Du bleibſt — Du mußt bleiben, oder . . . . !«

Luitpold trat einen Schritt zurück. Auch ſein Geſicht röthete ſich vor Zorn, auch ſein Auge flammte wild; aber immer noch ſich beherrſchend ſagte er: »Vater Ihr thut nicht gut mich zum Äußerſten zu treiben! Ihr vergeßt daß Ihr nicht den Knaben vor Euch habt, den Eure Hand ſo oft gezüchtigt — gezüchtigt weil er ſeine Mutter mehr liebte als Euch deſſen wildes Treiben ihn ſchon als zartes Kind anekelte — Ihr vergeßt daß der angehende Mann vor Euch ſteht der das was er iſt, durch ſich ſelbſt geworden: der ſich ſchon in gar Manchem erprobt was über den Knabenjahren ſteht: der ſich nicht durch die Ruthe ſchrecken läßt. — Seid alſo billig Vater, und laßt mich fort!« Und damit näherte er ſich abermals der Thür. Aber wie-

der ſprang ihm der Alte in den Weg. »Nimmermehr!« ſchrie er wüthend. »Du verläßt dieſe Schwelle nicht — unter keiner Bedingung — und wirſt fortan bei mir bleiben, hörſt Du mich! Vergeſſe nicht daß ich Dein Vater bin, Bube, und daß ich das Recht habe, Deine Wege zu beſtimmen. Ich werde Dir zeigen, daß ich mich durch Dein langes Gerede da nicht täuſchen laſſe! Das käme mir eben recht — jetzt wo mich der glückliche Zufall Dich finden ließ, Dich wieder von mir zu laſſen! — Alſo zurück und keinen Schritt weiter, ſonſt werde ich das mit Gewalt durchſetzen, was ich nicht durch mein Wort erlangen kann. Zurück, Bube, der Du heuchelſt und plauderſt wie das elende Weib das Dich gebar, oder fürchte meinen Zorn.«

»Ich heuchle niemals,« ſchrie nun Luitpold auf, durch die Behandlung durch ſeinen Vater auf's Äußerſte getrieben, »ſo wenig als meine unglückliche Mutter geheuchelt, die Du in's Grab gebracht haſt. »Ich werde gehen, und ich will gehen! Du haſt kein Recht auf mich, denn Du haſt dieſes Recht ſchon in meiner Kindheit ſelbſt aufgegeben! Ich war Dir mein Leben ſchuldig, aber dieſe Schuld ward längſt getilgt durch Deine empörende Behandlung, durch das Elend und den Jammer dem Du mich preisgegeben. Wir ſind quitt! Du wardſt mein Vater, denn Du haſt mir das Leben gegeben; Du biſt es nun nicht mehr, denn Dein

ſchlechtes Handeln hat ſich dazwiſchen gedrängt, und uns für die Ewigkeit getrennt. Nur Eines könnte mich an Dich feſſeln und das iſt Kindesliebe — und wie willſt Du dieſe von mir verlangen, Du der mir meine Mutter geraubt, der mich dem Elende preis gegeben, der mich dem Laſter erziehen wollen. Fremd hat uns die Zeit einander gemacht — fremd müſſen und werden wir uns von nun an bleiben! Nochmals ſage ich Dir, laſſe mich ungehindert weiter ziehn — wir haben nichts mehr mit einander gemein!« — Und entſchloſſen ſeine Abſicht durchzuſetzen, ſchritt er feſt auf die Thür zu und wollte ſich zwiſchen ſeinen Vater und der Wand durchdrängen um durch dieſe ſich zu entfernen. Aber feſt ſtemmte ſich ihm der Vater entgegen. »Du willſt nicht bleiben, elender Bube?« ſchrie er und die Stimme verſagte ihm vor Wuth beinahe den Dienſt. »Du willſt mir alſo trotzen? Nun warte — nicht umſonſt erinnerteſt Du mich daran, daß ich Dich gezüchtiget hatte!« und mit dieſen Worten packte er Luitpold an der Bruſt und ſchleuderte ihn mit ſolcher Rieſenkraft zurück, daß er taumelnd in eine Ecke der Stube fiel. Aber kaum hatte ſein Körper den Boden berührt, als er wie ein Blitz aufſprang und ſein Waidmeſſer aus der Scheide riß. Er ſah nichts mehr — er hörte nichts mehr — alle ſeine Nerven zuckten und das Herz drohte es ihm zu ſprengen. Zitternd an

allen Gliedern ſtand er da mit bebenden Lippen, mit feſt zuſammengeklammerten Zähnen, welche keinen Laut zwiſchen ſich durchließen, mit weitaufgeriſſenen wildrollenden Augen deſſen Weißes das Blut roth gefärbt hatte — krampfhaft hielt ſeine Fauſt den Griff der ſcharfen Waffe umklammert, während ſich die Andere geballt eben ſo krampfhaft an die wogende Bruſt drückte. Es war ein fürchterlicher Moment. Draußen heulte der Sturm und rüttelte an dem morſchen Gemäuer, an dem elenden Dache, als ob er beide zertrümmern wollte und der Regen brauſte vom ſchwarzen Himmel herab — innen war eine Todtenſtille, nur unterbrochen durch das hörbar heftige Athmen der beiden Todtfeinde — Vater und Sohn — durch das Kniſtern der durch den Luftzug wild herumflackernden Flamme. Der entſcheidende Schluß eines gräßlichen Dramas war erſchienen und Niemand von den Anweſenden wagte es ihn durch Worte zu unterbrechen. Selbſt Luitpold's Vater ſchien einzuſehen daß er zu weit gegangen war und erwartete nicht ohne Beklommenheit und mit ſtieren Blicken den kommenden Augenblick, während die übrigen drei Perſonen von ihren Sitzen aufgeſprungen die beiden Kämpfer mit ſtarrem Entſetzen beobachteten. Dieſe drei waren es endlich welche zuerſt ihre Beſinnung errangen. Ein lauter Ruf des Schreckens wand ſich aus ihrer Bruſt und ſie wollten Luitpold abhalten

— aber auch der Vater hatte ſich zugleich aus ſeiner betäubenden Wuth geriſſen. Mit einem Zeichen der Hand, mit einem ſtrengen Blicke, wies er ſeine Genoſſen von ihrem Beginnen zurück. »Laßt doch die Natter ſtechen!« rief er, und darauf ſeinen Wamms aufreißend, daß die breite haarige Bruſt zum Theil entblößt war, fuhr er gegen Luitpold gewendet fort: »Nun Bube, ſo ſtoße doch zu — es iſt ja nur Dein Vater den Du morden willſt! Stoß zu — wird vielleicht die größte That ſein die Du vollbringſt?« —

Luitpold's Züge wechſelten wieder in ihrem Ausdrucke von Zorn und Schmerz. Zuerſt ſank die Fauſt von ſeiner Bruſt herab, dann ſchleuderte er das Waidmeſſer vor die Füße ſeines Vaters daß er klirrte. Dann bedeckte er mit beiden Händen ſeine Augen und ein lautes ſchmerzliches Stöhnen entwand ſich ſeiner Bruſt. Seine Kraft ſchien gebrochen, ſeine Knie ſchlotterten und machtlos ſank er rückwärts an die Wand. — »Iſt doch ein feiger Bube!« ſagte ſein Vater mit höhniſchem Gelächter. »So, jetzt meine Freunde helft mir ihn zu bändigen, jetzt ſoll er uns nicht mehr entwiſchen« — und ohne weiters näherte er ſich mit ſeinen Genoſſen dem in tiefſten Schmerz verſunkenen Jünglinge und drängte ihn in die von der Thür entfernteſte Ecke der Stube, und zwang ihn hier ſich auf ein Bündel naſſes Stroh zu legen. Darauf pfiff er den gro-

ßen Wolfshund herein. »Tatar,« rief er, »da komme her, und lege Dich hier hübſch nahe zu meinem geliebten Sohne, und gib Acht, daß er ſich nicht von dieſem Platze bewege!« — Und der Hund ſpitzte die Ohren und wedelte mit dem Schwanze als ob er die Befehle ſeines Herrn wörtlich verſtanden und legte ſich, den Kopf zwiſchen den vorgeſtreckten Vorderpfoten, ganz nahe zu den Füßen Luitpold's und ſo oft dieſer eine noch ſo unmerkliche Bewegung machte, hob er raſch den Kopf, fletſchte die gewaltigen Zähne und ließ ein leiſes Knurren hören, gleichſam als wollte er jedesmal ſeinen Gefangenen warnen, ihm nicht zu trauen. —

Luitpold im fürchterlichſten Schmerz verſunken, ſprach kein Wort. Regungslos lag er auf ſeinem elenden Lager, ſein Haupt mit dem durchnäßten Mantel verhüllend. Sein jugendliches Gemüth war tief erſchüttert. — Thränen traten ihm in die Augen, und als dieſe häufiger floſſen, empfand er einige Erleichterung. Allmälig begann er ſeine Lage zu überdenken, und auf Mittel zu ſinnen, wie er ſich aus ſelber befreien könnte. Die gräßlichen Scenen welche er eben durchlebt, ſchienen ihm wie ein böſer Traum — er vermochte ſein Handeln nicht zu bereuen, denn er war dazu durch ein Unmaß des Hohnes getrieben worden. Nur wenn er ſich daran erinnerte welche Folgen es

hätte haben können, wie er bald zum Vatermörder geworden wäre, dann ſchauderte ihn und überfiel ihn eine ſo tödtliche Angſt daß er darüber das Bewußtſein zu verlieren befürchtete. Herzzerreißend drang ihm dabei das wilde Gelächter ſeines Vaters und der Übrigen in die Ohren — ihre Worte konnte er nicht verſtehen, denn er hatte ſich dicht in ſeinen Mantel gehüllt, um ſie nicht zu verſtehen. Es waren die entſetzlichſten Stunden ſeines Lebens die er jetzt durchbrachte — Stunden einer gräßlichen Seelenpein. —

So blieb es noch den übrigen Theil der Nacht und bis gegen Abend des folgenden Tages. Man überließ den unglücklichen Gefangenen ungeſtört ſeinen Gedanken. Endlich erweckte ihn ein heftiges Rütteln aus ſeinen grauſenvollen Träumereien. Er ſchlug den Mantel zurück und ſah vor ſich, ſeinen Vater.

»Auf jetzt Bube,« fuhr ihn dieſer rauh an, »es iſt Zeit daß wir weiter kommen. Folge mir und hüte Dich den geringſten Verſuch zur Flucht zu machen, wenn Du nicht willſt daß Dich dieſe blutdürſtige Beſtie da im nächſten Augenblicke an der Gurgel packen ſoll.« —

Luitpold blickte um ſich — die wilden Genoſſen ſeines Vaters waren verſchwunden — er befand ſich mit dieſem und dem großen Wolfshunde allein. Raſch ſtand er auf. Der Vater hatte ſich ſein Waidmeſſer um-

gegürtet und trug noch eine ſtarke Armbruſt an einem Riemen über die Schulter geworfen. Er verließ die Hütte — ihm folgte Luitpold und dieſem knapp auf den Ferſen Tatar welcher kein Auge von ihm verwendete.

Der Regen hatte aufgehört und auch der Sturm hatte ſich gelegt. Aber noch war der Himmel mit einer düſteren, grauen Wolkendecke behangen, welche die Gebirge bis tief herab verhüllte. Trotz dem fühlte ſich Luitpold wunderbar wohl als er aus der dumpfen Luft der elenden Hütte ins Freie trat. Der Anblick des weiten Himmelsraumes und all der ihm ſo bekannten Gegenſtände wirkten belebend auf ſeine Seele — er fühlte ſich nach dem erſten Schritte lange nicht mehr ſo gedrückt als früher — ſeine Lage ſchien ihm lange nicht mehr ſo troſtlos — und ehe er ſichs verſah ſchlich ihm auch wieder die Hoffnung wenn auch nur leiſe mahnend in die Bruſt. Er warf einen forſchenden Blick ringsum ſich. Er war ganz nahe an die Neuſtadt gerathen. Die Hütte lag am Rande einer Au nahe an der Fiſcha und kaum eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt. Die Thürme winkten ihm ſo freundlich zu — der Neunkirchner Thorthurm, Gott jetzt fiel ihm ſein dringender Auftrag an Hanns Poſchacher ein — jetzt dachte er mit unausſprechlicher Angſt an Mechtild. So nahe dem Ziele um vielleicht noch Hilfe und Rettung bringen zu können, und dennoch

die Unmöglichkeit, es zu erreichen! Dieſer Gedanke drohte ihn wahnſinnig zu machen.

Sie ſchritten ununterbrochen und ziemlich eilig den Gebirgen zu. Luitpold fiel es auf, nirgends das feindliche Lager zu erblicken. Sollte die Belagerung aufgehoben ſein? Beinahe mußte er dies vorausſetzen wenn ihn nicht ſeine Sinne vollends trügten. Aber er blieb feſt dabei ſeinen Vater um nichts zu fragen, ja ihm ſelbſt nicht einmal eine Frage zu beantworten. Indeſſen mochte dies der Alte wohl ahnen, denn ſchweigend ſchritt er voran, ſcheinbar unbekümmert um ſeinen Sohn, den er von Tatar genügend bewacht wußte.

V.

In der Neuſtadt hatte ſich ſeit der ſchrecklichen Nacht in welcher Anna und Mechtild geraubt wurden Manches geändert. König Andreas von Ungarn hatte nach und nach eingeſehen, daß ſich ſein ſo bedeutendes Heer in dem verwüſteten und bis zum letzten Lebenstropfen ausgeſaugten Lande nicht länger mehr halten konnte, und da Wien und die Neuſtadt allen ſeinen Stürmen ſo tapfer und ausdauernd widerſtanden, und er ſich nach den damaligen Begriffen der Kriegsführung nicht eher weiter in das Land wagen durfte bis

dieſen ſeinen Grenzen zunächſt gelegenen feſten Hauptpunkte gefallen waren, ſo gab er vor, als ein Feind aller unnützen Verheerungen und Blutvergießens der traurigen Sache ein Ende machen zu wollen und bot dem Herzog Albrecht Unterhandlungen an, welche dieſer auch, bedenkend das Elend und den Jammer ſeiner Unterthanen und ſein eigenes Unvermögen wenigſtens in dieſem Momente eine entſcheidende Abhilfe leiſten zu können, nach kurzem Zögern gerne annahm.

Das ungariſche Heer zog alſo von Wien ab. Es wurden beiderſeits Bevollmächtigte ernannt, welche ſich nach Haimburg zu begeben hatten um daſelbſt eine Friedensurkunde zu verfaſſen, und man kam überein, daß ſodann dieſe durch die beiden Regenten eben daſelbſt unter freiem Himmel unterfertigt und beſiegelt werden ſolle.

Auch auf die Belagerung der Neuſtadt hatten dieſe vorläufigen Maßregeln ihren Einfluß ausgeübt. Das feindliche Heer blieb zwar noch bis zum Friedensſchluſſe in der Umgegend gelagert, allein alle bedeutenderen Feindſeligkeiten waren eingeſtellt: man durfte friſche Lebensmittel in die Stadt ſchaffen, und die tapferen Bürger konnten ſich wieder einer dauernden Ruhe erfreuen. —

Wie wenig dies Alles aber die troſtloſe Lage änderte in welcher ſich einige der Hauptperſonen der

hier erzählten Begebenheiten befanden, wird wohl Jeder leicht ermeſſen können. Hanns Poſchacher war ſeit jener verhängnißvollen Nacht welche ihm das Theuerſte geraubt was er auf dieſer Welt beſaß, in einen wahrhaft entſetzenerregenden Trübſinn verfallen. Tagelang ſaß er in Mechtilds Kammer, blaß wie der Tod und regungslos, ohne einen Laut über ſeine Lippen zu bringen als tief aus der Bruſt hervorgeholte Seufzer ohne an irgend Etwas eine Theilnahme zu zeigen, die ſtarren Blicke unverwandt auf einen Punkt gerichtet. Kaum daß er es bemerkte wenn Jemand zu ihm trat, kaum daß er die nöthige Nahrung zu ſich nahm — ſo ſaß er da, immer von Kopf bis zum Fuß gerüſtet, ein blankes Schwert vor ſich, als erwarte er mit jedem Augenblicke in den Kampf gerufen zu werden. Sprach ihn Jemand an, ſo fuhr er wie aus einem ſchweren Traume erwachend empor; ſeine Fäuſte ballten ſich krampfhaft, ſein Blick rollte wild umher, als ſähe er einen Feind, ſeine Lippen bebten — aber er blieb ſtumm wie früher und verfiel bald wieder in ſeine frühere Lethargie. — Die kurze Zeit von wenigen Tagen hatte auch auf ſein Äußeres furchtbar gewirkt. Die Haare ſchienen bleicher geworden zu ſein, tiefe Furchen gruben ſich zuſehends in ſeine Wangen und auf ſeine Stirne. Die ganze Geſtalt ſchien gebeugter, und ſelten erhob er noch das Haupt ſo wie früher. Saß er nicht

in der Kammer ſo ſchlich er ſtumm und theilnahmslos in ſeinem Thurm umher. Nur jenen unglücklichen Sturmgang betrat er nie mehr, und führte ihn zufällig ſein Weg an dem kleinen Ausgangspförtlein vorüber, ſo zuckte es ſo ſchmerzlich auf ſeinem Geſichte, ſeine Züge nahmen einen ſolchen Ausdruck des heftigſten Kummers an, daß es zum Erbarmen war. Rief das Lärmhorn des Wächters zur Vertheidigung gegen einen plötzlichen feindlichen Angriff wie es in den erſten Tagen nach jener nächtlichen Begebenheit ein paar Mal der Fall war, ſo ſchien ihn wohl noch die alte Thatkraft zu durchglühen und er eilte auf die bedrohte Stelle; aber hier kämpfte er nicht mehr als Befehlshaber einer untergeordneten Schaar, ſondern wie einer ſeiner Knechte, wuthentbrannt und unermüdet — ja man möchte beinahe ſagen blutdürſtig; denn er ſuchte immer ſolche Stellen wo der Kampf am heißeſten wüthete und ſein Arm hieb da mit einer Kraft, einer Ausdauer in die Stürmenden, daß ihm kein Schwert und kein Harniſch widerſtehen konnte. Es war als ſuche er hier ſeinem Jammer ein Ende zu machen, als ſuche er den Tod — aber immer verſchonte ihn dieſer, denn keiner der tapferſten Feinde wagte ſich an den Wüthenden und ihre Pfeile und Bolzen prallten machtlos von ſeinem Panzer zurück. — Kaum war das Gefecht vorüber, ſo verfiel er wieder

in ſeinen Trübſinn und zwar oft noch weit ärger als früher. —

Nur zwei Gelegenheiten vermochten ihn gewiſſermaßen ins Leben zurück zu rufen. Die Eine davon war, wenn der alte Berthold von Emmerberg bei ihm erſchien, und ihn durch freundliche Zuſprüche zu tröſten ſuchte. Berthold ſelbſt war durch Mechtildens Raub aufs Tiefſte erſchüttert. Er hatte das Mädchen ſo lieb gewonnen wie eine Tochter, und auch ihr kindliches Gemüth hatte ſich während ihrer mehrmaligen längeren Aufenthalte auf Burg Emmerberg mit der innigſten Zärtlichkeit an ihn gekettet Sein Schmerz, als er erfuhr welchem Schickſal ſie verfallen, war daher auch grenzenlos und er ſtellte ſich tauſenderlei Vermuthungen auf wer ſie geraubt haben mochte. Wenn er alſo zu dem alten Hanns Poſchacher kam und ihn mit thränenfeuchtem Auge bei den Händen nahm und ihn aufzurütteln verſuchte aus ſeinem Stumpfſinne, und doch keine Worte dazu fand oder ſeine Stimme ihm im Schmerze brach, da richtete der alte gebeugte Vater ſein Haupt empor und blickte in Bertholds theilnehmendes Auge und verfiel dann meiſtens in heftiges Weinen, was ihm noch die meiſte Erleichterung zu verſchaffen ſchien. Oft ſchien es als ob er in ſolchen Momenten einen heftigen Kampf mit ſich ſelbſt kämpfte — als ob er ſich darnach ſehnte Etwas zu entdecken,

was ihm das Herz drückte, aber niemals kam es dazu — immer verſchluckte er das bereits auf den Lippen ſchwebende Wort.

Das Zweite was ihn aus ſeinen böſen Träumen riß, war wenn er vernahm, daß man den Stadtſchreiber Niklas Wurzer ins Verhör nehmen wolle.

Wie bekannt wurde dieſer verrätheriſche Schuft von Hanns Poſchacher gefangen. Als man ihn den folgenden Morgen ins Gefängniß abführen wollte, bat es ſich der alte Thurmvogt als eine beſondere Gnade aus, ihn ſelbſt in ſeinem Thorthurm verwahren zu dürfen, was man dem unglücklichen Vater der darin einen Troſt zu finden ſchien, gerne bewilligte. Wurzer wurde alſo in ein feſtes Kellergewölbe jenes Thurmes geſetzt, wozu Poſchacher den Schlüſſel ſelbſt aufbewahrte und zwar mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt, als gelte es ſeinen größten Schatz. Nicht ſelten begab er ſich tief in der Nacht wenn ſchon Alles ſchlief, noch zu des Stadtſchreibers Gefängniß und rüttelte an den Schlöſſern ob ſie auch verſchloſſen ſeien, und wenn der Knecht dem Gefangenen die Speiſen brachte, ſo war er jedesmal gegenwärtig, wenn er auch nicht in das Gefängniß ſelbſt trat.

Wurzer läugnete in den erſten Verhören, welche in einem oberen Gemache des Thurmes ſtatt fanden, ſtandhaft jede Theilnahme, ja ſelbſt jede Mitwiſſen-

ſchaft der That. Er gab vor, zufällig in der Nähe vorüber gegangen zu ſein, als er auf dem Sturmgange Lärm gehört, und um ſich von der Urſache desſelben zu überzeugen, hinaufgetreten ſei. Daß er Mechtild feſt gehalten ſei allerdings wahr, jedoch habe er dies nur gethan um ſie zu retten, nicht aber aus einem Beweggrunde wie ihm jetzt Hanns Poſchacher, ſein perſönlicher Feind, aufbürden wolle. — Und wirklich hätte er ſich vielleicht herausgelogen, wozu ihm die durch ſeine früheren Verleumdungen dem Thurmvogte abgeneigten Magiſtratsperſonen, ſeinen Vetter den Bürgermeiſter mitgerechnet, geholfen — wenn ſich nicht Herr Berthold und der unglückliche Graf von Taufers ins Mittel gelegt, und auf eine weitere ſtrenge Unterſuchung gedrungen hätten. Er wurde alſo eines Tages auf ihr Geheiß ins Stadthaus geführt — um daſelbſt durch eine peinliche Tortur zum Geſtändniſſe ſeiner Schandthat gezwungen zu werden. Hanns Poſchacher ließ ſich nicht abhalten, ihn mit ſeinen Knechten dahin abzuführen.

Schon auf dem Wege brach dem boshaften Schurken etwas der Muth den er ſich nach und nach in der Einſamkeit ſeines Kerkers geſammelt hatte, denn das Volk welches ihn von jeher aus tiefſter Seele gehaßt, gab dieſen Haß auf eine ſo unzweideutige Weiſe kund daß ihn einige Male nur das Einſchreiten der Bewaff-

neten vor deſſen Wuth retten konnte. Noch mehr aber machte der mühſam zuſammengeraffte Muth ſeiner natürlichen Feigheit Platz, als er im Stadthauſe angelangt in eine Halle geführt wurde, wo ihn nebſt den Richtern, zu welchen Herr Berthold und Taufers gehörten, auch der Henker mit einer Anzahl verſchiedener Marterwerkzeuge empfing. Ein kalter Schauder ſchien ſein Gebein zu durchrieſeln — der Schweiß trat ihm auf die Stirne — die Knie ſchlotterten ihm und kaum vermochte er bis in die Mitte der Halle zu ſchreiten. Hier endlich angelangt blickte er verſtört umher, und als ſein Auge nur finſteren ſtrengen Mienen begegnete — als er ſah wie der Henker, dem er ehedem ſchon manches vielleicht unſchuldige Opfer überantwortet, mit gräßlicher Theilnahmsloſigkeit ein paar bereits glühende Zangen auf dem Kohlenbecken zurechtlegte: da ſank er auf ſeine Kniee erhob die gefeſſelten Hände, und ſchrie in Tönen welche die Todesangſt gräßlich verzerrte: »Gnade, Barmherzigkeit! Ich will alles geſtehen!«

Lange brauchte es bis man ihn nur ſo weit beruhigte daß er ſprechen konnte. Endlich gelang es, und nun bekannte er zitternd und bebend, daß er es geweſen welcher die Abſicht gehabt Mechtilden zu rauben, und zwar aus Rache weil ſeine Bewerbungen um ihre Hand auf eine ſo ſchnöde Weiſe zurück gewieſen worden

— daß ihm der Goldmacher Pietro Cappuzzi verſprochen dazu behilflich zu ſein, wenn er ihm die Gelegenheit verſchaffte die Tochter des Grafen Taufers aus der Stadt zu bringen, was wie er ihn endlich verſichert nur um eines guten Zweckes Willen geſchehen ſolle, — daß er ihn ferners unter allerlei Vorſpiegelungen dazu gebracht, durch Beſtechung einer Schildwache den Ungarn einen Weg in die Stadt zu bahnen, um das Blutvergießen zu vermeiden, welches die Neuſtadt jedenfalls bei der unvermeidlichen Einnahme durch das feindliche Heer zu erwarten habe.

Dieſes Geſtändniß welches dem feigen Stadtſchreiber übrigens nur theilweiſe, und durch das mehrfache Androhen mit den fürchterlichſten Martern erpreßt werden konnte, ſchien nun allerdings einige Wahrſcheinlichkeit zu haben, wofür auch das in jener Nacht ſtattgefundene Verſchwinden Pietro Cappuzzi's und ſo manche andere Thatſachen ſprachen; allein die Hauptſache war jetzt zu erfahren, wer eigentlich Anna geraubt und wohin man beide Mädchen gebracht habe. Aber davon wollte Niklas Wurzer keine Kenntniſſe haben und ſuchte dies durch alle möglichen fürchterlichen Schwüre zu bekräftigen. Niemand glaubte ihm. »Auf die Folter mit dem Schurken!« ſchrie Hanns Poſchacher, »auf die Folter!« ſchrien die Meiſten der Verſammelten, daß die Halle davon erbebte. Und raſch

traten ein paar halbentkleidete Knechte an den Unglücklichen heran um ihn zu knebeln, und der Henker ſchürte die Kohlen daß die Funken den düſtern Raum erhellten. Niklas Wurzer wollte ſich gegen die beiden Knechte wehren — mit der Kraft der Verzweiflung und ein gräßliches Stöhnen ausſtoßend ſprang er auf und riß ſich aus ihren rohen Fäuſten los. Aber Alles umſonſt! Im nächſten Augenblick war er rücklings niedergeriſſen, Hände und Füße mit Stricken zuſammengeſchnürt, und ſo auf die Folterbank geworfen. »Halt!« ſchrie er in der höchſten Verzweiflung, »Halt! Barmherzigkeit — laßt mich los! Ich vermag auch zu beweiſen, daß ich die Wahrheit geredet!« — »Und, — hier — ſeht — lest hier dieſen Zettel, welcher des Goldmachers Hauptſchuld bekräftigt!« ſchrie er halb wahnſinnig, als man ihm noch einmal die Hände aufgeſchnürt. Und er zog aus einer verborgenen Taſche ſeines Wammſes den man ihm bereits halb herabgezogen, den Pergamentſtreifen welchen Cappuzzi in jener Nacht wo er ihn in der Burg beſuchte ausgeſtellt hatte, und ein Strahl von Hoffnung flog über ſein todtenbleiches und durch Angſt und Schrecken grauſenvoll verzerrtes Geſicht. —

Aber ſchnell entſchwand dieſer Ausdruck des Hoffens als er den Zettel entfaltete. Als ob er ein Geſpenſt vor ſich aufſteigen ſähe, ſtarrte er ihn mit weit

aufgeriſſenen Augen lautlos, dumm, an allen Gliedern heftig zitternd, an. Der Zettel war leer — kein Buchſtabe darauf zu erblicken. — Pietro Cappuzzi dieſer ſchlaue Schurke hatte ſich ſicher geſtellt. Er ſchrieb mit einer Tinte welche nach einiger Zeit verſchwand und keine Spur des Geſchriebenen zurück ließ. Der Zettel entfiel den kraftloſen Händen des Stadtſchreibers — er ſelbſt aber ſank wie vom Schlage gerührt auf die Marterbank zurück, während wieder der furchtbare Ruf: »Foltert ihn — foltert ihn, den Schurken, der uns nur äffen will!« durch die Halle dröhnte.

Ein gräßlicher, herzzerreißender Schrei — dann ein grauſenvolles Stöhnen und Ächzen welches immer ſchwächer und ſchwächer wurde — endlich Todesſtille nur unterbrochen durch das langſame Knarren eines Rades — und jämmerlich gereckt, die Glieder aus ihren Pfannen geriſſen, lag der unglückliche Stadtſchreiber da — ein ſcheuslich entſtellter Körper deſſen Leben nur noch ein leiſes Beben des aufgetriebenen Bruſtkorbes verrieth.

Langſam drehte ſich das Rad zurück. Man löſte die Stricke von den Gliedern des Unglücklichen und übergab ihn der Sorgfalt eines Mönchs der ihn zum Bewußtſein zurückführen mußte, um ihn dann beim nächſten Verhöre einem ſchärferen Grade der Folter zu unterziehen. — . . . . . .

Auch Taufers litt fürchterlich ſeit ihm ſein Kind geraubt worden. Dieſer harte, ſtolze Mann ſchien wie verwandelt. Er hatte ſich niemals viel um ſeine Tochter bekümmert, außer wenn er durch ſie ſeine eigennützigen und hochfahrenden Zwecke zu erreichen hoffte. Seine Liebe theilte ſich nur in zwei Dinge — ſeinem Wappenſchilde und ſeinem Geldkaſten. Beiden galt ſeine höchſte Sorgfalt — das Fühlen und Denken ſeines ganzen Lebens. Alles Übrige ſchien ihm nur Mittel zum Zwecke. — Plötzlich raubte ihm das Schickſal ſein Kind — das einzige Weſen, welches ihm Theilnahme und Zuneigung bezeigte, und Zuneigung vielleicht nur aus natürlichem Inſtincte, denn welcher Liebe ſollte ſich ein Menſch erfreuen können, der ſelbſt keine zu geben vermag! Die Liebe gleicht einer Blume welche des wärmenden Sonnenſtrahles bedarf um zu gedeihen. Treffen ſie nur rauhe kalte Lüfte ſo zieht ſie ſchmerzlich ihren Kelch zuſammen, die Lebenskraft ſchwindet, ſie verwelkt und der Sturm jagt ſie entblättert über die Heide! — Und nicht nur etwa die eine Liebe, welche den Jüngling an die zarte Jungfrau kettet, trifft dieſer Vergleich: auch Eltern- und Kindesliebe, auch Geſchwiſterliebe und jede aus reinen Gefühlen entſprungene Zuneigung des Herzens, bedarf der Erwiderung — wo ſie dieſe nicht findet, ſtirbt ſie — oder wird, wenn ſie dennoch fort-

dauert, zur Träumerei, zum Undinge — oder wird blos durch Grundsätze genährt, und hört dann auf jenes heilige, beglückende Gefühl zu sein, welches allein den wahren Namen der Liebe verdient und dem der Verstand niemals als Hauptmotiv dienen darf! —

Also ein trauriges Geschick raubte dem stolzen, harten Grafen Taufers sein einziges Kind, und siehe da, das Eis welches die Zeit um sein Herz gelegt, war plötzlich geschmolzen und unendlich schmerzlich empfand er es, das einzige Wesen verloren zu haben, welches mehr als kalter Eigennutz an ihn kettete. War es im ersten Augenblicke nur der Zorn über die Frechheit des Räubers, so verdrängte diesen bald nur der bitterste Schmerz, und heiße Thränen drangen aus diesen Augen, welche so oft jeder zarteren Regung des Gefühles gespottet. — Immer stärker umfing die Verzweiflung seine Seele, je weniger er sich enträthseln konnte wer der Räuber seines armen Kindes sein könnte, und was ihn zu seinem Verbrechen gebracht haben mochte. Bei Mechtild war es doch gewiß, wer die erste Veranlassung zu ihrem Raube gegeben, und es blieb wenigstens noch eine leise Hoffnung durch diesen ihren Räuber auf die Spur zu kommen; allein dies war bei Anna nicht der Fall. Ein undurchdringliches Dunkel hatte sich über ihr Verschwinden gelagert wel-

ches die Seele des Vaters mit Troſtloſigkeit erfüllte. Sollte vielleicht Pietro Cappuzzi dabei im Spiele ſein? Auch dies war trotz den Äußerungen des Stadtſchreibers, denen man übrigens keinen großen Glauben beimaß, nicht wahrſcheinlich; denn niemals kam der Wälſche mit dem Mädchen in Berührung, und welche Gründe konnten ihn bewegen, gerade dieſes Verbrechen zu begehen! —

Graf Taufers ſchwebte alſo in einem furchtbaren Chaos von Zweifel und Vermuthungen, die ihn beinahe des Verſtandes zu berauben drohten. Dazu kam noch die Unmöglichkeit irgend Etwas zur Verfolgung des Räubers zu veranlaſſen; denn noch immer ſtand das ungariſche Heer dicht um die Neuſtadt gelagert und jeder Verſuch ſich aus ihren Mauern zu begeben war mit ſicherer Gefangenſchaft bedroht, abgeſehen davon, daß jede Nachſuchung in dem vom Feinde überſchwemmten Lande geradezu eine Thorheit zu nennen geweſen wäre. — Troſtlos blickte alſo der unglückliche Vater in die Zukunft, und wußte ſich nicht zu helfen und nicht zu rathen, und verzehrte ſich ſichtbar in ſeiner bitteren Seelenqual. Er machte ſich die heftigſten Vorwürfe über die geringe Aufmerkſamkeit welche er ſeiner armen Tochter gezollt — er machte ſich die heftigſten Vorwürfe über ſein hartes Benehmen, welches er ihr ſo oft und beſonders in der letzten Zeit wo ſie

ſich ſeinen Abſichten hinſichtlich der Verheirathung mit Otto von Frohberg widerſetzte, angedeihen ließ — er machte ſich über alles was geſchah die heftigſten, herzzerreißendſten Vorwürfe; allein jetzt war es zu ſpät — er vermochte es nicht mehr gut zu machen, der fürchterliche Ruf ſeines Gewiſſens: »umſonſt — für immer verloren!« drang ihm wie ein ſcharfes Schwert durch die Bruſt und überlieferte ihn einer Seelenqual die zu ſchildern keine Feder vermag. —

Da durchzog ein Gedanke wie ein Blitz ſeinen Geiſt. Er kannte Anna's Abneigung gegen jene ihr durch Herzog Albrecht beſtimmte und durch ihn den Vater aus Eigennutz ſo warm unterſtützte Heirath — er kannte Anna's Liebe zu Königsberg; wenn dieſer — wenn Verzweiflung ſie zu einem Schritt bewogen hätte, der ſie den verhaßten Verhältniſſen entreißen konnte. Und dieſer Gedanke bekam immer mehr Wahrſcheinlichkeit je länger er ihn nährte, — er wurde ihm zur Gewißheit. — Er klammerte ſich mit der ſchwindenden Kraft der Verzweiflung daran; denn was ihn früher mit Muth erfüllt haben würde, das blieb ihm jetzt als einzige Hoffnung zurück. Er fluchte ſeiner Hartnäckigkeit — er fluchte dem Anſinnen Albrechts. Wenn es ſo wäre — wenn Königsberg ſie wirklich geraubt — o wie gern wollte er Alles vergeſſen was geſchehen, wie gern wollte er all

die fürchterlichen Stunden der Verzweiflung vergeſſen — alle ſeine Pläne aufgeben, wenn er nur ſein Kind gerettet wüßte. Königsberg war ja ein allgemein geachteter Mann, aus einem der älteſten öſterreichiſchen Geſchlechter — reich, begütert — Anna wäre an ſeiner Seite glücklich geworden. So dachte — ſo fühlte er jetzt wo es zu ſpät war, wo ihm das böſe Schickſal die Möglichkeit es zu ändern, geraubt.

Taufers erlitt aber einen zweifachen Schmerz. Nebſtdem daß er ſein Kind verlor, raubte ihm das Schickſal noch auf eine grauſame Weiſe das Vertrauen auf eine Wiſſenſchaft welcher er mehr als eine halbe Lebenszeit geweiht. Pietro Cappuzzi, den er jahrelang als einen treuen Gehilfen ſeiner geheimnißvollen Arbeiten betrachtete, verſchwand plötzlich in jener Unglücksnacht, und zwar nach des Stadtſchreibers Bekenntniß, wahrſcheinlich im Einverſtändniſſe mit dem Feinde. Nachdem ſich alſo Annas Vater von ſeiner erſten Betäubung ein wenig erholt, betrat er wieder ſein verwaiſtes Laboratorium, gleichſam als wollte er hier in den Irrgängen ſeiner düſtern Wiſſenſchaft Troſt oder wenigſtens Zerſtreuung ſuchen. Schon bei ſeinem Eintritte fiel ihm manche Veränderung auf. Die Gluth des Ofens war verlöſcht — die Schmelztiegel erkaltet. Er unterſuchte ihren Inhalt — ein wenig Schlacke und Aſche war Alles was er darinnen fand. Er ſchrieb

dies blos der Vernachläſſigung zu; jedoch einmal mißtrauiſch gemacht, öffnete er mehrere Flaſchen und Krüge, und ſiehe da ſie waren blos mit Waſſer ſtatt mit den koſtbaren Eſſenzen gefüllt welche er durch Pietro um ſchweres Geld anfertigen laſſen. Als er aber in die kleine Nebenkammer trat und das geheime Fach unter den Steinplatten des Fußbodens entdeckte, welches der Adept zu ſchließen vergeſſen, indem er vor ſeiner Flucht das hier betrügeriſch zuſammengeſcharrte Gold heraus genommen — als er hier noch ein paar zerſtreute Goldſtücke fand welche er längſt dem Schmelztiegel anvertraut glaubte — als er endlich unter ſeinen myſtiſchen Pergamenten einige Theile der Correſpondenz Pietro's mit dem Feinde erblickte, in welcher er ſich auf die unverſchämteſte Weiſe über die Leichtgläubigkeit ſeines Herrn erluſtigte — da wurde es plötzlich hell vor ſeinen Augen und er begriff wie er jahrelang der Spielball eines liſtigen Betrügers geweſen und wie er nach einem Luftgebilde gehaſcht das ihn ſo lange durch ſeinen trügeriſchen Schein geäfft. Und der alte Mann warf ſich ſprachlos in ſeinen Armſtuhl auf welchem er manche Nacht, ſein dunkles Werk bewachend, hingeopfert, und Thränen traten in ſeine Augen, und ein unendlich bitteres Gefühl geſellte ſich zu dem Schmerze welcher ohnedem ſeine Bruſt zerfleiſchte. — Dann verließ er langſam die geheimnißvolle Halle,

ſchloß die ſchwere Eiſenpforte ab und ſchleuderte aus dem nächſten Fenſter den Schlüſſel in den mit Waſſer gefüllten Burggraben. —

Ein paar Jahrhunderte nach dieſen Begebenheiten — Taufers ruhte längſt in der Gruft ſeiner Ahnen: andere Zeiten und Verhältniſſe waren über die Neuſtadt heraufgezogen: andere Menſchen bewohnten die Herzogsburg — öffnete man zufällig jene eiſerne Pforte im ſüdöſtlichen Thurme welche früher Niemand beachtete, und fand hier die wohleingerichtete Werkſtätte eines Adepten, ohne zu ahnen, wem ſie einſt gedient. Als ketzeriſche Werkzeuge wurden die Bücher, Schriften und Geräthſchaften den Flammen übergeben — ein ſpäterer Umbau gab der Halle eine andere Geſtalt, eine andere Beſtimmung.

Wochen waren vergangen — die Friedensbedingniſſe zwiſchen Herzog Albrecht und dem Könige von Ungarn endlich fortgeſtellt und das feindliche Heer begann ſich von der Neuſtadt zurück zu ziehen. — Man hatte die peinlichen Verhöre mit Niklas Wurzer noch eine Weil fortgeſetzt ohne von ihm etwas anderes herauszupreſſen, als was er ſchon im erſten Grade der Folter bekannt. Zum Krüppel gemacht, durch die ausgeſtandene Angſt und Marter beinahe des Verſtandes beraubt warf man den unglücklichen Schreiber endlich in ein grauſenvolles Loch, wo ihn bald dar-

auf der Alles verſöhnende Tod von ſeinen Leiden befreite. —

Herr Berthold und Graf Taufers beredeten manchen Plan wie ſie den geraubten Jungfrauen nachforſchen wollten, wenn ſich das ungariſche Heer gänzlich über die Grenze zurück gezogen haben würde; denn ſo lange mußten ſie beide trotz ihrer Ungeduld noch in den Mauern der Neuſtadt verweilen, der Eine als ihr Schirmvogt, der Andere als Burghauptmann. Auch den alten Hanns Poſchacher ſuchten ſie durch das Verſprechen ihres größten Eifers wieder aufzurichten obwohl ihnen dies nicht gelingen wollte, denn ohne ein Wort zu erwiedern, ohne ein Zeichen der Hoffnung zu geben, ſchüttelte der tiefgebeugte Greis ſchwermuthsvoll ſein Haupt, als ob ihm ein Etwas das er nicht zu ſagen vermochte, das Vertrauen auf ein Gelingen gänzlich geraubt. —

So kam Taufers wieder einmal zu Herrn Berthold, um die Maßregeln ihrer Nachforſchungen zu beſprechen. Er erkannte nicht ſogleich die Perſon welche ſich nebſt Herrn Berthold in der Stube befand. Er trat näher und prallte einige Schritte zurück — Wolf von Königsberg ſtand vor ihm. — Unmöglich iſt es den Ausdruck zu ſchildern, welchen des alten Taufers Züge annahmen. Es war nicht Zorn, nicht Haß, nicht Hoffnung — es war eine Frage, eine furchtbare Frage

welche aus ſeinen ſtieren Blicken ſprach, welche alle ſeine Muskeln zucken machte, welche alle Leidenſchaften und Gefühle in ſich vereinigte. Ohne einen Laut von ſich zu geben, ſchwerathmend ſtand er da, mit vorgebogenem Oberleibe, mit ausgeſtreckten Armen als wollte er die Erſcheinung Königsbergs feſt halten die ihm jetzt Entſcheidung geben ſollte was er zu hoffen oder zu fürchten habe.

Berthold ſah was in ſeiner Seele vorging und trat zu ihm. Krampfhaft faßte ihn dieſer bei der Hand. »Nur eines ſage mir Berthold,« preßte er mit erſtickter Stimme hervor, »nur dies Eine. Iſts . . . .?«

»Leider . . . .,« entgegnete Emmerberg, aber ſchon unterbrach ihn Taufers.

»Ich weiß genug!« ſchrie er im herzzerreißenden Tone, »barmherziger Gott, mein armes unglückliches Kind!« — und beide Hände an die Stirne gedrückt, ſchwankte er kraftlos zurück, und wäre vielleicht niedergeſtürzt, wenn ihn nicht Bertholds und Königsbergs Arme aufgefangen und auf einen Stuhl gebracht hätten. Lange wagte es keiner von ihnen den Schmerz des ſeiner letzten Hoffnung beraubten Vaters zu ſtören, erſt nach geraumer Zeit begannen ſie ihm tröſtende Worte zu ſagen.

Königsberg erzählte ohne ſeine Verirrungen zu verſchweigen, treu und offen ſeine ſeit jenem unheil-

vollen Feſte auf der Herzogsburg zu Wien erlebten Schickſale. Er erzählte wie er durch den wackeren Luitpold befreit worden ſei, wie er ſich endlich trotz ſeiner durch die erlittene Krankheit noch immer aufhabenden Schwächen gleich nach dem Abzuge des feindlichen Heeres aufgemacht, um hier zu erfahren wie ſich die Dinge geſtaltet. Welch tödtlicher Schrecken ihn befiel als ihm Herr Berthold die traurigen Begebenheiten mittheilte welche ſich indeſſen zugetragen, kann man ſich leicht vorſtellen. Nur die Rathloſigkeit welche auch ihn ſo wie die Übrigen ergriff hielt ihn davon ab, ſogleich die Stadt wieder zu verlaſſen um nach den Geraubten zu forſchen. Verzweiflungsvoll war er eben vor Herrn Berthold geſtanden, als der unglückliche Vater ſeiner heißgeliebten Anna einrat. Der laute Jammer dieſes greiſen Mannes erſchütterte ihn um ſo mehr, als er ihn niemals eines ſo lebhaften Gefühles fähig gehalten hätte. Auch der Umſtand, daß Luitpold bisher noch nicht in der Neuſtadt erſchienen war, obwohl ſchon mehrere Tage verfloſſen, ſeid er Wien verließ, bekümmerte ihn. Er mußte fürchten, daß auch ihm ein Unglück begegnet, und zwar ein Unglück um ſeinetwillen für welchen er ſich wochenlang der größten Gefahr ausgeſetzt.

Graf Taufers hatte im tiefſten Schmerz verſunken der Erzählung Königsbergs zugehört, und wie das im-

mer der Fall iſt, daß man ſeinen Schmerz weniger fühlt wenn man mit andern Unglücklichen in Berührung kommt, ſo that es ihm auch wohl in dem jungen Manne einen ſolchen zu ſehen welcher ſich ihm mit der wärmſten Theilnahme näherte, und in ſeinem Schmerze unverholen die Gefühle äußerte welche er für Anna nährte. Und plötzlich ſich zu Königsberg wendend ſagte er zu dieſem, indem er ſeine Hand ergriff:

»Ihr liebt meine unglückliche Tochter, Königsberg?«

»Ja Herr Graf,« antwortete Wolf, welcher früher in ſeinem Schmerze gar nicht mehr bedachte daß er Annas Vater, den ihm ſo feindlich geſinnten Grafen von Taufers vor ſich hatte. »Ja ich liebe Eure Tochter — aber ich weiß, Ihr mißbilligt meine Liebe . . . .«

»Sprecht nicht davon Königsberg,« ſagte Taufers mit einer ſchmerzlich bittern Miene, »ſprecht nicht von einer Zeit die ich mir bis in mein Grab zum Vorwurf machen werde! — Ich ſpielte mit dem Glücke meines armen Kindes — ja laßt es mich nur ausſprechen, was ich mir zum Vorwurf machen muß und was mir mein Schickſal zu tragen ſo entſetzlich erſchwert. — Ich ſpielte mit ſeinem Glücke ein grauſames Spiel — und Gott hat mich dafür furchtbar geſtraft. Ich war

ein harter liebloſer Vater, und jetzt — jetzt iſt es zu ſpät wenn ich auch anders ſein wollte, — jetzt wo ich einſehen gelernt, was ein ſolches Glück ſagen will!« — und der alte Mann bedeckte ſeine Augen mit den Händen und ſchluchzte laut. Dann ſich faſſend, fuhr er fort:

»Ehrſucht, vielleicht noch eine Leidenſchaft die ich nicht nennen weil mir davor ſchaudert, haben mich verführt in Pläne einzugehen welche man mir vorſchlug — ohne zu bedenken wie ich dadurch meine arme Tochter opferte — Ich bin alt, der furchtbare Schlag des Schickſals hat meine Lebenskraft gebrochen — ich fühle es, ich werde nicht mehr im Stande ſein Vieles zur Rettung Annas beizutragen — ich werde ſie vielleicht nie mehr ſehen . . . .«

»Berthold Du haſt mir bereits verſprochen, Alles aufzubieten um den Ort wohin man ſie geſchleppt zu entdecken und ſie zu retten — nun fordere ich auch Euch auf Königsberg mir ein gleiches Verſprechen zu leiſten. Verſteht mich Königsberg, ich vertraue Euch die Rettung meiner armen Anna an, ich vertraue Euch ihr Leben, jetzt und immer . . . .!«

Eine freudige Überraſchung durchzuckte den jungen Mann — aber Taufers ließ ihn nicht zum Worte kommen.

»Sprecht nicht Königsberg, ich weiß was Ihr ſagen wollt; Ihr vergeßt daß ich Euch vielleicht nichts

mehr anvertraue als die Rache — für eine Gemordete,« ſagte er ſchaudernd. »Doch wie Gott will! Berthold und Euch vertraue ich mein Kind — vermache ich es wenn mich wie ich fürchten muß, der Ewige dieſen herben Schlag nicht überleben läßt. Sei denn Du ihr Vater Berthold, und Ihr Königsberg ſeid ihr Bruder oder Gatte, wie Ihr es Eueren Verhältniſſen angemeſſen findet: wie Ihr findet daß es das Glück meines unglücklichen Kindes fordert. Sollt Ihr ſie aber nicht mehr am Leben finden — ſollte ſie Angſt und Verzweiflung getödtet haben — dann verſprecht mir das heilig ruhet nicht eher bis Ihr ihren Mörder aufgefunden und Rache an ihm genommen — die fürchterlichſte blutigſte Rache! — Wollt Ihr dies? o habt Erbarmen mit einem armen unglücklichen Vater und verſprecht es ihm!« — Erſchöpft ſchwieg Taufers — er hatte Bertholds und Königsbergs Hände mit ſeinen beiden Händen ergriffen, und ſein mattes Auge blickte ſo flehend auf ſie, als hänge von ihrer Antwort ſein ganzes Seelenheil ab - Königsberg war ſo ergriffen daß er kein Wort über ſeine Lippen brachte. Er ſah ſich jetzt ſo plötzlich ſo unvermuthet einem Ziele nahe, welches zu erreichen er bereits die Hoffnung aufgegeben — um welches er ſo viel gelitten — und dennoch war dieſes Ziel noch ſo weit, ſo weit entfernt und vielleicht unerreichbarer als jemals. Tief erſchüt-

tert ſtützte er ſich an die Lehne des Stuhles und preßte die Hand Taufers an ſeine Bruſt.

Herr Berthold aber ſprach ernſt und ruhig: »Taufers laſſe Dich nicht vom Schmerz übermannen; Du wirſt leben und auch mit Gottes Hilfe Deine Tochter wiederſehen. Vermagſt Du aber nicht mit hinaus zu ziehen um ſie ihnen Räubern zu entreißen, ſo überlaſſe dies immerhin uns Beiden und halte Dich verſichert daß wir Deines Vertrauens würdig ſein werden! — Was aber dieſen jungen Mann betrifft Taufers, ſo ſegne ich die Stunde welche ihn hieher gebracht hat. Du kannſt Dein Kind wahrlich keinen beſſeren Händen übergeben, und der Himmel wird es Dir gewiß lohnen daß Du ſo handelſt!«

Etwas beruhigt ſchied Taufers von ſeinen Freunden — aber der Schlag den er erlitten war für den Alten, ſolchen heftigen Gemüthserregungen früher ſo fremden Mann dennoch zu heftig, als daß er nicht ſeine Nachwirkungen haben ſollte. Er verfiel alſo bald darauf in eine Krankheit welche ihn noch ans Schmerzenlager feſſelte, als ſeine Freunde bereits die Neuſtadt verlaſſen hatten.

Die Friedensbedingniſſe zwiſchen Öſterreich und Ungarn waren wie geſagt, feſtgeſetzt. Herzog Albrechts Stolz war durch das freundliche Anerbieten ſeines Gegners gebrochen, und da ſeine Abſichten auf die

römiſche Königskrone ihm jedenfalls den Frieden mit Ungarn wünſchenswerth machen mußte, ſo bot er dazu auch willig die Hand. Beide Fürſten kamen bei Haimburg auf freiem Felde zuſammen. Ihre gegenſeitigen Bedingniſſe lauteten dahin daß Albrecht alle vom Grafen von Güſſing noch innehabenden Burgen und Ortſchaften zurücklegen ſolle, daß jedoch zur Verhinderung räuberiſcher Einfälle die Erſteren geſchleift werden. Alle ſeit fünfzehn Jahren gemachten Gefangenen werden frei gelaſſen, und alle Grenzzölle aufgehoben, welche den gegenſeitigen Handel beider Länder hinderlich ſein könnten.

Beide Fürſten beſchworen dieſen Vertrag und es folgte eine aufrichtige Verſöhnung auf dieſe langwierigen Fehden, welche das arme Öſterreich ſo hart mitgenommen hatten.

Das ungariſche Heer zog ſich von der unbezwungenen Neuſtadt über die Leitha zurück, ſo wie auch nach und nach die wilden Horden welche ſich im Lande raubend zerſtreut hatten und die verſchiedenen befeſtigten Burgen und Ortſchaften berannten wieder Öſterreich verließen. Überall waren die traurigen Spuren dieſes furchtbaren Einfalls zu ſehen. Überall unbebaute oder boshaft verwüſtete Felder, die von Rauch geſchwärzten Trümmer noch vor kurzem ſtattlicher Höfe und Dörfer, unbeerdigte Leichname. Die in die Ge-

birge geflüchteten Bewohner dieſes ſonſt ſo blühenden von der Natur geſegneten Landſtriches kamen allmälig aus ihrem Verſtecke hervor und beſuchten nun laut jammernd die Stätten ihres frühern Glücks und Wohlſtandes. Ihre Felder verwüſtet, ihre Vorräthe geraubt, ihre Heerden weggetrieben, denn der Einfall geſchah plötzlich — wußten ſie nicht wie ſie ihr Leben friſten ſollten, und doch war der Winter mit all ſeinen eiſigen Schreckniſſen vor der Thür. Einige der reicheren Adeligen halfen zwar wie ſie nur immer konnten, theilten Lebensmitteln aus, nahmen die Obdachloſen in ihre Burgen auf; aber deren waren nur Wenige, denn ein großer Theil war zu roh, zu herzlos, um ſich bei dem allgemeinen Mangel noch Anderer anzunehmen, oder war durch eigene bedeutende Verluſte dazu außer Stand geſetzt, und ſo bildeten ſich bald im Lande ganze Schaaren herumziehenden Geſindels, welche ſich durch Räubereien zu helfen ſuchten und alle Straßen, alle Wälder unſicher machten. Kurz das arme Öſterreich trug noch ſehr lange die traurigen Folgen einer feindlichen Invaſion, welche in jenen Zeiten der Rohheit und Willkür ſchrecklich genug ſein mußten.

Berthold von Emmerberg und Königsberg verließen die Neuſtadt bald nach dem Abzuge der Feinde. Beide eilten auf ihre Burgen mit der Verabredung ſich den folgenden Tag auf Emmerberg zu finden,

um von hier aus ihre Nachforſchungen um die geraubten Mädchen zu unternehmen.

VI.

Anna und Mechtild waren in jener verhängnißvollen Nacht durch die Fallöffnung über den Graben bis in das feindliche Lager geſchleppt worden. Hier angekommen zwang man ſie Pferde zu beſteigen — eine kleine Schaar von Bewaffneten umringte ſie und zog nun mit ihnen fort durch die finſtere Nacht. Anfangs jammerten ſie laut, baten, flehten, drohten, allein da ſie damit nichts ausrichten und höchſtens ein rohes Gelächter oder einen verletzenden Scherz irgend eines der ſie begleitenden Kriegsknechte hervorriefen, ergaben ſie ſich endlich in ihr Schickſal und folgten geduldig und zitternd ihren Räubern. Mechtilds Verzweiflung war jedenfalls heftiger geweſen — wenigſtens äußerte ſich dieſelbe heftiger als bei Anna welche überhaupt durch Schrecken und Angſt wie gelähmt ſchien. Aber eben ſo kam Mechtild wieder früher zur Beſinnung, und während jene ſtillweinend und ganz verſtört im Sattel hing, hatte dieſe ſich bald in ſo weit gefaßt, daß ſie unter ihren Thränen hervor einige Beobachtungen anſtellte.

Schon der Umſtand daß man ſie nicht getrennt, und daß ſie unter der Bedeckung Mehrerer, welche augenſcheinlich den Befehlen eines Höheren gehorchten, geführt wurden, flößte ihnen einigen Muth ein. Sie befanden ſich alſo doch nicht in der Gewalt gemeiner Kriegsleute Noch tröſtender war für ſie die Bemerkung daß ſie nicht in der Richtung der ungariſchen Grenze geführt wurden, ſondern gegen die weſtliche Gebirgsreihe.

Wer eigentlich ihre Räuber waren konnte ſie trotz ihrer Aufmerkſamkeit nicht ermitteln, denn die Führer der bewehrten Schaar hatten ſich gleich anfangs fern von ihnen gehalten, und ritten auch während des ganzen Weges welcher wohl drei bis vier Stunden gedauert haben mochte, immer in einer bedeutenden Entfernung voraus. Nur einmal vernahm ſie die Stimme eines derſelben, welche ihr nicht fremd zu ſein ſchien, aber da er in ungariſcher Sprache auf die Leute zurück rief, ſo konnte ſie nicht verſtehen was er ſagte. Auch den Namen Pietro glaubten ſie einmal zu hören, und es erneuerte ſich dieſelbe Beſorgniß, welche ſie ſchon damals ergriffen, als ihr Anna erzählte daß ſie ihre Zuſammenkunft durch ſein Mitwirken bewerkſtelligt habe. Sie wollte dies auch Anna zuflüſtern, ſo wie die leiſen Hoffnungen welche ſie durch die Richtung ihres Weges nährte, aber dieſe war ſo ſehr in Schmerz

verſunken, ſo ſehr außer aller Faſſung daß ihre verſchiedenen Zeichen unerwidert blieben, und ſie alſo um nicht etwa die Sache zu verſchlimmern, lieber ſchwieg. Feſt nahm ſie ſich aber vor, alles Mögliche anzuwenden, um nur nicht von Anna getrennt zu werden, und es eher aufs Äußerſte ankommen zu laſſen — dabei ſuchte ihre Hand unwillkürlich nach einen kleinen zweiſchneidigen Dolch, den ſie bei jeder nächtlichen Zuſammenkunft mit Anna in ihren Gürtel zu ſtecken gewohnt war, aber wie wohl vorauszuſehen in jenem verhängnißvollen Augenblicke anzuwenden vergeſſen. Als ſie ihn jetzt noch an ſeiner Stelle fand, verbarg ſie ihn ſorgfältig zwiſchen den Falten ihres Kleides und empfand damit einen gewiſſen Grad von Sicherheit, der ſie nicht mehr verließ.

Ihre Reiſe ging ziemlich langſam vorwärts. Einigemale blieb der Zug ſogar ſtehen, wahrſcheinlich nur um die Sicherheit der Gegend durch welche man ziehen mußte früher zu erkundigen. Beſonders war dies der Fall wenn man aus den vielfach unterbrochenen Föhrenwäldern ins Freie trat, und auf einem ſolchen Punkt belauſchte ſie auch Luitpold ohne zu ahnen wem er ſo nahe vor ſich hatte. Es fing bereits zu dämmern an als ſie den Fuß der erſten niedern Gebirgsreihe welche ſüdlich von Emmerberg das Steinfeld begrenzt erreichten. Eine enge Schlucht nahm ſie auf, zu bei-

den Seiten drängten ſich ungeheure Felſenmaſſen oft überhängend, oft in die abenteuerlichſten Formen zerklüftet an die Ufer eines Baches welcher donnernd und ſchäumend und ſeine halberhellten Wogen am rieſigen Felsgerölle zerſchellend der Tiefe zuſtürzte.

Jedenfalls bildet der Schrattengraben, ſo heißt jene Schlucht, noch gegenwärtig eine der intereſſanteſten wenn auch, wie es in unſerer öſterreichiſchen Gebirgswelt noch oft der Fall iſt, wenig gekannten Partien. Sie eine großartige Naturſcene zu nennen, hieße ſie in Bezug auf das Ganze verkleinern wollen, allein ihre Details mag man immer ohne ihnen zu ſchaden, großartig nennen — wenigſtens tragen ſie den Charakter einer furchtbar wilden Schönheit, beſonders wenn durch ſtarke Regengüſſe oder des im Frühjahre auf den hohen Gebirgen ſchmelzenden Schnee der die Schlucht durchbrauſende Bach anſchwillt.

Die herrlich gefärbten mit ſaftigen Mooſen bekleideten Kalkfelſen ſtarren in ſo drohenden Formen empor, drängen ſich ſo nahe an den mehrere kleine aber höchſt maleriſche Waſſerfälle bildenden Bach, daß der Fuß des Wanderers zwiſchen beiden oft kaum eine ſichere Stelle findet, daß der Himmel oft nur wie ein ſchmales blaues Band zwiſchen ihnen hereinblickt, und die Beleuchtung von oben eine Fülle der wunder-

barſten Lichteffecte erzeugte. Düſteres Nadelholz krönt die Ränder der wildzerriſſenen Felsmaſſen — blühendes Gebüſch wuchert üppig in ihren Spalten und ſchlingt ſich in zarten friſchgrünen Ranken an ihnen empor. Oft neigt es ſich zu beiden Seiten ſo tief und ſo dicht herab daß es ober dem in weißen Schaum zerſchellten Bach eine herrliche Drapperie bildet — oft wieder ſtehen die Felſen nackt und kahl da, und nur an einem rieſigen durch die Zeit oder heftige Naturereigniſſe abgelösten Stücke, welches die erzürnten Wellen beſpülen klammert ſich mit endloſen wie ungeheure Schlangen ſich windenden Wurzeln eine mächtige Föhre und breitet ihr zierliches blaugrünes Dach über die Schlucht — oft wieder rieſelt der Bach ſo ruhig, ſo ſpielend zwiſchen den grotesken Felsgebilden hin als wollte er den ſchauerlichen Eindruck welchen ſie hervorbringen, mildern, um ſchon in wenig Augenblicken wieder mit ganzer Macht und lautem Gebrülle über einen Abgrund zu ſtürzen. Wie geſagt der Schrattengraben bildet eine herrliche Naturſcene, welche dem Landſchaftsmaler eine Fülle von Studien zu bieten vermöchte — eine großartige, wildromantiſche Scene — nicht im Ganzen, wohl aber in ihren Details.

Durch dieſe Schlucht nun zog die kleine Schaar mit ihrem Raub im Beginne der Dämmerung. Es war ein beſchwerlicher Weg den man nur ſehr langſam

zurücklegen konnte, und ſchon brach der Morgen an als die Felsmaſſen zu beiden Seiten niederer wurden, als der Bach leiſe rauſchend zwiſchen ſanften blumigen Ufern hin floß und man ein ſchönes ruhiges Waldthal erreichte, deſſen ſanfte Abhänge neben dem Bache mit den herrlichſten Wieſengründen bedeckt waren, an welchen ſich etwas höher erſt die dunkeln duftenden Nadelwälder anſchloſſen. —

Beide Mädchen athmeten freier auf als ſie die ſchauerlichen Scenerien der finſteren Felskluft im Rücken hatten und ſich vor ihren Blicken das ſchöne Thal ausbreitete. Auch Anna hatte ſich etwas gefaßt. Die vielen gefährlichen Wegſtellen in der Schlucht vor welchen der Führer immer durch lauten Zuruf warnte und denen ſie ihre Aufmerkſamkeit ſchenken mußten um nicht vom Pferde zu ſtürzen, hatte ſie wenigſtens aus ihrer dumpfen Betäubung geriſſen. Sie hatte den weiten Mantel gelüftet mit welchem man ſie verhüllt und blickte nun mit ihren noch immer in Thränen ſchwimmenden Augen umher. Ihr erſter Blick fiel auf Mechtild, und als ob ſie ſich deren Gegenwart jetzt erſt bewußt würde, lenkte ſie ihr Pferd ganz nahe an das der Freundin, ergriff ihre Hand, und preßte ſie mit dem Ausdrucke des bitterſten Kummers in die ihrige. In dieſem Augenblicke ritt ein Mann raſch neben ihnen vorüber den beiden Führern nach. Ein dunkler

weiter Mantel verhüllte ihn und ſelbſt über den Kopf war eine Art von Kapuze gezogen; doch ein Fehltritt ſeines Pferdes machte, daß er das Geſicht gegen die beiden Freundinnen wenden mußte, dieſe aber fuhren ſchaudernd zuſammen, denn es war Pietro der Adept. —

»Der Schändliche — der Niederträchtige,« ſagte Anna und eine leichte Zornesröthe überflog ihre bleichen Wangen.

»Beruhige Dich Anna,« antwortete Mechtild, »in unſerer traurigen Lage iſt es wichtig, ſich wo möglich durch nichts aus der Faſſung bringen zu laſſen, weil man nur dadurch ſeine klare Beſinnung behält.« —

»Aber wie kann ich ruhig ſein,« ſagte wieder Anna, »ich, die ich durch das unſelige Vertrauen, welches ich jenem ſchlechten Menſchen geſchenkt, auch Andere, auch Dich, meine arme Mechtild, ins Verderben gezogen!« —

»Es war allerdings ein Unglück daß Du gerade dieſem Menſchen vertrauteſt, liebe Anna, allein nun iſt es einmal geſchehen, und wir wollen es noch als ein Glück betrachten, daß uns das Schickſal nicht trennte,« tröſtete Mechtild.

»Ach wenn das nicht wäre, wenn ich ſo allein in die Hände dieſer Menſchen gefallen wäre, ich hätte

es nicht eine Stunde überlebt!—Wohin ſie uns ſchleppen mögen?«—

Mechtild hatte zwar auf ihren Spaziergängen von Emmerberg aus die Umgegend vielfach durchſtreift, aber bis in die Nähe von Schrattenſtein war ſie niemals gedrungen, ſo wie ſie überhaupt kaum von dem Daſein dieſes feſten Bergſchloſſes etwas wußte. Sie berechnete zwar daß ſie ſich nicht ſehr weit von Emmerberg befinden konnten, allein wohin man ſie zu bringen die Abſicht habe, war ihr zu enträthſeln unmöglich, daher ſie auch der ängſtlichen Frage ihrer Freundin keine Antwort zu geben wußte. Auch ſah ſie wie ihre Worte durch die Bewaffneten welche ſich ſonſt ganz ruhig verhielten, ſorgfältig belauſcht wurden, und es dünkte ihr daher am vortheilhafteſten zu ſchweigen, um dadurch im Nothfalle ein weiteres Feld zum Handeln zu gewinnen. Mechtild war einer jener zwiſchen Kraft und Zartheit liegenden Charactere. Sie beſaß zwar nichts weniger als einen männlichen Sinn, wodurch ein Weib, zumal eine zarte Jungfrau, wenn ſie ſich ſelben anmaßt, ſo ziemlich einem Roſenſtocke gleicht, auf welchen man einen Eichenzweig pfropfte — ſie war Weib im ſchönſten Sinne des Wortes; allein ſie war nicht nur mit einem unendlich feinen, alle Verhältniſſe ſchnell auffaſſenden Verſtande begabt, ſondern auch durch ihre Erziehung an der Seite eines ru-

hig blickenden und thatkräftigen Vaters daran gewöhnt worden, jene Gabe richtig anzuwenden, und auf ſie zu vertrauen. Sie hatte, ſo jung ſie war, bereits eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit des Geiſtes erhalten, durch die ſie ſich in jeder Lage des Lebens bald zurecht fand — bald den richtigen Weg erkannte den ſie wandeln mußte. Durch dieſe Eigenſchaft aber imponirte ſie nicht nur ſchwächeren ſondern auch ſtärkeren Naturen als ſie ſelbſt war, und Jeder der ſich ihr nahte ſah bald ein daß er nicht blos mit einem ſchwachen Weibe zu thun habe. — War auch das Gefühl in ihrer Bruſt immer das vorherrſchende Prinzip, ſo gab ſie ſich dennoch nicht gänzlich hin. Sie erlaubte auch ihrem Verſtande ein Wörtchen mitzuſprechen wo es galt, und dieſes erzeugte ſodann ihr feſtes, beſtimmtes Hinſchreiten auf das einmal als das Richtige erkannte Ziel — erzeugte eine gewiſſe Feſtigkeit im Handeln die ihr Muth und Selbſtvertrauen einflößte.

Ganz das Gegentheil war bei Anna der Fall. Dieſes reiche und einem vollkommenen Gefühlsleben unterworfene Gemüth glich der zarten Ranke einer Schlingpflanze, welche ſich nur dann zu behaupten weiß, wenn es ihr vergönnt iſt, ſich an den kräftigen Stamm eines Baumes, an der unerſchütterlichen Maſſe eines Felſens hinanzuwinden, und durch den leiſeſten Luftzug willenlos umhergepeitſcht wird, wenn man

ſie dieſer Stütze beraubt. So lange ſie in den Mauern ihres Kloſters war — und dieſer Aufenthalt gab ihrem Weſen dieſe Richtung — fand ſie allerdings eine ſolche Stütze an welche ſie ſich klammern konnte; allein plötzlich aus dieſem herausgeriſſen, und in das Haus ihres Vaters gebracht, welcher ihr ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte: welcher ihr zartes Gemüth nicht zu unterſtützen verſtand, fühlte ſie ſich bald ſo verlaſſen, ſo rathlos, ſo ohne allen Anhaltspunkt, daß ſie ängſtlich umherſchwankte und niemals eine Selbſtſtändigkeit zu erlangen vermochte. Jeder unvorhergeſehene Angriff des Schickſals traf ſie alſo doppelt hart, und zwar um ſo härter als ſie ihm nur ihre Thränen entgegenzuſetzen vermochte.

Für ſie war es alſo eine glückliche Schickung daß ſie der harte Schlag des Schickſals jetzt nicht allein getroffen, dem ſie auch ſicher erlegen wäre; und Mechtild's Gegenwart war ihr der einzige Troſt, den ſie in ihrer verzweifelnden Lage beſaß, und an den ſie ſich mit der ganzen Macht ihres Herzens klammerte. — Mechtild erkannte dies — ſie fühlte es, daß es jetzt an ihr war, dieſe zarte Pflanze aufzurichten, zu ſtützen — ſie fühlte es, daß ihr das Schickſal eine Pflicht auferlegt, welche ſie gewiſſenhaft erfüllen mußte um nicht das Übel noch zu vergrößern. Und dieſes Gefühl erhob das junge Mädchen — machte es

ſo zu ſagen plötzlich mündig. Dies Gefühl ließ ihr den Jammer in ihrer eigenen Bruſt vergeſſen und nur an das Wohl ihrer Freundin denken, welche ſie ihrem Schutze übergeben ſah. — Auf welche Weiſe ſie ihr dieſen Schutz angedeihen laſſen mußte, das konnte ſie bis jetzt noch nicht beſtimmen, da ſie ſelbſt noch nicht enträthſeln konnte, was man mit ihnen vorhatte. Nur das ſtand feſt in ihrem Geiſte, daß ſie ſich um jeden Preis einer Trennung von Anna widerſetzen mußte.

Nicht lange waren ſie durch das freundliche Waldthal gezogen, als ſie vor ſich auf einem hohen Felſen eine bedeutende Burg erblickten. Sei es nun die abgelegene Lage derſelben mitten zwiſchen hohen Bergen in deren Schoos man nur durch jene wilde Felsſchlucht gelangen konnte, oder andere Verhältniſſe, kurz bis hierher ſchien das Wüthen des Feindes nicht gedrungen zu ſein; denn nicht nur lagen einige von Obſtbäumen umgebene Hütten ganz friedlich und unzerſtört am Fuße des Berges, der die mächtigen Mauern und Thürme der Burg trug, ſondern auch die wenigen Felder bewieſen augenſcheinlich, daß ihre Beſitzer die letzte Ernte friedlich zu Stande bringen konnten. Der Zug wand ſich den ziemlich ſteilen Felſenpfad zur Burg hinan; einige hundert Schritte voran die beiden Führer gefolgt von Pietro Cappuzzi, hinter ihnen die beiden Mädchen mit ihren bewaffneten Begleitern.

Der Eine der beiden Führer, eine große kräftige Geſtalt in ſchwerer Eiſenrüſtung über welcher ein dunkelgrüner Waffenrock hing, war Eymo von Schrattenſtein, der Todfeind Emmerbergs aus vererbten Familien-Verhältniſſen, wie uns Stephan Homoray im Anfange dieſer Erzählung belehrt; in dem Andern erkennen wir die kleine, aber kräftig gebaute Geſtalt dieſes ebengenannten Templers ſelbſt. Beide Männer waren in das eifrigſte Geſpräch vertieft, und wie man aus ihren lebhaften Geberden und Bewegungen urtheilen konnte, eben nicht ſehr einig über das was ſie ſprachen.

»Ich kann nur immer wiederholen,« ſagte Eymo ungeduldig, »daß mir der Raub dieſer Tochter des alten Taufers höchſt unangenehm iſt, und daß Du mich da in eine Sache verwickelt, welche für mich die übelſten Folgen nach ſich ziehen kann.« —

»Aber haſt Du denn Franceſca nicht ſelbſt verſprochen das Mädchen in ihre Gewalt zu bringen?« antwortete Homoray hämiſch lächelnd.

»Wohl habe ich das verſprochen, doch nur im Falle wir Herren der Neuſtadt geworden wären. In einer durch das Schwert bezwungenen Stadt gehört von Rechts wegen Alles dem Sieger, was er darinnen findet, und daher hätten wir auch das Recht gehabt uns des Mädchens zu bemächtigen, zumal den

Vater ohnedem wahrſcheinlich der Tod ereilt hätte. Aber ganz anders geſtalten ſich die Dinge jetzt. Jetzt iſt es ein Raub — ein Jungfrauenraub — und durch dieſen verfallen wir dem Henkerſchwerte, wenn Albrecht die Oberhand im Lande behauptet.« —

»Wenn er die Oberhand behauptet!« ſagte der Templer, »hörſt Du Freund, ich muß Dir nur geſtehen, Deine Äußerungen riechen ſtark nach Muthloſigkeit!«

»Muthloſigkeit?« rief Eymo und ſchien durch dieſe Worte ſo verletzt, daß er einige Augenblicke lang den Gang ſeines Roſſes aufhielt. »Höre Stephan, Du ſündigſt ſtark auf meine Freundſchaft. Ich denke dieſen Ausdruck dürfte kein Anderer gegen mich wagen!«

»Ereifre Dich nicht Eymo,« fuhr Homoray, eine große Ruhe geſchickt erkünſtelnd, fort, »ich bin weit davon entfernt Dich beleidigen zu wollen — allein ich kann einmal nicht anders ſprechen als ich denke, und Du mußt Dir dieſen Ausdruck von Deinem wahrſten und treueſten Freunde ſchon gefallen laſſen. Und ich frage Dich: habe ich damit Unrecht? Iſt der aufgeſtellte Zweifel an dem Gelingen einer Sache nicht ſchon ein halbes Aufgeben? — Und was zwingt Dich ſie aufzugeben — ſtehen etwa die Dinge anders als ſie vor einigen Wochen geſtanden — hat etwa Albrecht, weil er die feigen Stadtratten, die Wiener zu

Nadel und Leiſten zurückgetrieben, den Sinn ſeines Adels geändert? Hat er darum, weil die Geſchichte mit Ivan mißglückt und mit Andreas, nur um Einen Feind weniger in ſeinen Ländern? Was berechtigt Dich alſo derlei, verzeihe mir, wirklich tolle Zweifel zu hegen, und zu fürchten, Alles könne wieder ſeinen alten Krebsgang gehen, was wir mit ſolcher Mühe eben erſt vorwärts gebracht?« —

»Du magſt vielleicht Recht haben, Homoray,« antwortete Eymo mit ernſter, nachdenkender Miene, »aber das Alles hebt die fatale Geſchichte mit dem Jungfrauenraub nicht auf. Glaubſt Du nicht, daß Taufers alles Mögliche anwenden wird ſeinem Kinde nachzuſpüren, wenn einmal die Belagerung der Neuſtadt aufgehoben wird, und was bei dem Stand der Dinge jeden Augenblick geſchehen kann? Und entdeckt er ihren Aufenthalt, woran nicht zu zweifeln iſt, was dann? . . .«

»Was dann? Nun, erſtlich iſt es nicht ſo leicht, den Ort wohin man ſie gebracht zu finden,« ſagte der Templer in einem nachläſſigen Tone . . . . .

»Schmeichle Dir damit nicht,« erwiederte Eymo. »Du vergißt, daß ſich dieſer dumme Tropf, der Stadtſchreiber fangen ließ. Ich warnte Dich immer vor dieſem einfältigen Schurken.« —

»Und was liegt daran, daß man ihn fing?« ſagte

Homoray, »Pietro Cappuzzi verſichert heilig, daß er die handelnden Perſonen gar nicht kenne.« —

»Und Du glaubſt dieſem Wälſchen auf's Wort? — Nun ich wünſche von ganzem Herzen, daß Du dies niemals bereuen mögeſt!« erwiederte Eymo leiſe, weil der Adept hart hinter ihnen ritt. »Das iſt der durchtriebenſte Spitzbube der mir noch vorgekommen, und dem ich nicht traute wenn ich ihn ſelbſt im tiefſten Kerker jenes Thurmes eingeſperrt hielte! — Kurz, ich wiederhole immer, die ganze Sache mit der Tochter des alten Schwaben iſt mir ſehr unangenehm, und ich gäbe viel darum, wenn ſie nicht geſchehen wäre. Überhaupt weiß ich gar nicht, was eigentlich Deine Signora mit dieſem Mädchen will. Ich war eben damals, als ſie mir jenes Verſprechen abdrang, ſo beſchäftigt, daß ich gar nicht bedachte, was ich damit gethan.«

»Oder verliebt,« ſagte der Templer lautlachend.

»Ei was, verliebt!« antwortete Eymo unwillig, der ſich in einer ſo gereizten Stimmung zu befinden ſchien, daß ihn jedes Wort unangenehm berührte.

»Nun ich ſehe ſchon, mit Dir iſt heute kein Scherz zu wagen,« — fuhr der Templer fort. »Allein weil Du über die Geſchichte mit Anna Taufers gar ſo übellaunig biſt, ſo muß ich Dich doch fragen, ob Du dir nicht dieſelben Vorwürfe zu machen haſt? Wer zwang

Dich denn die andere Dirne mitzunehmen — die Tochter des Poſchachers?.....«

»Die Tochter des Satans!« fuhr Eymo heftig auf — doch ſich ſogleich bezwingend ſetzte er ruhig ſcheinend hinzu: »Hat ſie denn nicht der Schuft, der Stadtſchreiber entführen wollen?« —

»Ja, auf Deine Veranlaſſung,« antwortete Homoray mit einem lauernden Seitenblicke auf ſeinen Gefährten — »durch die Kunſtgriffe unſeres wälſchen Freundes da, des durchtriebenſten Spitzbuben da, wie Du ihn freundlich zu nennen beliebſt. Glaubſt Du die Sache ſei gar ſo verborgen geblieben?« —

Eymo ſchwieg eine Weile verlegen. Wirklich war er es geweſen, welcher den Stadtſchreiber durch Pietro zur Entführung Mechtildens bereden ließ, um ſie auf dieſe Weiſe aus Urſachen die wir ſpäter erfahren werden, leichter und ohne einen directen Raub zu begehen, in ſeine Gewalt zu bekommen. Er meinte dies ein Geheimniß das außer ihm und Pietro niemand wiſſen konnte, und war daher höchſt unangenehm überraſcht, als er es entdeckt ſah.

»Alſo hat der wälſche Hund geplaudert,« ſagte er erzürnt und bemüht ſeine Verlegenheit zu verbergen — »dachte ich mir's doch, als ich den Schurken in meinen Sold nahm! — Übrigens walten hier ganz andere Umſtände ob, wie bei Anna Taufers; Um-

ſtände, welche mich zwingen ſo zu handeln, und welche ſich ſpäter erklären werden.« —

»Und das glaube ich Dir auch Eymo,« antwortete ſein Gefährte mit dem früheren ſpöttiſchen Lächeln. »Aber ſo wie bei Dir, mag es auch bei Franceſca ſein. Auch ſie mag durch gewiſſe Umſtände gezwungen werden, die ſie uns vielleicht aufklären wird. Es ſcheint mir alſo, wir haben kein Recht ihr Handeln dem unſrigen nachzuſetzen!« —

Eymo ſchwieg. Er ſah, mit dieſem konnte er ſich in kein Zungengefecht einlaſſen ohne offenbar den Kürzeren zu ziehen. Still und verdroſſen ritt er daher die weitere Strecke bis zur Burgpforte hinan und durch dieſe in den inneren Hof, wo er ſich raſch vom Pferde ſchwang und ohne noch weiters eine Silbe zu verlieren, in ſeine Stube begab. —

Auch Stephan Homoray war vom Pferde geſtiegen und übergab dieſes ſammt ſeinem ſchweren Kampfhelm und langen Zweihänder einem der herbeigeeilten Knechte. Dann ging er an die Pforte, um die nachkommenden Mädchen zu empfangen. Auf ſeinem ohnedem häßlichen Geſichte lag jetzt durch das Geſpräch mit Eymo ein ſolcher Ausdruck des Spottes und Hohnes, daß es dadurch noch zehnmal widerlicher wurde. Wie er ſo an einem Pfeiler des Thorbogens lehnte und ſtill vor ſich hinlächelte, glich er wirklich einem Teu-

fel, welcher ſich eines erhaſchten Opfers freut. Allerdings war das dringende Verlangen Francesca Contarini's, die Tochter des alten Taufers, die Urſache ihrer durch Königsberg erlittenen Schmach, in ihre Gewalt zu bekommen, als das Hauptmotiv ihrer Entführung genannt, aber im Hintergrunde ſtand Homoray ſelbſt, den, wie wir ſchon früher geſagt, eine unreine Neigung zu dem ſchönen Mädchen zog. Er war alſo wohl gezwungen Anna für ihre heftigſte Feindin entführen zu helfen, weil er nicht der Einzige war, den ſie zu dieſem elenden Streiche beredet; allein er war weit davon entfernt den wahrſcheinlichen Racheplänen ſeiner ehemaligen Geliebten zu dienen, ſondern nahm ſich feſt vor als ihr Beſchützer und Retter zu figuriren, auf was ſich dann ſein unlauterer Geiſt, dem die Reinheit eines ſchuldloſen Mädchenherzens eine Sache des Nichtglaubens und Spottes war, die thörichtſten Luftſchlöſſer baute. Alle dieſe verſchiedenen Ideen noch einmal durchgehend lehnte er jetzt da und blickte mit teufliſcher Schadenfreude auf die beiden Mädchen, welche vom Pferde geſtiegen waren und langſam den Berg herauf kamen. Er ſtand ſo, daß ihn der Pfeiler den Kommenden verbarg. Als ſie daher den Thorbogen betreten wollten, und er ſich plötzlich vor ſie hinſtellte, fuhren beide entſetzt zurück. Homoray nahte ſich Anna mit einer ſüßlächelnden Miene, und wollte ſie eben

bei der Hand ergreifen, um ſie in das Innere der Burg zu führen, als Mechtild ſich vor ſie ſtellte und mit einem zurückweiſenden Blicke ſagte: »Zurück, Herr! Wagt es nicht dieſe Dame durch Eure Berührung noch mehr zu beleidigen, als Ihr es bereits ſchon durch Euer ſchändliches Verfahren gegen uns Beide gethan!«

Homoray trat einen Schritt zurück. »Ei ſiehe da, meine ſchöne Gegnerin aus dem Thale bei Emmerberg,« ſagte er mit boshaftem Lachen, »wie freue ich mich, Euch hier wieder zu begegnen! Und wo iſt denn Euer eifriger Beſchützer geblieben, der wackere Junge?« —

Mechtild, welche früher zu ſehr mit dem Beſtreben, Anna zu ſchützen, beſchäftigt war, erkannte jetzt erſt denjenigen, mit dem ſie ſchon Einmal auf eine ſo unangenehme Weiſe in Berührung gekommen war. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, und ihr Auge zuckte vor Unwillen über den frechen Spötter. »Ihr thut Recht ſo zu ſprechen, Herr!« ſagte ſie mit einem Blicke voll Verachtung, »das iſt ritterlich und edel! Nicht genug daß Ihr ein paar wehrloſe Jungfrauen auf eine niedrige Weiſe überliſtet um ſie ihrer Heimath, ihren Angehörigen zu entreißen, fügt Ihr jetzt noch feigen Spott hinzu!«

Homoray biß ſich in die Lippen. Man konnte ſehen,

daß ihn dieſe kühne Sprache des Mädchens empfindlich traf; allein gewohnt immer anders zu ſprechen als er dachte und fühlte, faßte er ſich ſchnell und antwortete lachend: »Recht viel Muth, meine kleine Gegnerin, wahrhaftig recht viel Muth! Dürfte aber mit der Zeit etwas ſchwächer werden! — Zudem thut Ihr mir auf jeden Fall großes Unrecht, wenn Ihr mich als die Urſache Eures Hierſeins anfeindet;« ſetzte er, ſich Anna wieder mit affektirter Gutmüthigkeit nähernd, hinzu, — »denn ich bin hier eben ſo wenig zu Hauſe als Ihr, und nur ein Gaſt des Burgherrn!« —

»Dann ſcheint es mir auch nutzlos, mich mit Euch länger zu beſprechen,« ſagte Mechtild kurz, »laßt uns alſo ungeſtört unſer Gefängniß betreten!«

»Das mögt Ihr immerhin thun meine allerliebſte kleine Feindin; ich werde Euch daran nicht hindern. Auch ging meine Aufmerkſamkeit nicht Euch an, ſondern blos Eure ſchöne Begleiterin.« Und mit dieſen Worten drängte er Mechtild auf die Seite und ergriff Anna's Hand, welche über dieſen ganzen Auftritt ſo erſchreckt war, daß ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermochte. Aber Homoray irrte ſich, wenn er meinte ſo ſchnell zum Ziele zu gelangen; denn Mechtild ſprang raſch wie der Blitz auf ihre Freundin zu, umſchlang ſie mit den Armen und trat mit ihr bis an den Rand des Felſenweges, neben welchem ein ſchauerlicher Ab-

grund gähnte. »Und ich ſage Euch, Herr, dieſe Dame ſteht unter meinem Schutze, und nichts ſoll mich von ihr trennen. Wagt es nur, uns hier wie ein feiger Straßenräuber anzufallen, und Ihr werdet ſehen was geſchieht!« — Dieſe Worte rief Mechtild mit ſo feſter Stimme — ihre Augen funkelten dermaßen von Zorn, daß man keinen Zweifel darein ſetzen durfte, ſie würde ihren angedeuteten Entſchluß ausführen und ſich mit Anna in den Abgrund ſtürzen, wenn man noch verſuchen wollte gegen ihren Willen zu handeln. Entſetzt ließ alſo Homoray Anna's Hand los und trat einen Schritt zurück. Dann aber ſchlug er ein helles Gelächter auf, daß die beiden Mädchen erbebten und ſelbſt die rohen Kriegsknechte, welche ſie hierhergeführt, eine Äußerung des Entſetzens nicht zurückhalten konnten. Man ſah, es wandelte ihn bei dieſer Scene eine ſataniſche Luſt an und er kämpfte im Innern mit dem Entſchluſſe, die Drohung Mechtildens durch einen kräftigen Stoß ſelbſt zu vollziehen.

In dieſem kritiſchen Augenblicke, wo ſich beide Parteien mehrere Secunden lang mit Blicken des tiefſten Haſſes und ohne eine Silbe zu ſprechen anſtarrten — in dieſem Augenblicke wo der Engel des Todes ſeine ſchwarzen Fittige bereits fühlbar über die Häupter der unglücklichen Mädchen ſchwang, erſchien plötzlich Eymo an der Pforte.

»Was gibt es da?« rief er mit ſtrengem Tone und mit finſterem Blicke auf den Templer. »Homoray ich hoffe, Du wirſt dieſen Damen den Eintritt in mein Haus nicht ſtreitig machen — ich hoffe Du wirſt nie vergeſſen, daß ſie, ſo lange ſie unter dieſem Dache leben, nur meinem Schutze anvertraut ſind!« Darauf trat er zu den beiden Mädchen, und ſetzte ernſt, aber milde hinzu: »eine unangenehme Nothwendigkeit hat mich zu dem Schritte gezwungen, der Euch jedenfalls haſſenswerth erſcheinen muß. Die Zeit wird vielleicht mein Handeln aufklären. Bis dahin aber mögt Ihr euch ruhig meinem Schutze anvertrauen, und die Gemächer bewohnen, welche man Euch anweiſen wird!« — Und noch einen ſtrengen Blick auf Homoray werfend, den dieſer mit einem widrigen Lächeln beantwortete, ſchritt er mit den beiden Mädchen die ihm willig folgten in das Innere der Burg.

Schrattenſtein lag auf einem ziemlich hohen Bergabhange, welcher ſich vorzüglich gegen Norden und Weſten in beinahe ſenkrechten Felswänden abſtürzt. Noch gegenwärtig bezeugen die rieſigen Mauertrümmer, welche das ſchmale Plateau des Berges bedecken, die halbeingeſtürzten Thürme, welche die furchtbaren Felsabhänge krönen, die ehemalige Größe und Stärke dieſes Burgzwingers. —

Die Burg beſtand aus einem Hauptgebäude mit

kleinem Hofe, welches den ganzen ſchmalen Raum des Plateaus einnahm und ringsum theils durch furchtbare Abgründe, theils durch feſte crenellirte Mauern gegen jeden feindlichen Angriff vollkommen geſchützt war, ſo daß eine Einnahme derſelben außer durch Hunger oder Liſt eine Sache der Unmöglichkeit genannt werden mußte. Den Haupteingang in den ziemlich bedeutenden Vorhof, wo ſich die Wohngebäude für die Dienerſchaft und die Stallungen befanden vertheidigte ein maſſiver Thorthurm mit Zugbrücke und Fallgitter, ſchweren Thorflügeln und anderen Sicherheitsmaßregeln; an der Oſtſeite aber hart an jenen Abgründen, in welche das Auge nur mit Entſetzen zu blicken vermochte, ſtand ein hoher ſchlanker Wartthurm auf deſſen Dache ein zweiſpitziges Wetterfähnlein knarrte. Aus dieſem Thurme, und zwar von ſeinen unterſten Gewölben aus führte eine kleine Pforte ins Freie und an einen ſchmalen nur den Burgbewohnern bekannten Fußpfad, der ſich wie eine Schlange zwiſchen den rieſigen Felsriffen in die Tiefe wand und ſich hier in eine abgelegene Schlucht verlierend, als die letzte Rückzugslinie nach einer etwaigen Einnahme der Burg galt.

Das Innere der Burg beſtand wie bei allen Gebäuden dieſer Art aus einem Gewirre von Gemächern, Gängen, Hallen und Behältniſſen aller möglichen For-

men und Größen. Ihre Einrichtung war höchſt einfach und roh, und überall zeigte ſich, daß hier kein geſchäftiger und ordnender Sinn einer Hausfrau, ſondern blos ein lediger, dem Kriege und der Jagd ergebener Mann mit ſeiner unwiſſenden Dienerſchaft lebe, der nur Jagd- und Kampfgenoſſen zu beherbergen gewohnt war.

Für die beiden geraubten Mädchen hatte man ſchnell ein paar Gemächer ſo viel als möglich wohnlich eingerichtet, deren Fenſter ins Thal hinab ſahen. Sie waren augenſcheinlich lange nicht bewohnt geweſen, und zwar früher durch ein weibliches Weſen, wie noch einige halbzerbrochene Geräthſchaften bewieſen, welche man jetzt erſt von ihrem Staube gereinigt zu haben ſchien. Von der Zeit gebräuntes Holzgetäfel bedeckte Wände und Decke der beiden Stuben, von denen die Eine blos zum Schlafgemach dienen ſollte, wie ein hier ſtehendes breites Himmelbett mit ſchweren aber durch die Zeit verbleichten Damaſtvorhängen zeigte. Der merkwürdigſte Gegenſtand im erſten Gemache aber war ein ober dem Kamine angebrachtes Gemälde, das Conterfei eines wunderſchönen jungen Mädchens jedoch in einer längſt nicht mehr gebräuchlichen Tracht vorſtellend, welches in der zartgeformten Hand eine Roſe hielt.

In dieſe Gemächer nun wurden Anna und Mechtild geführt, und ſelbe ihnen als ihre künftige Wohnung

angewieſen. Sie erhielten ein Weib, wahrſcheinlich eine Art von Haushälterin zur Bedienung und es wurde ihnen bedeutet, daß ſie ſich frei im ganzen Raume der Burg hinbegeben könnten, wohin ſie wollten, nur durften ſie bei Androhung ihr Loos nur zu verſchlimmern, niemals den Verſuch wagen die Zugbrücke zu überſchreiten.

Der erſte Eindruck dieſer Wohnung auf die beiden Mädchen, welche während ihres ganzen Rittes und nach dem unangenehmen Auftritte mit Homoray nur von finſtern ſchauerlichen Gefängniſſen träumten war kein ſo übler, als man vielleicht denken mochte. Sie fanden ein paar ziemlich geräumige lichte Stuben, mit den nöthigſten Bequemlichkeiten verſehen, mit einer herrlichen Ausſicht über das ſchöne breite Thal, und die benachbarten Waldberge, ſie erhielten die nie geahnte Erlaubniß, ſelbſt dieſe Stuben nach Gefallen zu verlaſſen und endlich noch ein weibliches Weſen zur Bedienung welches, wenn auch durch ſeine mürriſche Miene und vernachläſſigten Anzug nichts weniger als Vertrauen einflößend dennoch ihnen durch ihr Geſchlecht näher ſtand als die übrigen Bewohner der Burg.

Ein ganz beſonderer Umſtand aber, welcher ihnen ihr Gefängniß weniger unangenehm machte war jenes weibliche Porträt, die Geſtalt der hier abgebildeten Jungfrau war ſo anmuthig, ihre Geſichtszüge trugen ſo ſehr das Gepräge der Tugend und Milde, ihre

Augen blickten ſo freundlich, ſo wohlthuend herab, daß ſich Anna und Mechtild wunderbar ergriffen fühlten, und das Bild nicht genug betrachten konnten. Es war ihnen dann als ſeien ſie nicht allein, als lebte dieſes Weſen mit ihnen und theilte ihre Gefangenſchaft und tröſtete ſie durch den milden Blick ihres Auges über ihr Schickſal. Es war ihnen als ſtände die hier abgebildete Perſon mit ihnen in gewiſſen Beziehungen, als ſollte ſie auf ihre Zukunft einen gewiſſen Einfluß ausüben; und doch erinnerte ſich keine von ihnen dieſen Zügen jemals begegnet zu ſein — und doch zeigte das veraltete Coſtüm dieſer Jungfrau, daß ſie wohl längſt nicht mehr unter den Sterblichen wandle.

Kaum hatte man die beiden Mädchen allein gelaſſen, als ſie ſich heftig umarmten und ihrem Schmerz freien Lauf ließen, das Unglück, welches ſie ergriffen, war bisher von ſo vielen Momenten des Schreckens begleitet, daß ſie es gar nicht in ihrem vollen Umfange bedenken konnten — jetzt aber wo ſie zuerſt die Ruhe umfing lag es nackt und in ſeiner ganzen grauſenvollen Geſtalt vor ihrer Seele, und drang alſo um ſo ſchmerzlicher auf ſie ein. Nicht mehr die Angſt vor ihrer ungewiſſen Zukunft war es die ſie erſchütterte, die ihnen das Herz zu brechen drohte, ſondern die Erinnerung an das was ſie verloren, die Erinnerung an die welche ſie zurückgelaſſen, und welche nun

mit der Verzweiflung kämpfen mußten. Vergeſſen war bei Anna ihres Vaters kaltes, liebloſes Benehmen gegen ſie — ihr kindliches, frommes Gemüth war ja doch immer an ihn gefeſſelt und mit Schaudern dachte ſie an ſeinen Gram. Und Mechtild — dieſes herrliche Gemüth, welches nur für ihren geliebten Vater zu leben ſchien — welches nur dann glücklich ſein konnte, wenn er es war, welcher jede Freude, jeden Schmerz mit ihm theilte — Mechtild, welche die ganze Fülle von Liebe kannte mit der ſie ihr Vater umfing, die wußte, welchen Schmerz ihm ſchon eine Trennung von wenigen Tagen von ihr verurſachte — Mechtild, welche ſich der düſteren Schatten erinnerte, die eben jetzt ſo oft die Seele ihres heißgeliebten Vaters, ihres treueſten Freundes umnachteten, und die nur ſie noch manchmal zu verſcheuchen im Stande war — was mußte ihre Seele für einen Kummer empfinden — getrennt von ihm, getrennt vielleicht für immer! — Alle Kraft die ſie bisher mühſam zuſammengerafft um ihren Feinden mehr Stärke zu zeigen, als ſie in der That beſaß — alle Kraft, welche ſie erkünſtelte um ſich über ihren Jammer zu erheben, um ihre vom harten Geſchicke niedergeſchmetterte Freundin aufzurichten, wich in dieſem Augenblicke plötzlich von ihr. Sie war wieder ganz das ſchwache Mädchen — das Weib dem am Ende nichts bleibt als zu weinen und zu dulden. Ihr

Schmerz brach alſo jetzt um ſo heftiger los, als ſie ihn früher mit aller Anſtrengung zurückzuhalten geſucht. Mit einem erſtickenden Schluchzen preßte ſie ihr Geſicht an den Buſen der Freundin und war ſo in einen herzzerreißenden Kummer aufgelöſt, daß dieſe dadurch bis ins Innerſte erſchüttert das Amt einer Tröſterin übernahm.

Doch wie geſagt, Mechtild war eine jener kräftigen Naturen, welche der Schmerz zwar furchtbar erſchüttern und beugen, aber niemals zermalmen kann — einer jener Charaktere die zwar monatlang ihrer phiſiſchen Schwäche zu unterliegen drohen, aber ſich immer wieder durch die Kraft ihrer Seele über die erdrückende Laſt ihres Kummers zu erheben wiſſen — die gewiſſermaßen im Kampfe mit ihrer phiſiſchen Natur ihre geiſtige mit friſcher Kraft nähren. Kaum hatte ſie ſich alſo eine Weile recht tüchtig ausgeweint — ſich vollkommen den Angriffen ihres Schmerzes hingegeben, als ſie ſich wieder aufrichtete.

»Verzeihe Anna,« ſagte ſie ihre Thränen trocknend, »verzeihe, daß ich mich ſo meinem Schmerz überlaſſen, ich, die ich doch eher tröſten ſollte!«

»Ach Mechtild, Mechtild,« erwiederte Anna ſchluchzend, »Du biſt ſo gut, wie ich es nicht um dich verdiene, denn habe nicht ich dich in dieſes Unglück mitgeriſſen! Du ſprichſt nur davon mich zu tröſten,

und Du biſt doch ſo unglücklich als ich — vielleicht noch unglücklicher!«

»Rede doch nicht ſo, das Schickſal hat uns beide grauſam getroffen. Wem eigentlich ſein Schlag von uns beiden galt, wer kann das wiſſen! Wiſſen wir doch beide nicht warum man an uns, gerade an uns das ſchändliche Verbrechen begangen.«

»Gott, was hat man mit uns vor — was ſoll aus uns werden?« jammerte Anna.

»Beruhige Dich, beruhige Dich mein armes Mädchen,« antwortete Mechtild wieder eine gewiſſe Ruhe erkünſtelnd — »es wird ſich vielleicht Alles noch gut machen. Laſſe mich nur einmal mit dem Herrn dieſer Burg ſprechen. Er ſcheint kein böſer Menſch zu ſein und will uns vielleicht wohler, als wir glauben!«

»Aber jener Templer . . . .«

»Ei mit dem werde ich ſchon fertig werden,« meinte Mechtild — »gegen den ſchützt uns ja der Burgherr ſelbſt. Aber Ruhe, Anna, und Faſſung. Wir dürfen uns nicht ſchwach zeigen. Nehme Dich recht zuſammen. Zeigt man ſeinem Feinde Muth ſagte mein armer alter Vater,« fügte ſie mit einer unendlich ſchmerzvollen Miene hinzu, »ſo hat man auch ſchon den halben Sieg auf ſeiner Seite! So jetzt laſſe uns einmal unſere neue, gemeinſchaftliche Wohnung näher beſchauen.«

Und ſie nahm die Freundin liebreich bei der Hand und ging mit ihr in beiden Gemächern umher. Mit großer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit unterſuchte ſie zuerſt die Thüren und Fenſter. Erſtere waren zwar nicht vergittert, aber an ihnen grenzte unmittelbar der ſchroffe Felſenabhang, ſo daß von dieſer Seite keine Gefahr zu befürchten war. Auch die ſchweren aus Eichenholz gezimmerten und mit allerlei Schnörkelwerk verzierten Thürflügeln waren von Innen zu verſchließen — ſelbſt das Getäfel der Wände wurde genau unterſucht ob ſich nicht irgendwo ein gefahrbringender verborgener Ausgang befinde. Sie fanden nichts. Alles trug den Charakter einer ganz gewöhnlichen geſicherten Wohnung. Schon wollten ſie ihre weiteren Unterſuchungen, die übrigens bei verriegelter Thüre geſchah, aufgeben, als Mechtild im kleineren Schlafzimmer am Wandgetäfel einen eiſernen Knopf bemerkte, welcher ihr bisher durch die Vorhänge des Bettes verdeckt war. In der Meinung, daß er zum öffnen eines Schranks diene wie ſolche in den alten Gebäuden gewöhnlich angebracht waren, zog ſie daran ohne aber dadurch eine Veränderung hervorzubringen. Dieſer erregte ihren Verdacht. Sie ſchob und drückte daher auf verſchiedenen Seiten, und ſiehe da plötzlich gab das Getäfel nach und eine ſchmale niedere Pforte öffnete ſich knarrend in ihren Angeln. Erſchreckt fuh-

ren die beiden Mädchen zurück, und ſelbſt Mechtild mußte ſich erſt wieder Muth ſammeln, ehe ſie es wagte ſich dem Pförtlein zu nahen und zu unterſuchen wohin es führe. Endlich trat ſie hinzu und blickte in den durchaus finſtern Raum. Eine ganz ſchmale Wendeltreppe zeigte ſich hier, welche ſteil aufwärts führte, und ſo mit Staub bedeckt war, daß man wohl ſehen konnte ſie ſei lange Jahre hindurch nicht betreten worden. — Der Entſchluß war bald gefaßt — Mechtild mußte ſehen, wohin man mittelſt dieſes Ausganges gelange und obwohl Anna ſie beſchwor ſich keiner Gefahr auszuſetzen, ſchickte ſie ſich an die Treppe hinaufzuſteigen, während jene ängſtlich lauſchend am Pförtchen ſtehen blieb.

Vorſichtig und oft ſtehen bleibend um ſich gegen jede Entdeckung zu ſichern, klomm ſie die ſteilen Stufen hinan und zwar über mehrere Stockwerke, bis ſich endlich die Dunkelheit allmälig verlor und ihr friſche Luft entgegenſtrömte. Eine kleine Fallthür war halb geöffnet — ſie trat durch dieſelbe nicht ohne Bangigkeit auf die Terraſſe eines Thurmes — jener ſchlanken Warte, welche die Oſtſeite der Burg gegen den Felſenabgrund hin begrenzte. Eine zweite größere Fallthür war von oben verriegelt, ſo daß ſie mit Sicherheit annehmen konnte, daß die Terraſſe auf welche ſie jetzt gelangt war, niemand betreten konnte, als der

mittelſt jener Wendeltreppe aus ihrem Schlafgemache heraufkam. —

Erfreut über dieſe Entdeckung, welche ihr ein Plätzchen gewährte, wo ſie ungeſtört die freie Luft und den herrlichen Überblick über die ganze Gegend genießen konnte, blickte ſie vorſichtig über die Brüſtung um ſich zu verſichern, ob man ſie hier von unten entdecken könne und da ſie ſah, daß dieſes unmöglich ſei, ſtieg ſie wieder hinab und erzählte ihrer zitternden Freundin was ſie geſehen. Das Pförtlein wurde wieder geſchloſſen — das Getäfel mittelſt der geheimen Feder in ſeine vorige Lage gebracht, und ſodann ſorgfältig durch die Bettvorhänge bedeckt.

Lange ſprachen ſie noch über die gemachte Entdeckung und nahmen ſich heilig vor ſie gegen Jedermann ſtreng zu verheimlichen. Sie hofften durch dieſelbe eine letzte Zuflucht gefunden zu haben; denn die augenſcheinlichen Zeichen, daß jene geheime Treppe ſeit ſehr langer Zeit nicht betreten worden ſei, ließen ſie vermuthen, daß man ihr Daſein gar nicht kenne, und ſo befanden ſie ſich alſo im Beſitze eines Geheimniſſes, auf welches ihre jugendliche Phantaſie bereits allerlei Pläne baute. Unter dieſen Geſprächen kamen ſie wieder vor das weibliche Porträt. Unwillkürlich blieben ſie vor ſelben ſtehen und betrachteten es Arm in Arm mit neugierigen Blicken. Wer wohl dieſe holde Jung-

frau geweſen ſein mag — ob ſie etwa auch ſo wie ſie in dieſen Gemächern gefangen gehalten wurde — ob ſie zu den Ahnen des jetzigen Burgherrn gehört, oder in welcher Beziehung ſie mit ſeiner Familie geſtanden haben mag. — Alle dieſe Fragen ſtellten ſie ſich gegenſeitig auf ohne ſie jedoch beantworten zu können. Da öffnete ſich leiſe die Thüre des Gemaches und herein trat Cymo. — Ein ſchwacher Schrei des Schreckens entwand ſich Anna's Bruſt, denn ſie glaubte anfänglich es ſei der Templer. Als ſie aber ihren Irrthum gewahr wurde, als ſie bemerkte, wie es gerade derjenige ſei, der ſie gegen die Zudringlichkeit Homoray's geſchützt, beruhigte ſie ſich bald wieder ohne jedoch den Arm Mechtilds zu verlaſſen.

Cymo war eine große und kräftig gebaute Geſtalt in der Blüthe des Mannesalters. Sein Geſicht, obwohl nicht ohne die Spuren eines etwas wüſten Lebens beſaß edle Formen und den Ausdruck eines leidenſchaftlichen, aber nicht böſen Charakters — es hatte eine bei Jägern und Kriegern, gewöhnliche gebräunte Färbung, welche durch den dunkeln Schnur- und Kinnbart noch mehr hervorgehoben wurde. Sein dunkles Auge blitzte feurig unter den ſtarken Brauen hervor, und verrieth eben ſo viel Klugheit als Muth. In ein bequemes Hauskleid von gegärbtem Hirſchleder gehüllt, das Haupt von welchem dichte gelockte

Haare bis auf die Schulter herabfielen, unbedeckt, an der Seite blos einen Dolch mit ſchön verziertem Griffe aus Hirſchhorn — ſo trat er ernſt in das Gemach ſeiner beiden Gefangenen.

»Verzeiht,« ſprach er mit etwas verlegener Stimme, »verzeiht, wenn ich Euch ſtören muß!« —

Mechtild trat wieder als Sprecherin vor, denn ſie fühlte wie ihre Freundin zitterte. »Dieſe Anrede Herr, ſcheint mir zum mindeſten ſonderbar,« ſagte ſie mit Würde, »wenn ich ſie nicht etwa wieder als einen Spott hinnehmen muß, durch welchen man uns gleich bei unſerem Eintritte in dieſes Haus zu verletzen geſucht hat.« —

»Ich kann Euch nicht verargen ſo zu mir zu ſprechen,« antwortete Eymo ruhig, — »nachdem was gegen meinen Willen geſchah — doch denke ich ſollte der Eine nicht büßen, was der Andere verbrochen. Indeſſen laſſen wir dies, wenn's Euch genehm iſt, denn ich habe weit wichtigere Dinge mit Euch zu verhandeln.«

»Das Wichtigſte für uns ſcheint mir gegenwärtig jedenfalls unſere Freiheit, Herr, welcher man uns auf eine ſo ſchändliche Weiſe beraubt hat, und da Ihr der Herr dieſer Burg ſeid, wo man uns gefangen hält, ſo muß ich Euch in meinem und dieſer Da-

me Namen dringend bitten davon vor allem anderen zu reden,« antwortete Mechtild.

»Ich ſagte Euch ja bereits, daß mich eine unangenehme Nothwendigkeit . . . . . .«

»Herr ſprecht mir nicht von Nothwendigkeit,« fiel ihm Mechtild ungeduldig in die Rede, während ihr Anna ängſtliche Zeichen gab nicht zu viel zu wagen. »Wo liegt die Nothwendigkeit ein paar ſchwache Mädchen, welche Ihr früher nie geſehen, welche Euch niemals beleidigt, durch verſchiedene Ränke in Eure Gewalt zu bekommen, und daß Ränke dabei im Spiele ſind dafür bürgt mir ſchon die Anweſenheit jenes verächtlichen Menſchen, welcher den Vater dieſer Dame wahrſcheinlich jahrelang auf eine ſchmähliche Weiſe hintergangen! Wo liegt die Nothwendigkeit uns der Heimath gewaltſam zu entführen, uns unſeren Vätern zu entreißen, welche Euch — wenigſtens von dem meinigen muß ich dies als gewiß annehmen — kaum bekannt ſein können. Führt uns alſo zurück, Herr, hört das Flehen zweier ſchwacher Geſchöpfe, welche keine Waffen haben, als ihre Bitten, ihre Thränen! — Führt uns zurück in die Neuſtadt, bringt uns zu unſern unglücklichen Vätern heim! Seht, Ihr ſcheint mir kein böſer Menſch zu ſein — Eure Züge drücken dies wenigſtens aus — Ihr habt vielleicht ſelbſt Eltern — Ihr habt eine Schweſter, denkt wenn

man ſie Euch raubte, ſie von Eurer Seite riſſe ohne daß Ihr zu helfen vermöchtet — was würdet Ihr da leiden! Bringt uns zurück zur Heimath und niemals ſoll irgend Jemand erfahren, daß Ihr uns geraubt — niemals ſoll Euch irgend Jemand dafür zur Verantwortung ziehen!« —

Eymo ſchien gerührt; aber nur einen Augenblick dauerte die Rührung, denn alſobald zogen ſich ſeine Stirnfalten wieder feſter zuſammen und er ſagte ernſt und ruhig: »Ich kann nicht — ich darf nicht! Ihr wißt nicht, was mich abhält!« —

»Was kann Euch abhalten,« fuhr Mechtild immer dringender fort, »etwa der Umſtand, daß die Sache bereits geſchehen, daß ein Irrthum Euch dazu gebracht — ja, ja, ein Irrthum war es — nicht ſo — es galt Euer Verfahren Andern! Was hätte Euch dazu auch beſtimmen können, dieſe Dame hier, und vollends mich das arme Kind eines alten Thurmvogts zu entführen!« —

»Wohl mag Euch dies unerklärbar ſein,« erwiderte Eymo mit einem leiſen Lächeln über die Wendung, welche das Mädchen der Sache geben wollte, »aber noch unerklärbarer dürfte es Euch werden, wenn ich ſagen muß daß Ihr, eben Ihr es vorzüglich ſeid, welche ich hierher zu bringen mich gezwungen ſah.« —

Mechtild ſah ihn mit erſtaunten Blicken an, er

aber fuhr fort: »Ihr ſtaunt, aber fragt mich nicht, denn ich könnte Euch dennoch nicht antworten, wenigſtens jetzt nicht. Dafür müßt Ihr ſelbſt mir ein paar Fragen beantworten. Seid aufrichtig — ganz aufrichtig. Ihr wißt nicht was davon abhängt!« Der ernſte Ton mit welchem Eymo dieſe Worte ſprach, erſchreckten Mechtild, ſie wurde bleich und ſetzte ſich dem Kamine gegenüber in einen Lehnſtuhl. Eymo aber nahte ſich ihr und ſein Auge blickte unruhig bald auf das Bild ober dem Kamine, bald auf ſie ſo ſcharf und durchdringend, als wollte er ihr damit bis auf den Grund ihrer Seele dringen.

»Ihr ſeid alſo die Tochter des Thurmvogtes Hanns Poſchacher?« fragte er ernſt.

»Ja,« antwortete Mechtild.

»Des Thurmvogtes, welchem der Thurm über dem Neunkirchner Thore in der Neuſtadt anvertraut iſt?«

»Ja — Mechtild die Tochter Hanns Poſchachers.«

»Und habt Ihr Eure Mutter gekannt Mechtild?« fragte Eymo mit einem ſehr geſpannten Tone.

»Ich war noch ein kleines Kind als ſie ſtarb,« antwortete Mechtild, »doch erzählte mir mein guter Vater ſo viel von ihr, daß ich ſie wirklich geſehen zu haben meine.« —

»Und er ſprach zu Euch nie anders, als zu ſeiner

Tochter?« fragte Cymo weiter — »ſprach niemals ſo, als ob Ihr das Kind anderer Eltern ſein könntet?«

»Wie meint Ihr das?« antwortete Mechtild betroffen.

»Fragt mich nicht, Mechtild — antwortet blos meiner Frage. Habt Ihr niemals eine Ahnung gehabt, daß Ihr vielleicht Poſchachers Tochter nicht ſeid?« —

»Mein Gott, Ihr erſchreckt mich Herr,« ſagte Mechtild und Thränen traten ihr in die Augen. »Wie ſoll mir ein ſolcher Gedanke kommen? Mein Vater war mir immer ein ſo liebevoller, gütiger Vater, der mich mit aller Zärtlichkeit umfing, an den ich mich mit ganzer Seele gekettet fühlte — wie ſollte mir jemals der Gedanke kommen daß er . . . . . nein, nein Herr, Ihr treibt mit mir ein grauſames Spiel!« — und ſie bedeckte ihre Augen mit den Händen und weinte bitterlich.

Cymo ſchwieg. Sein Auge haftete lange und feſt auf dem Bilde an der Wand, und glitt dann langſam und forſchend auf Mechtild hin. Man ſah er verglich ſehr aufmerkſam, während ſeine Seele unabläſſig eine beſtimmte Idee verfolgte; dann fuhr er wieder zu ſprechen fort.

»Laßt Euch durch meine Fragen nicht beunruhigen Mechtild — noch glaubt aber daß ich ſo ſchlecht

handeln könnte, Eure heiligſten Gefühle zum Spielzeuge zu wählen. Übrigens verſichere ich Euch daß Alles um was ich frage blos auf Vermuthungen gegründet iſt und daß es noch weit dahin iſt die Schleier gänzlich zu lüften mit welchen es betrügeriſche Hände bedeckt haben.« —

Der ruhige, beinahe liebvolle Ton mit welchem Cymo ſprach, beruhigte das junge Mädchen. Sie trocknete ſich die Thränen ab, ließ die Hände in den Schooß ſinken und ſtarrte im ſtillen Schmerze vor ſich hin.

»Noch *eine* Frage Mechtild — iſt Euch während Eures Aufenthaltes auf Emmerberg niemals Ähnliches geſagt worden?« —

»Niemals,« antwortete das Mädchen.

»Iſt Euch nicht ein Menſch bekannt, welchen man den ſchwarzen Imre nennt?«

»Nein, ich kenne ihn nicht.« —

»Und habt Ihr niemals bemerkt daß Hanns Poſchacher — Euern Vater meine ich — mit einem Manne dieſes Namens in einer beſondern Verbindung ſtand, oder überhaupt von einem Menſchen mit wildem, wüſtem Ausſehen geheimnißvoll aufgeſucht wurde?« —

Mechtild dachte an die geheimen Beſuche welche ihr Vater von Hartneid erhalten — an jene Männer

welche ſie nicht kannte und mit denen er ſich ſo oft angelegentlich beſprach — ſie dachte an ihres Vaters unerklärbaren Trübſinn ſeit jenem Beſuche Hartneids und ſie ſchauderte über die Möglichkeit daß dieſes Alles mit den dunklen Andeutungen und Fragen welche ihr jetzt geſtellt würden in Beziehungen ſtehen konnte. Allein obwohl dadurch ſo heftig erſchreckt daß ihr das Herz erbebte, war ſie doch feſt entſchloſſen von den Verhältniſſen ihres Vaters nicht *mehr* zu ſprechen als eben nöthig ſei um nicht etwa in eine ihr oder durch ſie, ihm geſtellte Falle zu gerathen, und daher antwortete ſie nach einigem Nachdenken:

»Ich kenne nicht alle Männer mit welchen mein Vater in irgend einer Verbindung ſteht; denn ſeine Stellung macht es ihm zur Pflicht oft mit gar Vielen zu verhandeln; allein ich entſinne mich nicht jemals einen Menſchen wie Ihr ihn bezeichnet bei meinem Vater geſehen noch von dieſem einen ähnlichen Namen ausſprechen gehört zu haben.« —

»Sonderbar!« ſagte Eymo ſtill vor ſich hin indem er unaufhörlich ſeine Vergleichung zwiſchen dem Bilde und Mechtilds Zügen fortſetzte. »Sonderbar — und doch war ſeine Erzählung ſo beſtimmt! Indeſſen finde ich nicht die geringſte Ähnlichkeit — doch, das iſt Zufall! Nur den Alten möchte ich darüber ausfragen können! — Aber wie komme ich zu dieſem —

und komme ich auch zu ihm wie kann ich mir träumen laſſen daß er mir die Wahrheit eingeſtehe?« Dann verfiel er in tiefes Nachdenken aus welchem er erſt durch eine leiſe und ängſtliche Anrede Anna's geriſſen wurde.

»Nun, Herr, da Ihr ſeht daß Mechtilden Alles gänzlich unbekannt iſt um was Ihr ſie gefragt, dürfen wir wohl hoffen daß Ihr uns in die Neuſtadt zurückſendet?« ſagte ſie furchtſam.

Cymo antwortete blos durch ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe.

»Alſo gut wenn Euch ſchon ſo ſehr daran liegt mich noch länger gefangen zu halten,« ſagte Mechtild welche ſich wieder kräftig aus ihrem ſtillen Hinbrüten losgeriſſen, »ſo ſei es — aber wozu dieſe junge Dame noch länger zurückhalten — ſendet wenigſtens ſie in die Arme ihres Vaters.« —

»Ich kann nicht,« antwortete Cymo in fürchterlichem Ernſt verſunken mit klangloſer Stimme — »mein gegebenes Verſprechen hindert mich daran. — Aber ſeid darum ruhig,« fügte er hinzu, indem er ſich mit einem tiefen Seufzer zum Weggehen anſchickte. »Ihr ſeid beide unter meinem Schutze und nichts ſoll Euch gefährden bis es mir vergönnt ſein wird Euch wieder Euren Angehörigen zurückzuführen, oder ...« er brach damit ſchnell ab, grüßte flüchtig und ſchritt

auf die Thür zu. Da trat Anna vor, welcher die ruhige Art mit welcher Eymo geſprochen, ein gewiſſes Zutrauen eingeflößt und unwillkürlich drängten ſich aus ihrer Bruſt die Worte: »aber jener böſe Templer? —«

»Er ſoll Euch nicht läſtig fallen, Gräfin,« antwortete Eymo indem er ſich noch einmal umwandte. »Aber eine Dame wird dieſer Tage erſcheinen welche Euch zu ſehen wünſcht, und dieſe mögt Ihr vorlaſſen. Übrigens wollet mit meinem Hauſe ſchalten und walten wie es Euch gefällt — meine Haushälterin hat dazu die ſtrengſten Weiſungen.« — Eymo verließ das Gemach — Mechtild und Anna blieben von tauſend ſich kreuzenden Gedanken beſtürmt allein zurück. —

VII.

Einige Tage vergingen ohne daß die beiden Gefangenen durch irgend ein beſonderes Ereigniß geſtört wurden. Selbſt nicht einmal Eymo ließ ſich bei ihnen ſehen und Homoray, welcher ein paarmal verſuchte in ihre Wohnung zu dringen, wurde mit Hindeutung auf den Burgherrn abgewieſen. Die einzige Perſon welche alſo zu den beiden Mädchen gelangte war die

alte Haushälterin, eine Perſon von höchſt unangenehmen Äußeren und rohen Manieren, aber dabei voll jener biedern Treuherzigkeit wie ſie dem Öſterreicher von jeher eigen war, und welche ihr bald das Herz der Gefangenen gewann. Dieſes Weib brachte ihnen die Speiſen auf die Stube, da ſie es vorzogen hier allein ſtatt an der Tafel des Burgherrn zu eſſen — ſie beſorgte alle ihre ſonſtigen Bedürfniſſe und ließ ſich mit Ihnen ſogar gerne in ein kleines Geplauder ein, wodurch ſie erfuhren wie das feſte Bergſchloß heißt auf welchem ſie ſich befanden, wer der Burgherr iſt, und in welchem Verhältniſſe er mit der Welt, mit ſeiner Nachbarſchaft ſteht. Mechtild hatte kaum den Namen Eymo von Schrattenſtein vernommen, als ſie ſich der Feindſchaft erinnerte, welche zwiſchen ihm und Herrn Berthold beſtehen ſoll. Sie hatte zwar damals als ſie auf Emmerberg war kein Intereſſe dafür gehegt und ſelbſt nicht einmal auf die verſchiedenen Erzählungen gehorcht welche darüber bei der Dienerſchaft und den Landleuten beſtanden — Auch hätten ſie jetzt ſchwerlich Glauben bei ihr gefunden, da man Herrn Eymo immer als einen wilden, grauſamen Mann geſchildert, wovon ſie doch nur das Gegentheil zu ſehen meinte. —

Anna und Mechtild verließen ihre Gemächer niemals. Die Möglichkeit einer Begegnung des Templers

hatte ſie ſo eingeſchüchtert daß ſie trotz der einige Mal ergangenen Einladung Cymo's nie mehr über ihre Schwelle getreten waren ſeit man ſie hieher gebracht. Dafür verriegelten ſie ihre Pforte oft ſtundenlang, und ſtiegen die geheime Treppe hinan auf die Thurmterraſſe. Die im Gebirge meiſt ſo milden und herrlichen Herbſtabende brachten ſie hier zu, und ſelbſt noch in der Nacht wenn ſie die alte Dienerin längſt im tiefen Schlafe verſunken glaubte, verließen ſie ihr Lager, warfen einen wärmenden Mantel um und ſtiegen zu der geliebten Terraſſe hinauf. Wenn ſie dann hier von den mit tauſend Wohlgerüchen durchwürzten Lüften umfluthet ſaßen, und ihr Auge über das wunderliebliche Thal hingleitete das ſich zu ihren Füßen mit ſeinen blumigen Wieſen, ſeinen ſchattigen Wäldern, ſeinen klaren Bächlein, ſeinen zerſtreuten von kleinen Gärtchen umgebenen Hütten, entrollte — oder hinüberſchweifte über die zahlloſen Berghöhen, bald dicht bewaldet, bald durch impoſante Felspartien gebildet, bis zum ehrwürdigen Haupte des Schneeberges welcher mit ſeinen friſchen Schneelagern ſo freundlich herſah — oder wenn ſie dieſes trauliche Plätzchen betraten während ſich die Schatten der Nacht längſt über Berge und Thäler geſenkt und die Milliarden Lichtfünkchen am reinen Himmelsgewölbe zitterten und der Mond ſein ruhiges Silberlicht über das Thal und

ſeine Höhen ausgoß, unzählige phantaſtiſche Schattenbilder ſchaffend, dann wandelte ſich ihr Kummer in eine ſtille Wehmuth welche mit leiſem Troſte ihre Bruſt durchzog. Sie vergaßen, wenigſtens für Augenblicke daß ſie ihrer Freiheit beraubt waren, daß ſie ſich getrennt befanden von Allem was ihnen lieb war — ſie gaben ſich entzückt den wunderbaren Eindrücken hin, welche hier von allen Seiten auf ſie zuſtrömten. — Mechtild ſah dieſen Ort gleich anfangs als eine letzte Zufluchtsſtätte an, und wirklich war er ihnen eine ſolche — wenigſtens eine letzte Zufluchtsſtätte für ihr von Kummer und Sorgen gequältes Herz, wo ſie Troſt und Zerſtreuung fanden. — Nur ein Ereigniß hatte ſie während dieſer Tage aus ihrem Stillleben geriſſen, und dieſes war der von Cymo angekündigte Beſuch jener fremden Dame.

Die beiden Freundinnen ſaßen in ihrem größern Zimmer in der Fenſterniſche, welche hier wie bei allen jenen mit ungeheuern dicken Gemäuern verſehenen Bergſchlöſſern, die Tiefe eines kleinen Kabinets hatte. Sie hatten den untern mit Hornſcheiben verſehenen Theil des Fenſters emporgeſchoben und ließen die reine und milde Luft hereinſtrömen und blickten ſehnſüchtig hinüber gegen den Ausgang des Thales in die Richtung wo die Neuſtadt liegen mußte. Beide waren durch die Stille welche ringsum herrſchte trübe geſtimmt

und ohne ein Wort zu ſprechen, rollte ein Thränlein um das andere über ihre Wangen. Da ward an der Pforte gepocht. Mechtild eilte hin und als auf ihre Frage eine Frauenſtimme antwortete öffnete ſie und hereintrat — Francesca Contarini. —

Mechtild hatte dieſe Dame nie geſehen und empfand beinahe eine kleine Regung von Hoffnuug als ſie das Zimmer betrat — Anna hingegen durchfuhr wie ein Blitzſtrahl die Erinnerung an das Vermählungsfeſt in der Herzogsburg zu Wien, wo dieſe Frau die Nachbarin Königsbergs war, deren boshafte Blicke und ſchneidende Äußerungen ihr ſchon damals auffielen. Francesca trat ohne Umſtände und raſch durchs Gemach bis vor Anna welche ſich ſchüchtern von ihrem Sitze erhoben hatte. Auf ihrem blaſſen Geſichte welches durch die reichen ſchwarzen Haarflechten, durch das ſchwarze Gewand in welches ihre ſchöne Geſtalt gehüllt war, noch bläſſer erſchien, ruhte ein triumfirendes Lächeln und ihr feuriges Auge blickte halb forſchend halb verächtlich auf die Gegenüberſtehende. Nach einer kurzen Pauſe in welcher Niemand einen Laut von ſich gab, ſagte ſie endlich in ihrem gebrochenen Deutſch und mit geringſchätzendem Tone: »Alſo Ihr ſeid Anna von Taufers — Ihr ſeid die Unbeſiegbare?« —

Anna noch im Erſtaunen über dies plötzliche Er-

ſcheinen einer Perſon welche ihr in einem Augenblicke ſo nahe geweſen wo das Schickſal ihr einen harten Schlag verſetzt, fühlte daß ihr der Unwille über dieſe unerklärbare und ſo verletzende Anrede das Blut in die Wange trieb. Ihre traurige Lage, die immerwährende Bedrohung von Gefahren hatte ihre Ängſtlichkeit überwunden, hatte ſie muthiger gemacht. Sie richtete ſich alſo mit Würde auf und entgegnete: »Ich bin Anna die Tochter des Grafen von Taufers — leider aber nicht die Unbeſiegte wie es Euch mich zu nennen beliebt, ſonſt befände ich mich nicht hier als eine unglückliche Gefangene. Wer ſeid aber Ihr, die, ohne mich früher gekannt zu haben, in ſo beleidigendem Tone zu mir ſpricht?« —

Franceſca blickte ſie während dieſer Worte immer mit dem gleichen Ausdrucke an. Dann ohne ſie einer Antwort zu würdigen wendete ſie ſich zu Mechtild welche voll Erſtaunen über dieſen ſonderbaren Vorfall etwas weiter rückwärts ſtand, und ſagte barſch: »Entfernt Euch von hier!« — Mechtild immer mehr von Erſtaunen ergriffen, wollte eben antworten, allein Anna kam ihr zuvor: »Mechtild, ich bitte dich, bleibe — ja, Signora Contarini, denn jetzt erinnere ich mich Eures Namens, meine Freundin bleibt!« ſagte ſie ſtolz und eben ſo barſch.

»Ich befehle es aber, daß ſie gehe!« ſagte Fran-

cesca und ihre Augen funkelten vor Zorn über dieſen Widerſtand, den ſie von den ſchüchternen Mädchen nicht erwartet.

»Was fällt Euch bei Signora,« ſagte nun Mechtild lächelnd — »wer gibt Euch das Recht hier zu befehlen? Ich werde bleiben ſo lange es mir, ſo lange es Anna beliebt!«

»Unverſchämte!« murmelte Francesca wüthend vor ſich hin, dann aber ſich beſinnend daß ſie hier mit Gewalt nichts zu unternehmen wagen dürfe ohne ſich bloß zu ſtellen, ſetzte ſie laut hinzu: »Ihr mögt immerhin bleiben, kecke Dirne, aber Ihr Gräfin, werdet mir auf mein Zimmer folgen.«

»Wer ermächtigt Euch mir dies zu heißen?« ſagte Anna kalt. »Man hält mich hier auf eine ſchändliche Weiſe gefangen — das kann ich nicht wehren und muß es dulden, aber dafür will ich jetzt auch dieſes mein Gefängniß feſthalten, und Niemand ſoll mich ohne Gewalt daraus entfernen, außer wenn es gilt mir die vollſte Freiheit zu geben!«

»Nun wohl, da Ihr einmal ſo halsſtärrig ſeid, ſo mag die Gewalt entſcheiden! Augenblicklich folgt Ihr mir!« rief die Venezianerin mit flammenden Blicken, indem ſie ſich Anna näherte und Miene machte ſie bei der Hand zu ergreifen und ſie mit ſich fortzuziehen. Aber während dieſe entſetzt einen Schritt zu-

rücktrat, ſprang Mechtild raſch hinzu und drängte ſich zwiſchen Beide. »Zurück Signora,« rief ſie zürnend und riß den kleinen Dolch hervor den ſie beſtändig in ihren Kleidern verborgen hielt. »Zurück, oder beim Allmächtigen, Ihr zwingt mich zum Äußerſten! — Niemand ſoll mich von Anna trennen ſo lange man uns gefangen hält. Übrigens werde ich Herrn Eymo fragen ob dies der Schutz ſei, den er uns mit ſeinem Worte verſprochen.«

Dame Contarini war in einer ſolchen Aufregung, daß ſie trotz der augenſcheinlichen Gefahr einige Augenblicke überlegte ob ſie dem kühnen Widerſtande Mechtildens wirklich weichen ſolle — aber die Sprache des Mädchens war ſo feſt und beſtimmt, ihr Blick ſo drohend daß ſie durch einen erneuerten Angriff Alles zu verderben fürchten mußte. Sie zog ſich daher langſam zurück, ohne einen Laut über ihre von Wuth erbleichten und bebenden Lippen zu bringen und verließ endlich das Gemach mit einem Blick auf die beiden Mädchen in welchem ſich die ganze Fülle von Gift abſpiegelte, welches in ihrer Bruſt angehäuft war.

Mechtild und Anna waren durch dieſen Auftritt mehr erſtaunt als erſchreckt. Sie konnten beide nicht begreifen welches Intereſſe dieſe fremde Dame — denn auch Anna hatte ſie ein Einzigesmal geſehen — an ihnen nehme, und was ſie zu ihrer Feindin gemacht.

Lange ſprachen ſie alſo noch darüber und erſchöpften ſich in den abenteuerlichſten Vermuthungen, ohne auf irgend einen Grund zu kommen. Das Reſultat blieb endlich daß ſie ungezwungen Niemanden vorlaſſen wollten als Herrn Eymo welcher ihnen noch das meiſte Zutrauen einflößte, und daß ſie dieſem die Bitte vortragen wollten ſie vor fernern Angriffen der wälſchen Dame zu ſchützen. Aber es vergingen wieder mehrere Tage ohne daß ſich der Burgherr bei ihnen ſehen ließ und auch ihre alte Aufwärterin welcher ſie die Botſchaft an ihn auftrugen, vermochte oder wollte ihnen vielleicht nicht ſagen wann ſie ſeinen Beſuch erwarten dürften. Übrigens wurden ſie ſeit dem plötzlichen Erſcheinen der Dame Contarini auf keine Weiſe mehr geſtört, und durften ſich wieder ganz ihrer gewohnten Lebensweiſe hingeben. Mehr als ſonſt beſchäftigten ſie ſich jetzt mit Plänen ihrer Befreiung, und erwogen mit mehr Ruhe als es anfänglich ihr durch den Schrecken niedergedrückter Geiſt vermochte, die Möglichkeit einer etwaigen Flucht. Sie beobachteten zu dieſem Zwecke von ihrer Thurmterraſſe aus genau die ganze Lage der Burg, ihre Ausgänge und die nächſte Umgebung — ſie beobachteten die Zeit in welcher dieſe Ausgänge geöffnet und geſchloſſen wurden, ſo wie die Bewegungen und Verrichtungen der eben nicht ſehr zahlreich ſcheinenden Bewohner. Sie ahnten

nicht was indeſſen über ſie für Pläne geſchmiedet wurden.

Eymo von Schrattenſtein war ſeit jener Unterredung mit Mechtild wie verwandelt. Er, der ſonſt nur dem Genuſſe lebte, ſich nur wohl fühlte wenn er ſich unter einer Schaar wilder Jagdgenoſſen oder ausgelaſſener Zecher befand, zog ſich jetzt von Allen zurück, ſchloß ſich gewöhnlich in ſeine Gemächer ein und ſchien ſehnſüchtig etwas ihm ſehr Wichtiges zu erwarten. Die Entführung Annas, zu welcher ihn der Venezianerin Francesca Contarini unvorſichtig gegebenes Verſprechen, und ſein Freund Homoray verführt, wurde ihm immer unangenehmer, ſchien ihm immer gefahrdrohender je länger er darüber nachdachte, und er konnte die Ankunft der wälſchen Dame kaum erwarten um zu erſehen welches Intereſſe ſie an das Mädchen band, und darauf die Sache wo möglich noch gut zu machen.

Was Mechtild betraf ſo war es mit ihr ein ganz anderer Fall. Ein Menſch, welcher Eymo früher nie geſehen hatte ihm gegen reichen Lohn verrathen wie die angebliche Tochter des Thurmvogtes Hanns Poſchacher mit ihm, Eymo in ſehr naher Beziehung ſtehe und verſprach gegen die Zuſicherung eines noch höheren Lohnes ihm dazu auch die gegründetſten Beweiſe zu liefern. Die ganze Sache war für Eymo von ſol-

cher Wichtigkeit, daß er vorerſt alles Mögliche anwendete um Mechtild in ſeine Gewalt zu bekommen, und nachdem ihm dies eine ſonderbare Verkettung der verſchiedenſten Umſtände erleichtert, wartete er nun mit der höchſten Ungeduld auf das abermalige Erſcheinen jenes Menſchen, welcher übrigens länger ausblieb als er vermuthete. Selbſt mit Homoray pflegte er während dieſer Zeit wenig Umgang — ja es hatte ſich zwiſchen ihnen eine gewiſſe Spannung gebildet, welche in jenem Augenblick entſtand wo er ſeine beiden Gefangenen gegen die frechen Zudringlichkeiten des Templers ſchützen mußte, und ſich dadurch vermehrte daß er ihn mit allen ihm als Herrn der Burg zuſtehenden Rechten von einer weiteren Zuſammenkunft mit ihnen abhielt. Homorays Vorwürfen ſetzte er blos die Erklärung ſeines Willens entgegen — ſeine Drohungen verlachte er. »Du haſt mich ſchon zu manchem tollen Streich verleitet,« ſagte er zu ihm, »Du haſt mich endlich gar zum Jungfrauenräuber gemacht — allein Du ſollſt ſehen, daß ich wohl unüberlegt aber nicht ſchlecht handeln kann, und wenn Deine Dame mit Anna von Taufers keine beſſere Abſicht hat als Du mir zu haben ſcheinſt, ſo könnt Ihr Beide verſichert ſein, daß Ihr an mir einen Gegner gefunden.«

Homoray war wüthend, aber wie immer wußte er ſich zu beherrſchen — wußte er auch jetzt ſein In-

neres geſchickt zu verhüllen und tröſtete ſich ebenfalls mit der Ankunft Francesca's, mit deren Hilfe er ſeine ſchlechten Zwecke ſchon erreichen wollte.

Endlich kam Francesca Contarini an. Gelockt durch die Nachricht von Annas glücklich vollbrachter Entführung eilte ſie von Wien her. Am Morgen nach ihrer ſchmachvollen Unterredung mit Königsberg war ſie zu ſeinem Kerker geeilt, denn ſie wußte nichts von den daſelbſt in der verfloſſenen Nacht vorgefallenen Scenen. Sie wollte ſehen ob der alte Schließer dennoch nicht für ihre Mordpläne zu gewinnen ſei — ſie wollte verſuchen noch einmal in des Gefangenen Kerker zu bringen und dann, koſte es was es wolle, ihm den tödtlichen Trank ſelbſt beibringen, oder wenn es nicht anders ginge ihm den Dolch in die Bruſt bohren.

Er ſollte, er durfte nicht mehr leben. Hatte er nicht mit ihr ſein Spiel getrieben als er ſo ruhig alle ihre feinerdachten Lügen anhörte, um ſie dann mit Hohn von ſich zu ſtoßen? Hatte er nicht ihren Stolz oder vielmehr Eitelkeit auf das empfindlichſte verletzt? Hatte er ſie nicht vor dem alten Schließer bloß geſtellt, und dadurch bewirkt (ſo meinte ſie wenigſtens) daß dieſer ihr Anerbieten verächtlich zurückwies? Und er ſollte ihrer Rache entfliehen — er ſollte eben durch jene Mauern vor ihr geſichert ſein die wahrſcheinlich

die Pforte ſeines Grabes bildeten? Nein das dürfte, das konnte ſo nicht bleiben — und gelte es ihre eigene Sicherheit, und gelte es ihr Leben ſo mußte ſie Rache nehmen! — Sie eilte alſo mit dem erſten Morgenſtrahl zum Kerker und — fand das ganze Gebäude zerſtört, geplündert. Alles war ringsum verödet — die Empörer hatten ſich längſt zurückgezogen — Andere wagten ſich aber noch nicht zu der Stätte des nächtlichen Tumults. Entſetzt blieb ſie eine Weile vor dem Hauſe ſtehen, an welchem alle Thüren und Fenſter zertrümmert waren — ſie glaubt ihren Augen nicht trauen zu können — ſie brauchte lange bis ſie die Wirklichkeit begriff. Scheu blickte ſie ringsumher ob ſie Niemand gewahre, und als ſie ſich allein ſah ſtürzte ſie wie wahnſinnig zu der kleinen Pforte welche zur Wohnung des Schließers führte. In tauſend Trümmer zerſchellt lag die Pforte am Boden — verlaſſen und geplündert ſtarrte ihr die Stube des Schließers entgegen. Sie begriff jetzt was vorgegangen ſein mochte und ein leichter Hoffnungsſtrahl blitzte vor ihrer Seele auf. Wer wird während dieſen Scenen des Raubes und der Zerſtörung an den Gefangenen gedacht haben — wer wird zu dem abgelegenen Kellergewölbe gedrungen ſein! Und eiligſt ſchlug ſie den ihr bekannten Weg ein. Die Freude über das nahe Gelingen ihres hölliſchen Werkes kämpfte in ihrer Bruſt mit der

Furcht das Opfer ihrer Rachſucht nicht mehr zu finden. Vorſichtig ſchlich ſie durch die finſtern mit allerlei Gerümpel angefüllten Gänge. Jeden Augenblick meinte ſie den erſtickten Hilferuf, das leiſe Stöhnen ihres Opfers zu hören und die Bruſt hob ſich in ſataniſcher Luſt. Sie zog den Dolch aus ihrem Gürtel als ſie ſich der Kerkerpforte nahe glaubte — ſie verſuchte ſtill lachend ſeine Spitze an ihren Fingern. Nichts ſollte den Verhaßten retten — und wenn er auch flehend ihre Knie umklammern ſollte, er mußte ſterben. So dachte das entmenſchte Weib und ſchritt feſt entſchloſſen ihrem Ziele zu. Endlich zeigte ihr ein ſchwacher Dämmerſchein, daß ſie den Kerker erreicht. Die Pforte war geſchloſſen — ein Luftzug hatte ſie nach Königsbergs Flucht ins Schloß geworfen. Sie pochte leiſe an — keine Antwort. Sie rief Königsbergs Namen — kein Laut drang ihr entgegen und nur ihre eigene Stimme brach ſich ſchauerlich an den engen Gewölben. Endlich verſuchte ſie, der raſenden Verzweiflung nahe am Schloſſe — es gab nach — die eiſerne Pforte flog durch einen gewaltigen Stoß auf und — verödet lag der düſtere Raum vor ihr. Es war nicht möglich — ſie wollte es nicht glauben. Wie eine Hyäne welche nach ihrer Beute ſtöbert, durchſuchte ſie mit glühenden, mordluſtigen Blicken alle Winkel der dunkeln Halle, krampfhaft den Dolch in ihrer Fauſt — alles

war leer. In ohnmächtiger Wuth ſtieß ſie den Dolch einige Mal mit aller Gewalt auf den ſteinernen Tiſch daß ſeine Spitze klirrend abſprang. — Dann ihn weit vor ſich ſchleudernd warf ſie ſich auf die Bank, ſtützte ihren Kopf mit beiden Händen und brach in heftiges Weinen aus. Das köſtliche Naß was Gott den Menſchen verliehen daß er damit ſeinen Schmerz kühle, daß er damit dem Unglücke die milde Gabe des Mitleids ſpende, daß er damit ſein von reinſter Freude übervolles Herz erleichtere — dieſe edelſte Perle quoll aus dem Auge dieſes Weibes in der Verzweiflung über die Unmöglichkeit ein gräßliches Verbrechen begehen zu können! —

Von der durch Königsberg erlittenen Schmach gemartert — verfolgt durch den Gedanken daß er ihrer Rache entgangen — erſchien Francesca auf Schrattenſtein. Was Königsberg nicht erreicht das ſollte jetzt Anna treffen — ſie ſollte die Qual entgelten welche in Francescas Bruſt nagte. Aber wie ſehr fand ſie ſich in ihren Erwartungen betrogen als ſie gleich nach ihrer Ankunft in einer geheimen Unterredung mit Homoray von dieſem erfuhr wie Eymo plötzlich zu ihrem Widerſacher geworden — wie er ſich offen als den Beſchützer Anna's erklärt; wie ſehr fand ſie ſich betrogen als ſie ſpäter zu Eymo ſelbſt eilte und das Alles beſtätigt fand was ihr Homoray geſagt. Eine einzige

Zuſammenkunft mit Anna konnte ſie ſich verſchaffen, nachdem ſie keine Gründe anzugeben wußte weßhalb ſie das Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen geſucht — nachdem Cymo ſchaudernd das rachſüchtige Weib durchblickt. Und welchen Erfolg hatte dieſe Zuſammenkunft — wir haben ihn bereits geſchildert. — Alſo auch Anna ſollte ihrer Rache entgehen? Nun und nimmermehr! — Hier mußte ein anderes Mittel ergriffen werden. Und dieſes Mittel fand ſich bald — und an Homoray und Pietro fand ſie ein paar würdige Gehilfen. —

Schon die nächſte Nacht war von Homoray und Francesca beſtimmt um ihre Pläne genau zu beſprechen. Sie hatten dazu einen abgelegenen Ort außerhalb der Burg gewählt und zwar eine nackte Felsplatte an dem ſchmalen Fußpfad welcher ſich durch das kleine Ausfallspförtlein auf der Oſtſeite des Berges zwiſchen den ſchroffen Felswänden ins Thal hinabſchlängelte.

Es war eine herrliche Nacht. — Mild fluthete die Luft von den hohen Bergen herüber und brachte auf ihren ſanften Wellen die köſtlichen Düfte der Nadelwälder. Kein Wölkchen trübte den Himmel auf welchen freundlich die zahlloſen Sterne flimmerten, während der volle Mond ſeine röthliche Scheibe aus den verdichteten Erddämpfen hob. Eine unendliche Ruhe hatte ſich über die ganze Gegend gebreitet. Kein Laut

unterbrach ſie als das leiſe Säuſeln der Luft durch die Zweige der alten Fichten und Föhren, welche mit ihren Gipfeln gegen die Mauern der Burg heraufſtrebten — keine Bewegung zeigte ſich als das majeſtätiſche Emporſteigen des Mondes und manchmal der hörbare Flug eines lichtſcheuen Nachtvogels.

Anna und Mechtild ſaßen auf ihrer Thurmterraſſe und hatten eben einige Fluchtpläne beſprochen deren Nichtigkeit ſie nun ſchweigend und traurig überdachten. Es war ſchon ſehr ſpät, der Thurmwächter unter ihnen hatte eben die eilfte Stunde durch die langgehaltenen Töne ſeines Horns verkündet. Da hörten ſie plötzlich die kleine Pforte knarren welche neben dem Thurme ins Freie führte. Neugierig gemacht durch dieſes ungewöhnliche Ereigniß lehnten ſie ſich vorſichtig über die Brüſtung und blickten hinab. Aber nur undeutlich vermochten ſie die Gegenſtände, zu welchen das Mondlicht noch nicht gedrungen, zu unterſcheiden. — Nur das bemerkten ſie wie zwei Perſonen unter welchen ſie eine weibliche Geſtalt zu erkennen glaubten, vorſichtig ins Freie traten, auf dem ſchmalen Pfade den Berg hinab ſtiegen und ſich bald darauf zwiſchen den vorſpringenden Felsmaſſen verloren. Kein Laut drang aus der bedeutenden Tiefe herauf und ſelbſt der Schall ihrer Fußtritte verhallte — wie Geſpenſter erſchienen und verſchwanden die dunkeln Ge-

ſtalten. Längere Zeit blickten ſie noch fortwährend hinab, aber nichts zeigte ſich mehr — er blieb alles ſtumm und verödet. —

Jene beiden Geſtalten waren Homoray und Francesca. Sie hatten ſich unbemerkt glaubend aus der Burg geſchlichen und eilten nun dem Orte zu wo ſie ihre verbrecheriſchen Pläne bereden wollten. Dieſer Ort war wie geſagt eine nackte Felsplatte welche ſich hart neben dem Pfade befand und den Heraufſteigenden gewöhnlich als eine kleine Raſt diente. Das Burggeſinde hatte hier aus Steinen und Moos einen ziemlich bequemen Sitz gebildet von welchem aus der Schwindelfreie eine köſtliche Ausſicht über das ganze Thal bis zu der daſelbſt im Oſten ſchließenden Schlucht genoß — aber nur der Schwindelfreie; denn während im Rücken dieſes Sitzes ein ungeheures Felsſtück ſich wie ein Dach herüberbog und die Anſicht der Burg verdeckte, ſtürzte der Fels auf den übrigen Seiten in ſenkrechten Wänden ab und bildete einen gräßlichen Abgrund. Hierher führte Homoray, welcher der Gegend vollkommen kundig war, ſeine Begleiterin.

Der Mond hatte ſich eben über die Wälder des gegenüberſtehenden Berges erhoben und ſendete ſeine erſten Strahlen auf die Felsplatte, als ſie Francesca nicht ohne Schaudern betrat. Sie blickte hinab in die gräßliche Schlucht die ihr wie ein finſteres Grab ent-

gegenſtarrte, und entſetzt prallte ſie zurück und klammerte ſich an den Felſen als dränge ſie eine furchtbare geheimnißvolle Macht an den Rand des Abgrundes um ſie dort hinabzuſchleudern. Sie zitterte und bebte an allen Gliedern. Gräßliche Bilder zogen drohend an ihrer Phantaſie vorüber — gräßliche Ideen durchjagten mit Blitzesſchnelle ihr Gehirn. Wenn Homoray ſie nur hiehergelenkt um ſich ihrer zu entledigen — wenn er irgend eine Rache gegen ſie ausüben wollte! Sie war mit ihm allein — ſie, ein ſchwaches Weib mit dieſem Manne allein, deſſen Charakter ſie genau kannte — ein Stoß von ſeiner Fauſt, und ſie liegt zerſchmettert in der ſchauerlichen Kluft. Es war kein Grund da dies zu denken — es war ein offenbarer Unſinn — aber ſie dachte es doch und ſo lebhaft daß ſie ſchon ſeine kalte Fauſt an ihrem Nacken fühlte, daß ſie ſchon empfand wie er ſie raſch an den Rand hinſchleppte, daß ſie empfand wie ſie den Boden unter ihren Füßen verlor, und ihr Körper im entſetzlichen Sturze durch die feuchten Lüfte hinabbrauſte. — Und die Sinne vergingen ihr über dieſe flüchtigen Gedanken — die Bruſt preßte ſich zuſammen daß ſie nur ein ſchwaches Geſtöhne hervorſtoßen konnte — es wankten ihre Knie und indem ihre Hände kraftlos den angſtvoll umklammerten Felſen losließen ſank ſie ohnmächtig auf den kalten Stein.

Ein heftiges Rütteln weckte ſie aus ihrer Betäubung. »Heda, ſchöne Roſe der Giudecca,« rief ihr Homoray mit leiſer Stimme zu — »was treibt Ihr — was jagt Euch ſolchen Schrecken ein?« —

»Laß mich, Stefano,« ſtöhnte Francesca noch immer mit verwirrten Sinnen. »Barmherzigkeit — ich habe ja nichts gegen Dich verbrochen — laß mich!«

»Biſt Du wahnſinnig geworden, Francesca?« rief ihr wieder Homoray ins Ohr indem ſich nun ſeiner ſelbſt die Angſt bemeiſterte. — »Komme doch zu Dir — ich bin es ja, Stefano, Dein Freund!« — Und Francesca öffnete langſam die Augen und blickte verſtört auf den Templer welcher ſie auf die Steinbank gelegt hatte und über ſie gebeugt daſtand. Allmälig kehrte ihre Beſinnung zurück. Sie athmete einige Mal tief auf, legte die Hände an die Stirne, gleichſam als wollte ſie fühlen ob ſie noch unter die Lebenden gehöre und richtete ſich dann empor. »Vergib,« ſagte ſie mit matter Stimme, »der Schwindel — aber es iſt auch ein gräßlicher Ort da — dieſer Abgrund,« — und ſie ſchauderte daß ihr hörbar die Zähne zuſammenſchlugen. —

Nachdem ſie ſich endlich von ihrem Schrecken gänzlich erholt hatte begann die Unterhandlung über Anna's künftiges Schickſal. Man kam bald überein daß bei dem unerklärbaren Abfalle Cymo's von der Sache,

das Mädchen geraubt werden müſſe um es ungefährdet in die Gewalt zu bekommen. »Wir beide ſcheinen hier unſere Rolle ausgeſpielt zu haben,« ſagte Homoray mit einem ſpöttiſchen Lächeln, »und daher liegt gar nichts daran wenn der ſchwachſinnige Tugendheld Eymo über dieſen Raub in Zorn und Rachſucht entbrennt. Wir warten einen Tag ab wo er eben wieder abweſend iſt, bereiten alles zur Flucht vor, und ſind wir einmal über die Grenze meines Vaterlandes, welche bald erreicht ſein wird, ſo mag er dann verſuchen uns zu verfolgen. Aber Niemand darf in unſer Geheimniß gezogen werden — Niemand als der liſtige Adept Pietro, den wir mit Gold gewinnen und deſſen wir uns während der Flucht leicht entledigen können. Er muß uns durch die alte Haushälterin die Schlüſſel zu dem Gemache der beiden Mädchen verſchaffen, und haben wir dieſe ſo iſt das Übrige wahres Kinderſpiel.« —

Francesca hörte mit leuchtenden Blicken zu. Der Gedanke ihren Rachedurſt löſchen zu können machte ihr alles Übrige vergeſſen. Mit unverhaltner Luſt billigte ſie alſo dieſen Vorſchlag.

»Aber haben wir ſie einmal in unſerer Gewalt — was dann?« fragte der Templer. »Was dann — was dann!« antwortete Francesca raſch. »Dort!« und ſie zeigte auf den Abgrund deſſen ſchauerlichem

Anblicke ſie bald ſelbſt erſt vor wenig Augenblicken unterlegen wäre. —

»Ei das nicht, meine ſchöne Freundin,« antwortete Homoray lachend — »wozu einen Mord? — Sieh ich brauche gegen Dir kein Hehl zu haben; die hübſche Kleine hat einen gewiſſen Eindruck auf mich gemacht. Ich behalte ſie alſo mir vor.« —

»Das kann nicht ſein — das darf nicht ſein —« ſagte die Venezianerin ſchnell. »Sie muß büßen, was er gegen mich verbrochen. Er ſoll ſehen daß man Francesca Contarini nicht ungeſtraft verhöhnt!« —

»Nun wie Du willſt ſchöne Roſe,« erwiderte Homoray mit Achſelzucken und gleichgiltiger Miene — »die Sache kann ja gänzlich unterbleiben — ich werde mir ſchon auf eine andere Weiſe helfen. — Alſo abgemacht: das Mädchen bleibt meiner Verfügung überlaſſen, oder — ich ziehe meine Hand zurück. Jedes von uns mag dann handeln wie es ihm beliebt.« —

Francesca ſchwieg. Mit finſtern Blicken ſtarrte ſie gegen den Abgrund hin. Es ſchien in ihrem Innern ein furchtbarer Kampf zu toben. Endlich als ob ſie einen Entſchluß gefaßt ſagte ſie raſch: »Es ſei denn Stefano — das Mädchen mag Dir gehören — habe ich doch Rache ſchon erreicht wenn ich ſie in Deine Hände gebe! — Aber wir vergeſſen noch Eins. Was

geſchieht mit der Andern — mit ihrer Freundin welche man nicht von ihr zu trennen vermag?« —

»Das laſſe meine Sorge ſein,« antwortete der Templer mit grimmigem Lächeln. »Sie hat mich zweimal beleidigt — ſie hat mir kühn zu trotzen verſucht und dadurch Eymo's unbedingtes Vertrauen geraubt. Ich will ihr die traurige Gefangenſchaft abkürzen.« — Francesca war auch mit dieſem Vorhaben einverſtanden. Das rachſüchtige Weib hatte nicht vergeſſen wie Mechtild auch ihren Plänen hinderlich in den Weg getreten. —

Nachdem Homoray alle Voranſtalten zu machen verſprochen ſetzte man zur Ausführung die nächſte Nacht feſt in welcher Eymo nicht auf der Burg ſein würde, und beide begaben ſich wieder ſo leiſe als möglich auf den Rückweg durch das enge Ausfallspförtlein.

Mechtild und Anna hatten ſich bereits von der Terraſſe herab in ihr Schlafgemach begeben. Hier knieten ſie und flehten den Allmächtigen an um ihre Befreiung und Troſt für ihre Väter. Sie ahnten nicht welch furchtbares Ungewitter ſich über ihre ſchuldloſen Häupter zuſammenzog. —

Der für Homoray und Francesca zur Ausführung ihres ſchändlichen Vorhabens erwartete Tag erſchien bald. Eymo kündete ihnen an daß er ſich auf ein paar Tage entfernen müſſe. Er war nachdenkender als ſonſt,

er erwiderte kaum die an ihn gerichteten Fragen und that überhaupt geheimnißvoller als jemals. Ehe er die Burg verließ gab er seinem Vogte den strengsten Befehl, niemand zu den gefangenen Mädchen zu lassen als ihre Wärterin so wie auch ihnen selbst unter keinerlei Vorwand zu gestatten ihre Gemächer zu verlassen, was sie übrigens bis jetzt ohnedem niemals gewagt. Er wiederholte diesen Befehl einigemal und zwar mit einer ängstlichen Besorgniß als ahnete er daß während seiner Abwesenheit mit ihnen etwas besonders vorgehen sollte.

Als er den Berg hinab ritt trat plötzlich Pietro Cappuzzi aus dem Dunkel des Waldes und schien ihn ansprechen zu wollen. Die Gegenwart von ein paar Knechten welche ihrem Herrn auf dem Fuße folgten hinderte ihn daran und er versuchte es also durch verschiedene Zeichen diesen zu bewegen sie zu entfernen, allein theils war Cymo zu sehr in seinen trüben Ideen vertieft, theils war ihm der Adept ein zu verächtlicher Mensch als daß es ihn nach einem ihm jedenfalls unwichtig scheinenden Gespräche mit demselben gelüsten sollte, und so that er also als ob er ihn nicht bemerke und ritt ziemlich rasch den steilen Bergweg hinab. Und doch hätte er wahrscheinlich viel darum gegeben wenn ihm das bekannt geworden wäre was ihm Pietro sagen wollte.

Dieſer ſchlechte Menſch hatte von Homoray den Plan mit Anna Taufers kaum erfahren, als er darauf ſchon allerlei niedrige Abſichten gründete. Der Templer mußte ſeine Mitwirkung mit einer hübſchen Summe Geldes erkaufen — Eymo aber ſollte wenigſtens die dreifache Summe geben wenn er ihm die Sache verrieth. Einigemal hatte er bereits verſucht an dieſen Letzteren zu kommen, aber niemals gelang ihm dies unbemerkt, und wäre ihm auch der Eine Lohn nicht entgangen wenn er den Verräther ganz offen machte, ſo entging ihm dann jedenfalls der Andere, abgeſehen davon daß ihn Homoray in dieſem Falle wahrſcheinlich ſeiner Rache geopfert hätte. Er verſuchte alſo noch das Letzte und näherte ſich Eymo während dieſer den Berg hinab ritt. Aber auch diesmal war ihm das Glück nicht günſtig. Feſt überzeugt daß er nicht bemerkt wurde, ging er langſam und über die Möglichkeit brütend wie er die Sache ins Werk ſetzen könnte in die Burg zurück.

Die Zeit drängte — noch dieſe Nacht ſollte die verabredete That geſchehen, Pferde wurden im Thale oder vielmehr in der Schlucht wo ſich jener ſchmale Felſenpfad einmündete bereit gehalten — Pietro hatte die Gewißheit ſich den Schlüſſel zu den Gemächern der beiden Mädchen verſchaffen zu können. Alles war ſo geſchickt und geheim veranſtaltet daß an ein Miß-

lingen nicht zu denken war. Der Italiener war in Verzweiflung eine ſo ſchöne Gelegenheit eines reichen Gewinnes unbenützt entgleiten zu laſſen — er ſtrengte alle ſeine Verſtandeskräfte an um ein Mittel für ſeinen Zweck zu erſinnen. Keines fand er als die Flucht diesmal um jeden Preis zu hindern, und dies Einzige zu erreichen war jetzt ſein raſtloſes Streben. Leider kam er mit dieſem Plane erſt ins Reine als er den verhängnißvollen Schlüſſel bereits übergeben — er mußte alſo auf eine andere Weiſe handeln. — Doch überlaſſen wir ihn ſeinem Treiben und werfen wir die Blicke auf andere Perſonen unſerer Erzählung.

VIII.

Wir haben Luitpold verlaſſen wie er mit ſeinem Vater und deſſen Hund Abends den nahen Gebirgen zu wanderte, die graue Wolke welche den ganzen Tag über den Himmel umdüſterte und von welcher ſich zeitweiſe ein feiner Staubregen ablöſte hatte ſich allmählich gelichtet, ſo daß endlich die freundlichen Strahlen der untergehenden Sonne durchdrangen und die ganze weite Ebene ſo wie die ungariſchen Grenzgebirge in flammendes Roth tauchten. Die Wolken hoben ſich

und zerfloſſen in reinen Äther — die Berge enthüllten ſich und ſtanden wieder in ihrer alten Majeſtät da. Der unfreundliche Tag hatte ſich plötzlich in den herrlichſten Abend verwandelt, und nur das Waſſer welches der heftige Regen der vergangenen Nacht auf den tiefern Stellen der Heide geſammelt, nur die unzähligen Tröpfchen welche im brillanteſten Farbenſpiele an den Nadeln der Föhren, an den Blättchen des dichten Heidekrauts hafteten, zeigten daß es noch vor Kurzem anders war. Der Wind hatte ſich gelegt — ruhig und erquickend zog die Luft von den Bergen her, und brachte die lieblichen Düfte der Alpenblumen mit, welche ſie dort entführt. Von all dieſen Herrlichkeiten ſah und empfand Luitpold nichts. Seine Seele war zu ſehr umnachtet — ſeine Bruſt zu ſehr vom Schmerz durchwühlt. In dumpfer Verzweiflung ſchritt er nach ſeinem Vater her — nach dieſem Vater der ſeinen Sohn durch nichts an ſich zu feſſeln wußte als durch den blutgierigen Rachen eines Hundes. Sein ganzes Leben zog an ſeinem Geiſte vorüber — lebhafter als ſonſt ſtand die Erinnerung an ſeine Kindheit vor ihm; ein gräßlicher Anhaltspunkt war ſeinem Gedächtniſſe geworden, und dieſer Anhaltspunkt war ſein Vater. Er dachte an ſeine arme, zum Tode gequälte Mutter — an die bittern Tage, wie er ſich von Allem entblößt nach Öſterreich durchbetteln mußte. Es blutete ihm das Herz bei

dieſen Erinnerungen, und er fühlte Alles noch einmal ſo ſchmerzlich durch wie damals. — Dann ſchweifte ſein Gedanke herüber in die ſpätern glücklich verlebten Tage. Er dachte der Menſchen, die ihn, den armen verwaiſten von der ganzen Welt verlaſſenen Knaben freundlich und liebevoll aufgenommen — die ihn gepflegt und gehegt wie ihr eigenes Kind — die ihm die mildtröſtende Gabe der Religion gereicht, von welcher er früher nur wenige höchſt unvollkommene Begriffe hatte und die ihn endlich in eine Lage gebracht, in welche zu kommen er früher niemals geträumt. Er dachte an die ſchönen Tage welche er auf Emmerberg verlebt, umgeben von Menſchen die ihn liebten, an welchen er ſelbſt mit wahrer Kindesliebe hing — die ihn weit über den Standpunct ſeiner Geburt emporzogen und ihn mit Hoffnungen nährten welche ſein jugendfriſcher Geiſt nur zu gerne feſthielt — ſein Gedanke flog zu ſeinem väterlichen Freunde Herrn Berthold, unter deſſen Banner er ſich einſt die goldenen Sporen verdienen wollte; zu der liebvollen Frau Magareth, zum alten treuen Freunde und Rathgeber Hartneid und endlich zu Mechtild — und bei dieſen Gedanken brach ihm das Herz und herbe Thränen rollten ſeine Wangen herab. Wie ſchön lag noch vor Kurzem die Zukunft vor ſeiner Seele, und wie düſter wie hoffnungslos ſtarrte ſie ihm jetzt entgegen!

Welche ungeheure Kluft hatte ihn während des Zeitraumes eines kurzen Herbſttages von Allem getrennt, was ihm lieb und theuer war — welche entſetzliche Kluft hatte ſich zwiſchen ihm und ſein ganzes Hoffen geöffnet! Noch vor Kurzem ſo glücklich, ſo zufrieden, folgte er jetzt in dumpfer Verzweiflung einem Manne deſſen Wege ſich nur durch die öde Nacht des Laſters wanden — einem Manne deſſen Wiederfinden ihn ſtatt zu beglücken, wie es doch die Natur forderte, mit Grauſen erfüllte — einem Manne, den er mit dem geheiligten Namen Vater rufen mußte, und der doch nur den tiefſten Abſcheu in ſeiner Bruſt erweckte! —

Lange kämpfte er gegen dieſe Gedanken und Gefühle, und wie er kämpfte, und welchen Sieg er über ſein eigenes Herz davon getragen haben wir gezeigt als wir die fürchterlichſten Augenblicke ſeines Lebens beſchrieben — und ſo kämpfte er auch jetzt noch, während er ſtumm und mit gepreßter Bruſt ſeinem Vater folgte; allein mehr als den augenblicklichen Gehorſam vermochte er nicht zu erringen. Wohin wollte ihn ſein Vater führen — was beabſichtigte er aus ihm zu machen — dieſe Fragen ſtellte er ſich wohl hundertmal während ihrer Wanderung, und die Ungewißheit, welche über der Antwort ſchwebte brachte die Überzeugung mit ſich daß er ſich wieder von ihm trennen müſſe, daß er mit ihm nicht leben könne. Sein Va-

ter ſelbſt hatte ihn ja verlaſſen in einer Epoche wo ihm ſeine Hilfe, ſein Rath ſo ſehr Bedürfniß geweſen wäre; fremde Menſchen nahmen ſich ſeiner an und zogen ihm mit liebvoller Hand aus dem Verderben welchem ihn ſein Vater überlaſſen. Welches Recht nun hatte dieſer noch auf ihn — mit welchem Rechte riß er ihn aus ſeinen Lebensverhältniſſen um ihn vielleicht zu zwingen eine Bahn zu wandeln die er verabſcheute? — Nein, ſo ſollte, ſo durfte es nicht kommen! und in ſeiner Bruſt ſetzte ſich der Entſchluß feſt zu fliehen, ſo bald ſich ihm die erſte Gelegenheit darbot. —

Ziemlich lange waren ſie bereits ſo gewandert und hatten allmählig den Fuß der niedern Berge erreicht. Sie zogen an der Schlucht vorüber welche nach Emmerberg führte. Einen wehmüthigen Blick warf Luitpold zwiſchen die hohen Felſen hinein über die aus dunkeln Wäldern emporragenden Thürme der Burg und es erwachte in ihm der Gedanke an eine raſche Flucht. Sein Vater ſchien nicht zu wiſſen in welch naher Beziehung er zu dieſer Gegend ſtand, denn noch hatte er ihn nicht gefragt welchem Herrn er diene. Er überlegte ob er nicht einen plötzlichen Angriff auf den ihm folgenden Hund wagen, und dann begünſtigt durch die bereits hereingebrochene Dunkelheit entſpringen ſollte. Allein die Gegend war hier zu offen, die

Wälder zu entfernt von dem Pfade den ſie gingen. Hätte er auch den Hund überwältigt, ſo wäre ſein Vater gewiß noch früher an ihm geweſen, ehe er zu entſpringen vermochte. Er mußte alſo dieſen Gedanken aufgeben und eine andere Gelegenheit abwarten.

Immer tiefer ſank die Nacht herab; freundlich blickten die Sterne vom reinen Himmel nieder und der Vollmond hob ſich über die Leithagebirge. Imre und ſein unglücklicher Sohn verließen nun die Ebene und ſtiegen einen ſchmalen Bergpfad hinan welcher ſich bald im dichten Wald verlor. Wahrſcheinlich mochte dem Vater jetzt die Beſorgniß kommen daß ihm ſein Sohn entfliehen könnte, und ſo befahl er ihm denn barſch und kurz ſich ganz nahe an ihm zu halten und rief auch den Hund näher heran. Luitpold wollte nicht fragen wohin er geführt würde, denn erſtlich zweifelte er daran die Wahrheit zu erfahren, und dann konnte er ſo ungeſtörter und unbeargwohnt die Richtung des Weges beobachten, was ihm um ſo leichter war, als er in dieſer Gegend jeden noch ſo kleinen Pfad genau kannte. Er begnügte ſich alſo damit ſeine Blicke mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit umherzuſenden, um endlich den wahren Moment zur Flucht zu erhaſchen. Seine Hoffnung war auf eine finſtere Felsſchlucht gerichtet, welche hier in der Nähe lag, und welche ſie wie er glaubte, paſſiren mußten; allein

noch ehe ſie zu dieſer gelangten, wendete ſich ſein Vater plötzlich rechts, und indem ſie einen ſteilen Hügel überſtiegen befanden ſie ſich plötzlich auf dem Hauptwege der nach Schrattenſtein führte. Wie ein Blitzſtrahl drang dieſe Entdeckung auf Luitpold ein. Er erinnerte ſich der Geſpräche welche ſein Vater in der vergangenen Nacht mit ſeinen wilden Gefährten geführt. Jedenfalls mußte dieſer mit den Bewohnern von Schrattenſtein in irgend einem nähern Verhältniſſe ſtehen, denn wie hätte er ſonſt von den geraubten Mädchen wiſſen können die man ſeiner Ausſage nach auf dieſe Burg brachte — wie hätte er darauf jene geheimnißvollen unerklärbaren Hoffnungen gründen können! Wenn ihn ſein Vater dahin brächte! Er wußte nicht daß ſein Sohn mit dem Schickſale dieſer Mädchen in gewiſſen Beziehungen ſtand — es ſchien ihm gänzlich unbekannt, daß ihm, Luitpold, dieſe Gegenden durch welche ſie jetzt wanderten nicht fremd waren. Wenn man ihn alſo wirklich nach Schrattenſtein brächte — wenn ihn der Zufall an jenen Ort führte wo Mechtild ſich befand — durfte er nicht die Hoffnung nähren ſie zu befreien? Und wie ein freundliches Licht erhellte dieſer Gedanke die düſtere Nacht welche des Jünglings Seele bisher umhüllte. Schon begann er den ſchrecklichen Augenblick zu ſegnen der ihn in dieſe Lage gebracht; ſchon baute ſich ſeine rege

Phantaſie die abenteuerlichſten Pläne durch welche er ſein Vorhaben ausführen wollte; da kam aber ein anderer Gedanke heraufgezogen welcher plötzlich das Licht verlöſchte und ihm die Nichtigkeit ſeiner Entwürfe zeigte. Bei der Art und Weiſe wie ihn ſein Vater gegenwärtig behandelte — bei der Sorgfalt mit welcher er ihm jeden Gedanken an Flucht zu wehren ſtrebte; durfte er da wohl hoffen daß man ihn auf Schrattenſtein weniger bewachen würde? Mußte er nicht fürchten, daß man ihn daſelbſt der Freiheit gänzlich berauben würde um durch ihn gewiſſe Zwecke zu erreichen welche ihm zwar unerklärlich blieben, die aber ſein Vater angedeutet? — Nein, nein er durfte Schrattenſtein nicht betreten! Mit dem erſten Schritte über deſſen Thorſchwelle verlor er jede Möglichkeit den Gefangenen beizuſtehen. Nur durch ſeine Freiheit vermochte er zu handeln, und daher mußte er ſich dieſe Freiheit verſchaffen, koſte es was es wolle! — Unter dieſen Gedanken und Überlegungen Luitpolds waren ſie endlich aus dem Walde getreten und ſtiegen allmälig in das ſchöne Thal hinab auf deſſen gegenüberliegendem Abhange ſich die Burg Schrattenſtein majeſtätiſch erhob. Luitpold mußte ſich alle Gewalt anthun um nicht durch ein Zeichen die freudige Aufregung zu verrathen welche in ſeinem Herzen bei dem Anblicke jenes Ortes erwachte wo er ſeine Mechtild

wußte. Kaum wagte er es ſeine Blicke zu den ſtolzen Mauern zu erheben welche jetzt übergoſſen vom reinen Silberlichte des Mondes vor ihm da lagen. — Schweigend und ernſt ſchritt ihm der Vater hart an der Seite — ſchweigend und ernſt folgte er dieſem — lauernd drängte ſich der Wolfshund auf der andern Seite ſo nahe an ihn heran daß deſſen lechzender Rachen oft ſeine Beine berührte. Nur das Thal hatten ſie noch zu überſchreiten und den Berg zu erſteigen, und bis dahin mußte Luitpold ſeine Flucht bewerkſtelligen wenn nicht Alles verloren ſein ſollte.

Alles lag bereits im tiefen Schlafe, kein Lichtchen blickte aus den kleinen Fenſtern der zerſtreuten Hütten — ſelbſt auf der Burg ſchien bereits die Nachtruhe zu herrſchen; denn die Fenſter waren dunkel bis auf Eines im öſtlichen Wartthurme welches die Wohnung des Wächters bezeichnete. Vorſichtig durchſchritt Imre mit ſeinem Gefangenen das Thal. Es war deutlich zu ſehen daß ihm jede Begegnung unangenehm geweſen wäre. Er wendete ſich zu der Schlucht durch welche der ſchmale Felſenpfad zur Burg hinauf führte.

Eben bogen ſie um eine Felsecke am Fuße des Berges als ihnen Menſchenſtimmen entgegendrangen. — Imre fuhr wie ein Blitz zurück, ergriff Luitpolds Arm, zog ihn raſch hinter den Felſen ins Geſtrippe und indem er ihm haſtig zuliſpelte: »Keinen Laut, Luitpold,

wenn Dir Dein Leben etwas werth iſt!« zog er mit drohenden Blicken das Waidmeſſer hervor und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Die Stimmen kamen von vier Knechten welche Pferde führten und einem Manne der zu ihnen ſprach: »Und dies ſagte Euch wirklich mein Herr,« fragte einer der Knechte erſtaunt, »nachdem er mir doch vor kaum einer Stunde das Gegentheil befohlen?« —

»Das ſagte er mir,« antwortete eine ſchnarrende Stimme im gebrochenen Deutſch, »und befiehlt es Euch durch mich. Ihr habt ihn oder einen Boten von ihm in Wirflach zu erwarten, gleich außerhalb der Felsſchlucht die Ihr wohl wiſſen werdet.« —

»Sonderbar,« brummte der erſtere vor ſich hin. »Jede Stunde eine andere Weiſung. Wüßte ich nicht daß mein Herr mit dieſem Manne ſeit unſerm Abzug von der Neuſtadt in ſteter Verbindung ſteht ſo könnte ich das Ganze für einen Betrug halten. Aber ſo — nun,« fügte er laut hinzu, »ſteigt auf die Pferde Burſche, und laßt uns wieder hinausreiten. Hole der Gukuk dieſe nächtlichen Spazierritte um nichts und wieder nichts. Werd's wahrhaftig bald ſatt kriegen!«

Und die kleine Schaar beſtieg die Pferde und ritt murrend hart an den Felſen vorüber hinter welchen Imre ſeinen Gefangenen verborgen hielt, während

die andere Perſon welche den Befehl überbracht, hinter den Gebüſchen des Berges verſchwand. —

Noch eine Weile blieb Imre lauſchend verborgen bis die Hufſchläge verhallt waren und kein Laut mehr zu hören war als das Säuſeln des Nachtwindes durch die ſchlanken Wipfel des Nadelholzes; dann ſteckte er das Waidmeſſer langſam in die Scheide und trat aus ſeinem Verſtecke hervor, Luitpold ein Zeichen gebend, ihm zu folgen. Sie begannen nun in der frühern Ordnung den ſteilen Berg hinanzuſteigen, und da der Pfad welcher ſich auf einer Felſenſchneide hinwand immer beengter wurde, ſchritt der Alte wieder voran und überließ die Bewachung des ihm folgenden Sohnes ſeinem Hunde, auf welchen er ſein volles Vertrauen zu ſetzen ſchien.

Luitpold befand ſich in der höchſten Spannung. Hier mußte ſeine Flucht gelingen oder es war Alles verloren. Anfangs wand ſich der Steig zwiſchen dichtem Geſtrippe welches das Entſpringen unmöglich machte — dieſes konnte erſt geſchehen wenn ſie dorthin gekommen waren, wo der Berg kahl und blos von nackten Felswänden unterbrochen wurde. Sein Herz pochte ihm hörbar in der Bruſt und mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit betrachtete ſein ſcharfes Auge die Gegend. Endlich wurde das Geſtrippe immer ſchütterer und verlor ſich dann gänzlich — nack-

ter Fels bildete den Pfad; zu beiden Seiten aber ſtürzte das Geſtein, fürchterliche Schluchten und Riſſe bildend, bis zur Thalſohle ab. Der Gedanke durch dieſe Schluchten zu entfliehen war gräßlich, aber es blieb nichts anders über; denn je näher der Burg, deſto ſteiler und gefahrdrohender wurden die Abgründe. Luitpold bereitete ſich alſo vor. Ein kurzes Gebet, ein Gedanke an Mechtild und ſein Auge ſuchte forſchend zwiſchen den vom Monde hellerleuchteten Felſen die günſtigſte Stelle. Da zeigte ſich plötzlich einige Schritte vor ihnen die Geſtalt jenes Mannes welcher im Thale mit den Knechten geſprochen. Er trat hinter einem wild zerriſſenen Felsſtück hervor und ſchien die ihm Folgenden zu erwarten. »Herr Eymo,« rief er mit heiſerer Stimme, »ſeid Ihr es?« — »Der bin ich nicht,« antwortete Imre indem er einen Augenblick ſtehen blieb, »aber ein Freund deſſen den Ihr erwartet.« —

Luitpold durfte jetzt nicht mehr zaudern. Das Dazukommen eines Zweiten mußte ſeine Flucht beinahe gewiß vereiteln. Ohne ſich alſo länger zu bedenken ſtieß er mit einer heftigen Bewegung ſeinen vor ihm ſtehenden Vater raſch zur Seite und ſprang mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte auf den ſchmalen Pfad gegen den Fremden hin. »Hußa!« ſchrie ſein Vater welcher ſich mit Mühe an ein Felſenſtück klammernd vor einem Sturz in den Abgrund ſchützte. »Hußa Tatar!

— Faß' ihn! Haltet ihn auf da oben — beim Satan haltet ihn auf!« — und mit wüthendem Gebell jagte der Hund dem Fliehenden nach. Aber dieſer war auf Alles gefaßt. Der Drang der Selbſterhaltung ließ ihn alles Andere vergeſſen. Bei dem von Staunen und Schrecken ſtarren Fremden angelangt, packte er dieſen an der Gurgel und ſchleuderte ihn mit ſolcher Gewalt gegen den wüthenden Hund daß Beide auf den Felſen hinkollerten. Dann mit geübtem Jägerblicke die gefahrloſeſte Stelle wählend ſprang er über den erſten Abhang hinab und war im nächſten Augenblicke verſchwunden.

Das Ganze war das Werk weniger Secunden. Pietro Cappuzzi — denn dieß war der Fremde — und das durch den unerwartet Dazwiſchentretenden noch wüthender gemachte Thier balgten ſich auf dem Boden herum trotz Imre's Rufen welcher ſich ſelbſt erſt auf ſichern Pfad bringen mußte ehe er hinzueilen vermochte. Der Adept hatte auf den erſten Zuruf ſeinen Dolch gezogen — dieſen ſtieß er nun auf ſeinen gräßlichen Gegner; allein in der unbequemen Lage in welcher er ſich zum Theil über zum Theil unter dem Körper des Hundes befand, vermochte er den Stoß nur ſchwach zu führen und ſtreifte nur die Haut des Thieres welches dadurch zu noch höherer Wuth gereizt wurde. Noch ehe Imre ſich wieder ins Gleichgewicht gebracht

und den kurzen Raum zu durchlaufen vermochte der ihn von den Kämpfenden trennte, gellte ein gräßlicher Todesſchrei durch die Felſen, darauf folgte ein Röcheln und im nächſten Momente hörte man nichts mehr als das wüthende Ächzen des Hundes der ſich ſo feſt in die Gurgel des Wälſchen verbiſſen hatte, daß er ſich nicht los zu machen vermochte. Imre war indeſſen hinzugetreten — die Schnelligkeit mit welcher Alles vor ſich gegangen hatte ihn noch gar nicht zum Bewußtſein kommen laſſen ob der Erwürgte ſein Sohn oder der Fremde ſei. Mit Schrecken gewahrte er das Letztere. Fluchend und mit Fußtritten wollte er den Hund von der ſcheußlich entſtellten Leiche losmachen. — Aber umſonſt — noch immer in höchſter Wuth gruben ſich ſeine Zähne immer tiefer in den zerfleiſchten Hals. — Da tönte vom Thurme der Burg das Lärmhorn — der Tumult hatte den Wächter aufmerkſam gemacht. Imre ſah ſich in einer verzweifelten Lage — wurde er entdeckt ſo mußte er die Rache Eymo's fürchten. Raſend über alles was ihm in ſo wenigen Augenblicken mißlungen — raſend über ſeine zerſtörten Hoffnungen, riß er das Waidmeſſer aus der Scheide und ſtieß es dem Hunde bis an das Heft in den Leib; dann aber wendete er ſich zurück und lief den ſteilen Berg hinab woher er eben herauf geſtiegen war. —

Das Lärmhorn des Burgwächters hatte die Burgbewohner aus den Armen des Schlafes geriſſen. Alles lief erſchreckt durcheinander — Alles fragte was es gäbe. Als man endlich den Grund des Lärmens erfahren begaben ſich einige bewaffnete Knechte durch die kleine Pforte auf den Felſenſteig wo es ſeitdem wieder ganz ſtill geworden war um zu unterſuchen ob ſich etwa ein Feind genaht. Mit Entſetzen erblickten ſie hier die gräßlich verſtümmelte Leiche des wälſchen Zauberers — wie man Pietro auf Schrattenſtein kurzweg nannte — und jene des Hundes deſſen furchtbares Gebiß noch immer ſo feſt an der Gurgel des Erwürgten haftete, daß man es nur mit der größten Anſtrengung losbringen konnte. Mit Staunen zogen ſie das Waidmeſſer aus dem Körper des verwundeten Thieres — Niemand konnte es begreifen was ſich hier zugetragen haben mochte. Der Leichnam Pietro's wurde von ihnen liegen gelaſſen wo ſie ihn gefunden — man ſcheute ſich ihn zu berühren; denn Niemand liebte den Wälſchen — Jeder fürchtete ihn als im Bunde mit dem Böſen, und dieſem Letztern ſchrieb das ganze Burggeſinde auch ſeinen gräßlichen Tod zu als es ihn erfuhr. Man wollte erſt den künftigen Morgen abwarten wo dann der Burgcapelan entſcheiden ſollte was mit dem Leichname zu geſchehen habe.

Als Homoray den gewaltſamen Tod Pietro's er-

fahren empfand er ein inniges Vergnügen. Er hatte dem Wälſchen niemals recht getraut und würde ſich auch niemals mit ihm eingelaſſen haben, wenn er ihn nicht zur Erreichung ſeines Zweckes gebraucht hätte. Jetzt aber wo er Anna Taufers in ſeine Gewalt geſpielt, wo er ihm durch den Schlüſſel zu den Gemächern der beiden Mädchen die Möglichkeit ihrer Entführung verſchafft — jetzt ſchien er ihm eine höchſt läſtige Zugabe, und er war herzlich froh daß ihn der Zufall von ihm befreite. Die nächtliche Wanderung Pietro's auf den Pfad welchen er mit Francesca als denjenigen gewählt, auf welchem ſie ihre Flucht aus Schrattenſtein bewerkſtelligen wollten, ſo wie die auffallenden Umſtände welche den Tod des Adepten begleiteten erregten zwar auf einige Augenblicke ſeinen Argwohn, allein die Anſtalten zur Flucht welche er ſelbſt mit einigen vertrauten Knechten verabredet ſchienen ihm ſo ſicher, daß er ſich jede Beſorgniß aus dem Kopfe ſchlug und nur bedauerte mit der Ausführung ſeines Vorhabens ein paar Stunden warten zu müſſen, bis die Burgbewohner wieder im Schlafe verſunken waren. Am liebſten hätte er wohl die ganze Sache auf die nächſte Nacht verſchoben — allein Eymo's Abweſenheit war unbeſtimmt, und ſo durfte alſo nicht mehr länger gezaudert werden.

Anna und Mechtild waren ebenfalls durch den

Tummult aus ihrem erſten Schlummer geweckt worden. Sie meinten nichts anders als es ſei in der Burg Feuer ausgebrochen oder es habe ſich ein Feind genaht. Raſch kleideten ſich daher beide Mädchen an und eilten nun zitternd auf die Thurmterraſſe um ſich von der Richtigkeit ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Aber als ſie hier anlangten war bereits wieder alles ruhig geworden. Das Burggeſinde ſtand zwar noch in einzelnen Gruppen plaudernd auf dem Hofraum, und einige Knechte ſtiegen vorſichtig den ſteilen Bergabhang hinab, jedoch geſchah dies alles ohne Zeichen einer auffallenden Unruhe und ſo beachteten ſie nur oberflächlich das Zurückkommen der erwähnten Knechte, und das eifrige Befragen derſelben von Seite der verſammelten Burgbewohner, welche ſich auch bald darauf in das Innere ihrer Wohnungen zurückzogen. — Die frühere Stille ruhte wieder auf Berg und Thal, der Mond war bis zum Scheitelpuncte des ſternbeſäeten Himmelsgewölbes emporgeſtiegen und malte mit ſeinem hellen Lichte allerlei fantaſtiſche Schattengebilde auf das vielfach gebrochene Gemäuer des ausgedehnten Gebäudes und auf die zerriſſenen Felſenriffe und tiefen Schluchten des Berges auf welchen jenes thronte. Dieſe Schattengebilde ſchienen Leben zu bekommen — ſie ſchienen ſich zu bewegen während ſie der Blick beobachtete. Wie ein Heer von dunklen Ge-

ſtalten krochen ſie langſam bis auf die Spitzen den Felſen empor — drangen ſie bis in die Tiefe der öden Schluchten, bis in das Innere der Burg; doch plötzlich wechſelte ihre Form, ihre Maſſen lichteten ſich — wie durch den Schlag einer Zauberruthe wurden ſie von der mühſam erklommenen Höhe hinabgeſchleudert, wichen ſie in die Tiefe zurück. Dort wo noch vor wenigen Augenblicken ihr finſterer Schatten haftete, ſtrahlte jetzt des Mondes klarer Silberſchein — dort wo früher dieſer ſeine Herrſchaft behauptet wogten jetzt die formloſen Schattenbilder. Lange beobachteten die beiden Mädchen dieſe phantaſtiſchen Gebilde. Der Schlaf war von ihren Sinnen gewichen und ſie labten ſich an der erfriſchenden Nachtluft welche im leiſen Rauſchen von den Bergen herüberzog. Wieder hafteten ihre Gedanken an den entfernten Lieben denen ſie auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe entriſſen wurden — wieder erſchöpften ſie ihren Geiſt in Vermuthungen über den Grund ihrer Gefangenſchaft, über die unbeſtimmte Dauer derſelben. Die Stille der Nacht, die allgemeine Verödung welche ringsum zu herrſchen ſchien erfüllten ſie mit Bangigkeit, und was auch die muthige Mechtild für Troſtgründe anführen mochte ſo waren dieſe auf ſo ſeichten Grund gebaut, daß ſie die Trauer ihrer Seele eher vermehrten als verſcheuchten. Sie kamen ſich wie ein paar auf einer wüſten Inſel Aus-

geſetzte vor, welchen keine andere Hoffnung geblieben als der Zufall. Beide verfielen endlich in dumpfes Schweigen — beiden perlten die Thränen über die Wangen. Endlich erhob ſich Anna. Sie wollte hinab ſteigen in ihr Schlafgemach um dort zu beten wie ſie es immer that, während Mechtilde eine gleiche Abſicht zurück hielt. Innig umarmte ſie die Freundin — es war ihr heute bänger ums Herz als jemals und leiſe drückte ſie ehe ſie ſchied die Beſorgniß aus, ob ſie nicht in der nächſten Zukunft ein großes Unglück erwarte.

In ihrer mit Mechtild gemeinſchaftlichen Schlafkammer angekommen warf ſie ſich am Fuße ihres Bettes auf die Knie und richtete ihre Gedanken inbrünſtig an den Allmächtigen. Sie flehte im heißen Gebete um Stärke ihre Leiden zu tragen — ſie flehte um Troſt für ihren unglücklichen Vater — ſie betete für ihre treue Freundin im Unglücke. Eine Grabesſtille herrſchte im Gemach — nichts regte ſich als manchmal das Kniſtern des Holzgetäfels an den Wänden. Eine kleine Lampe brannte in der Ecke der Stube unter einem Heiligenbilde; ihr ſchwaches zeitweiſes Aufflackern erſtarb im hellen Mondenſtrahle welcher durch die hohen Fenſter hereinfiel. Anna hatte ſich endlich müde gebetet und geweint. Ihr ſchönes Haupt ſank auf die Arme welche ſich an der Bettlehne ſtützten und ein ſanfter Schlummer ſenkte ſich auf ihre Augen

der ſie freundlich aus der herben Gegenwart in das Reich lieblicher Träume entführte. Sie merkte es nicht daß ſie nicht auf ihrem Lager ruhte, daß eine Viertelſtunde um die andere verrann — ſie merkte es nicht wie man leiſe in die Pforte der äußeren Stube einen Schlüſſel ſteckte, wie ſich dieſe Pforte eben ſo leiſe öffnete und ein paar verhüllte Geſtalten hereinſchlichen. Sanft lächelnd lag ſie da in ihre Träume gewiegt während ſich ihre Feinde nahten — während dieſe bereits die verbrecheriſchen Hände nach ihr ausſtreckten.

Homoray und Francesca waren in die Stube geſchlichen — in lange weiße Mäntel gehüllt, wahrſcheinlich um im Falle einer Entdeckung ſich durch den Aberglauben der Burgbewohner zu retten. Sie hatten kein Licht bei ſich, denn ſie zählten auf das helle Mondlicht und hatten ſich auch in ihrer Erwartung nicht betrogen. Geräuſchlos wie Katzen welche ihre Beute beſchleichen kamen ſie bis an das Lager der Mädchen heran wo ihr Blick zuerſt auf die ſchlummernde Anna fiel. Ein Tuch zurecht machend nahte ſich der Templer. Raſch ſchlang er es ihr um den Kopf und drückte es ſo feſt an ihren Mund daß ein leiſes Stöhnen der einzige Laut war den ſie hervorzubringen vermochte. Sie verſuchte es zwar mit den Händen hinweg zu reißen, allein Francesca wand geſchickt eine lange Schärpe um alle ihre Glieder, ſo daß ſie ſich eben ſo wenig zu

regen vermochte als die Mücke welche durch eine Spinne umſtrickt wurde. Alles geſchah ohne ein Wort zu ſprechen, ohne das geringſte Geräuſch — man hätte bemerken können wie dieſe beiden Elenden ihre Rolle gut verabredet hatten.

Doch kaum war dies Werk vollbracht — und es bedurfte dazu nur wenige Secunden — ſo ſuchte Homoray's Auge bereits nach dem zweiten Opfer, und da er es nirgends erblickte und Anna nicht aus ſeiner Gewalt laſſen durfte reichte er mit grimmigem Lächeln Francesca ſeinen Dolch. Das böſe Weib hatte ihn verſtanden — den Dolch in ihrer Fauſt ſchlich ſie leiſe ans Bett und ſchlug die Vorhänge zurück — es war leer. Erſtaunt blickte ſie umher — ſie fand nirgends eine Spur von dem andern Mädchen. Sie ſchlich durch beide Zimmer, ſie durchſuchte jeden Winkel — nichts war zu ſehen. Zum Glücke für Mechtild hatte das Zurückziehen der Bettvorhänge die ſchmale Spalte verdeckt, welche die halbzugelehnte Pforte zu der Thurmterraſſe bildete. Dadurch blieb ihr dieſer Ausgang aus der Stube verborgen. Unerklärbar war ihr dieſe Abweſenheit Mechtildens. Wo konnte das Mädchen ſein? Ohne der frühern Vorſicht trat ſie raſch zu Homoray welcher Anna auf ſeine Arme gehoben und mit ſeinem weiten Mantel möglichſt bedeckt hatte, und ſagte leiſe: »Sie iſt nicht zu finden.«

»Was ſagſt Du?« antwortete Homoray erſtaunt, »wo ſollte ſie ſein!«

»Ich ſage Dir ſie iſt nicht da,« ſagte wieder Francesca. »Willſt Du nicht dieſe befragen?«

»Und ihr den Mund zum Schreien öffnen,« antwortete der Templer welcher noch immer das Tuch auf Anna's Mund drückte und ihr nur ſo viel Raum ließ um zu athmen. »Nein nein, laſſen wir ſie — die Hauptſache iſt geſchehen — jetzt ſo ſchnell als möglich fort! — Öffne mir die Thüre, hier in meinem Gürtel iſt der Schlüſſel zum Pförtlein der Burg. Nur ſchnell fort!«

Und ohne ſich länger aufzuhalten, ohne noch ein Wort zu verlieren trug er Anna, welche vor Schrecken ohnmächtig geworden zu ſein ſchien aus der Stube die Francesca hinter ſich ſorgfältig verſchloß. — Vorſichtig und möglichſt geräuſchlos ſchlichen ſich die beiden Genoſſen mit ihrer ſchönen Laſt unter den Bogengängen hin welche den Hof rings umgaben bis an das Pförtlein. Bald war dieſes aufgeſchloſſen und ſie befanden ſich im Freien. Homoray kannte die Lage und Richtung des Weges den ſie einſchlagen wollten zu genau, um nicht zu wiſſen daß ſie hier noch nicht ſicher vor Entdeckung ſeien; er verließ alſo gleich außerhalb der Pforte den vom Monde grell erleuchteten Felsſteig und ſtieg ſeitwärts zwiſchen den Felſen von Ab-

ſatz zu Abſatz, immer im Schatten um nicht vom Thurmwächter erblickt zu werden. Er ſchritt mit ſeiner Laſt voraus — Francesca noch immer den blanken Dolch in der Fauſt folgte ihm auf dem Fuße nach. So gelangten ſie durch einen Umweg bis an die Terraſſe auf welcher ſie in jener Nacht ihren Plan verabredet und die ungefähr auf der Hälfte des Weges lag. Eben als ſie auf ſelbe hinaustreten wollten prallte Homoray mit einem ſchwachen Ausruf des Entſetzens zurück, ſein Fuß hatte den Leichnam Pietro's berührt welcher hier auf dem weißen Geſteine mitten in einer großen Blutlache ſtarr und ausgeſtreckt lag. Gräßlich glotzten ihn die aus ihren Höhlen gedrängten verglasten Augen des Erdroſſelten an — gräßlich klaffte die breite Wunde am Halſe welche die Zähne des Hundes geriſſen. Homoray's Haare ſträubten ſich bei dieſem Anblicke empor, und kaum vermochte er es über den Leichnam zu ſchreiten welcher ihm den Weg ſperrte.

Endlich war es glücklich geſchehen. Beſorgt wendete er ſich zu Francesca um, denn er erinnerte ſich ihres tödtlichen Schreckens an dieſem ſchauerlichen Orte am Abende ihrer Verabredung. Doch mit Staunen gewahrte er wie dieſe ganz ruhig über den Leichnam ſchritt als liege blos ein Stück Holz vor ihr — ſie ſchien in tiefe Gedanken verſunken, welche aber ihren

Geiſt mächtig entflammten wie man aus ihrem heftigen Athmen und dem Glühen ihrer dunkeln Augen entnehmen konnte.

»Laß uns hier ein wenig ruhen Francesca,« ſagte Homoray, »die Kleine iſt ganz verdammt ſchwer, ich verdiene mir meinen Lohn wahrlich ſauer genug!« und er ſetzte ſich ſo daß er von der Burg aus nicht geſehen werden konnte auf ein Felsſtück nahe dem fürchterlichen Abgrunde welcher in jener Nacht ſeine Gefährtin ſo erſchreckt hatte, indem er Anna die ſich nicht mehr regte auf ſeinem Schoos behielt. »Scheint's doch als ob die Kleine in meinen Armen geſtorben wäre,« fuhr er lachend fort — »wird aber ſchon wieder zu ſich kommen! He Francesca, was drängſt Du Dich denn ſo hart an mich? Bedenke daß zwiſchen mir und dem gräßlichſten Tode nur ein Zwiſchenraum von ein paar Spannen liegt! — Erinnerſt Du Dich noch jener Nacht in welcher Dich hier der Schwindel ergriff? Wie Du da ſo kindiſch warſt und ſo kraftlos, daß Dich ein Lüftchen in dieſe ſchauerliche Tiefe hätte ſtürzen können. Aber ſo antworte doch und dränge mich nicht ſo! Was iſt Dir denn?« und er legte Anna neben ſich hin und ſprang raſch auf um zu ſehen ob Francesca nicht etwa abermals von einem ſolchen Schrecken ergriffen worden ſei wie damals.

Francesca ſtand gerade, mit einer gewiſſen Feſtig-

keit in ihrer ganzen Haltung vor ihm. Der weite Mantel war zum Theil von ihren Schultern gefallen und ließ ihre ganze ſchlanke Geſtalt erblicken. Sie ſchien heftig bewegt. Der halbgeöffnete Mund athmete hörbar, die Bruſt wogte in furchtbarer Bewegung und das Auge rollte ſo wild daß Homoray entſetzt zurückfuhr. Sie hielt den blanken Dolch krampfhaft in ihrer Fauſt und ſo erhoben als wollte ſie damit einen Stoß vollführen. Homoray ergriff ſie beim Arm und rüttelte ſie. »Was treibſt Du für tolles Zeug Francesca?« ſagte er mit ſtrengem Tone. »Gib mir den Dolch!«

Aber Francesca blickte ihn mit ſtieren Augen an und ſchleuderte das im Mondenſchein blitzende Meſſer mit aller Kraft von ſich in die Tiefe, indem ſie ſtatt einer Antwort ein helles Gelächter ausſtieß. Verwundert blickte ſie der Templer an. Allerlei Gedanken ſchienen plötzlich in ſeiner Seele aufzuſteigen welche ihn ſchaudern machten. »Komm Francesca,« ſagte er indem er Anna wieder ergriff und auf ſeine Arme hob, »laß uns dieſen Ort verlaſſen — er ſcheint auf Dich einen böſen Eindruck auszuüben.« Und mit dieſen Worten wendete er ſich wieder um ſeinen Weg fortzuſetzen. Aber Francesca drängte ſich ſo nahe an ihn daß er kaum vorwärts ſchreiten konnte. Sie befanden ſich an einer Stelle wo ſich der Pfad nahe der

Terraſſe auf welcher ſie eben Halt gemacht, um die ſchauerliche Felskluft wand und ſo ſchmal war daß man ihn nur mit der größten Vorſicht betreten konnte. Auf der einen Seite erhob ſich eine ſchroffe Wand, auf der andern war der Boden regellos abgeriſſen und es öffnete ſich ein Abgrund der ſich in ſchauerlicher Finſterniß verlor, und aus welchem wie Zähne aus dem Rachen eines Ungeheuers ſcharfe Felsklippen emporſtarrten. Der glatte Fels auf welchem man ging, war gegen den Rand des Abgrundes zu geneigt und gewährte jetzt um ſo weniger Halt, als ihn der reichliche Nachtthau befeuchtet hatte. An dieſer drohenden Stelle nun drängte ſich Francesca immer näher an ihren Begleiter und zwar ſo daß dieſer mit ſeinem Fuße beinahe über den Rand des Abgrundes hinaustreten mußte, dabei hatte ſie ihn an den Falten ſeines Mantels gepackt und zerrte mit aller Kraft an ihm. Homoray blieb ſtehen und ſtellte ſich möglichſt feſt. „Was drängſt Du denn — was zerrſt Du denn an mir, tolles Weib?“ fragte er unwillig und mit Argwohn indem er ſie dabei anblickte. Aber dieſer Blick zeigte ihm plötzlich die Gefahr in welcher er ſchwebte, — machte ihm plötzlich klar was er zu erwarten habe; denn Francesca's Augen rollten mit gräßlicher Mordbegier und ihre Miene wie ihre ganze Stellung zeigte wie ſie nichts anders beabſichtigte als Homoray ſammt dem Mädchen

in den Abgrund zu ſchleudern. Wie ein Blitz wich er ihrem Stoße aus — legte Anna auf den Boden und packte dann mit kräftigen Fäuſten das ſchreckliche Weib. »Das iſt es alſo Du Teufel in Menſchengeſtalt was Du willſt! den Weg willſt Du mich ſchicken! Laß doch ſehen wie Du Dich als Wegweiſer ausnimmſt!« Und mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft zog er ſie an den Abgrund hin. Beide rangen eine Weile. Kein Wort entfuhr ihren Lippen — nur ein entſetzliches Geſtöhne bezeichnete bei Homoray die Rachwuth und Kraftanſtrengung — bei Franceſca die gräßlichſte Verzweiflung und Todesangſt. Krampfhaft hatte ſie die Arme um ſeinen Hals geſchlungen — ihre Nägel drangen ihm tief ins Fleiſch — mit ihren Zähnen hielt ſie ſich an ſeinen Kleidern feſt, er brauchte lange bis er ſie abſchütteln konnte.

Endlich ließ ihre Kraft nach und ſie ſtürzte zu Boden. Ihr Körper hing über dem Abgrunde — ihre Finger klammerten ſich noch an den Felſen. Ein Tritt von Homoray's geharniſchtem Fuße raubte ihr dieſe letzte Stütze. Gräßlich gellte ihr Todesſchrei zwiſchen den Felswänden — ihm folgte ein ſchauerliches Brauſen, dann ein ſchwerer Fall, und der Tod hatte ſein Opfer verſchlungen. —

Wie Stimmen aus der Hölle drangen dieſe letzten Töne in Homoray's Ohren. Obwohl ſchon von man-

cher ſchlechten That beſudelt war doch dies der erſte Meuchelmord den er begangen. Entſetzt blickte er der Stürzenden nach — ſein Haar ſträubte ſich empor — ſein Geſicht bedeckte ſich mit kaltem Schweiß. Die Raſerei in welcher er die That begangen war ſchnell gewichen als ihn Francesca's Todesſchrei getroffen. Seine Sinne verwirrten ſich — eine furchtbare Angſt bemeiſterte ſich ſeiner. Er vergaß den Zweck welcher ihn an dieſen Ort geführt — er vergaß Anna welche weinend zu ſeinen Füßen lag — er vergaß alles was um ihm geſchah. Flucht war ſein einziger Gedanke, und kaum drang der Fall von Francesca's Körper aus der Tiefe herauf ſo rannte er wie ein Wahnſinniger den Berg hinab.

Aber nach wenigen Schritten ſchon blieb er wie eingewurzelt ſtehen, denn ein lauter Ruf drang ihm vom Fuße des Berges entgegen.

»Holla,« rief es, »was gibt's da oben — wer ſtürzte in die Felskluft!« — es war Eymo's Stimme. Ohne zu bedenken was er that wendete ſich Homoray und lief den ſteilen Pfad wieder hinan — bei Anna vorüber welche mit ſchwacher Stimme um Hilfe rief — bei der blutigen Leiche ſeines ſchlechten Genoſſen Pietro vorüber, immer weiter und weiter bis nahe an die Pforte der Burg. Hier ſtieß er plötzlich auf einige Knechte welche ihm entgegen kamen. Er hatte

es in ſeiner Todesangſt überhört daß der Wächter ins Lärmhorn geſtoßen, daß ſich die Pforte knarrend geöffnet. Kein Ausweg blieb ihm mehr offen. Da endlich erhielt er ſeine Faſſung wieder. Das Unerwartete, das Gräßliche ſeiner Lage hatte ihn mit einem Male nüchtern gemacht. Scheinbar unbefangen trat er den Knechten entgegen welche ihn mit forſchenden Blicken betrachteten. Er habe ſich überzeugen wollen wie es mit dem Tode des Wälſchen zugegangen — er habe ſeine Leiche ſehen wollen in der Lage wie man ſie gefunden — das war ungefähr die Rede welche er gegen ſie führte ohne daß ſie ihn dazu aufgefordert hatten. Aber eben dieſe unberufenen Erklärungen verbunden mit der Zerſtörung welche ſich in ſeinem ganzen Weſen kund gab, machten den Leuten die Sache verdächtig und ſie verabredeten ſich ſchnell durch Zeichen ihn nicht mehr aus den Augen zu laſſen. Ein Paar blieben alſo bei dem Templer zurück welcher ſich alle mögliche Mühe gab ſich von ihnen loszumachen, während die übrigen den Berg hinabſtiegen wo ſie der bekannte Ruf ihres Herrn zum Kommen aufforderte. Eymo war früher zurückgekehrt als er es ſich ſelbſt vorgenommen. Durch das auffallende Geräuſch auf dem Berge aufmerkſam gemacht und durch den Fall in die Felskluft erſchreckt eilte er den Berg hinan. Sein wiederholtes Rufen blieb unbeantwortet, er ge-

langte bis zu der Stelle wo Homoray die gräßliche That vollführt und Anna in ſeiner Todesangſt liegen gelaſſen. Verwundert über die Geſtalt welche er hier wimmernd am Boden liegen fand zog er das ſie verhüllende Tuch herab und wer malt ſein Erſtaunen, ſeinen Schrecken als er Anna's todtbleiche Züge entdeckte. Er riß ſein Hifthorn hervor und das ſeinen Leuten bekannte Zeichen um Hilfe ſchmetterte hell durch die Berge; dann löſte er raſch die Binden mit welchen des Mädchens Glieder umſchlungen waren. Anna fühlte ſich kaum befreit als ſie wieder zur Beſinnung gelangte — aber die an ſie gerichteten Fragen Eymo's vermochte ſie nicht zu beantworten, ſo ſehr hatte ſie der Schreck ergriffen. Mit Hilfe der herbeigeeilten Knechte brachte er ſie erſtaunt und entſetzt an Pietro's Leiche vorbeiſchreitend bis zur Pforte der Burg hinan wo noch immer Homoray von den Knechten zurückgehalten ſtand. Kaum erblickte ihn Eymo, als ihm plötzlich die ganze Lage der Dinge klar wurde. »Den haltet mir feſt in Gewahrſam,« rief er den Knechten zu, »entwaffnet ihn und tragt Sorge daß er uns nicht entrinne!«

»Was fällt Dir bei,« antwortete Homoray, welcher ſeine Keckheit wieder erlangt hatte. »Wer gibt Dir das Recht mich gefangen zu halten! Laß mich meine Wege ziehen, ich habe mit Dir nichts zu ſchaf=

ſen, der Du das Gaſtrecht ſo ſchändlich verletzteſt!« —

»Auf das Gaſtrecht haben nur ehrliche Männer Anſpruch und nicht Schurken,« antwortete Cymo kurz, »fort mit ihm und handelt nach meinem Befehle!« —

Während dieſen Begebenheiten welche zum Theile viel ſchneller vorüberzogen als ſie hier erzählt zu werden vermochten, war Mechtild ebenfalls von der Thurmterraſſe in die Schlafkammer hinabgeſtiegen. Auch ſie war wie Anna im Gedanken an ihren armen Vater eingeſchlummert und hatte daher keine Ahnung von dem was indeſſen mit ihrer unglücklichen Freundin vorging — hatte keine Ahnung davon daß dieſer Schlummer ihre Bruſt vor dem ſcharfen Meſſer des Mörders geſchützt. Unbefangen kehrte ſie nun als ſie erwacht war in ihr Kämmerlein zurück, mit vorſichtigen, leiſen Tritten um die Freundin nicht zu wecken welche ſie längſt im Schlafe glaubte. Nachdem ſie die Kammer erreicht und die Thür zur Terraſſe geſchloſſen entkleidete ſie ſich und zog dann die Vorhänge ihres gemeinſchaftlichen Lagers zurück, nichts anders erwartend als hier die Freundin im ſüßeſten Schlummer verſunken zu finden — wie groß aber war ihr Erſtaunen als ſie das Bett leer, ja noch nicht einmal berührt fand. »Der iſt es gewiß ſo ergangen wie dir ſelbſt,« ſagte ſie für ſich lächelnd, »und ſie ſchlum-

mert auf irgend einem Stuhle der äußern Kammer.« — Leiſe öffnete ſie die Thür und blickte hinaus aber das Blut drängte ſich zu ihrem Herzen, ſie ſah Anna nicht. Sie durcheilte nochmals beide Stuben — ſie ſuchte in allen Winkeln — ſie rief mit vor Angſt erſtickter Stimme wiederholt Anna's Namen — umſonſt, alles blieb leer und ſtumm. Noch Eins war möglich — Anna konnte auf die Terraſſe zurückgekehrt dort eingeſchlummert, und von ihr nicht bemerkt worden ſein, und dieſer Gedanke verſetzte ſie in eine ſolche Spannung, daß ſie ſich kaum Zeit ließ einen Mantel überzuwerfen, und ſie lief baarfuß wie ſie eben war die Treppe hinan. Mit einer Todesangſt welche ihr die Zähne zuſammenſchlug und ihr kaum Kraft ließ ſich aufrecht zu erhalten, rief ſie auf der Terraſſe angelangt abermals Anna's Namen — aber Alles blieb ſtumm — das laute Strömen der Luft der einzige Laut den ſie vernahm. — Und wieder ſtürzte ſie in bebender Eile die Treppe hinab in die Schlafkammer — und wieder durchſuchte ſie das Lager und jeden Winkel der Stube — und wieder rief ſie zitternd unzählige Mal Anna's Namen ohne ein anderes Reſultat als früher. Sie rüttelte an der äußern Pforte — ſie war feſt verſchloſſen; ſie unterſuchte die Fenſter — Alles ſo wie früher. Endlich wich die furchtbare Spannung in welcher ſich ihre Nerven, ihre

Geiſteskräfte befanden, und ſie ſank bewußtlos auf die Schwelle der äußern Pforte hin.

In dieſem Zuſtande fand ſie Eymo als er mit der geretteten Anna eintrat nachdem die Thür eingeſprengt worden war. Mit aller Sorgfalt ſuchte man ſie zum Bewußtſein zurückzurufen; wozu natürlich Anna, welche ſich mittlerweile ziemlich erholt hatte, das Meiſte beitrug. Wer malt das Entzücken beider Mädchen, als Mechtild die Augen aufſchlug und ſich in den Armen der Freundin fand. Laut ſchluchzend hielten ſie ſich feſt umſchlungen als wollten ſie damit eine erneuerte Trennung verhindern.

Auf ein Zeichen Eymo's hatten ſich alle Herbeigekommenen aus der Stube entfernt. Er allein war zurückgeblieben und betrachtete die beiden unglücklichen und in dieſem Augenblicke doch ſo überglücklichen Mädchen mit tiefer Rührung. Als ſich aber ihr Weinen etwas geſtillt hatte, begann er mit bewegter Stimme: »Ihr ſeid der Spielball ſchlechter Menſchen geweſen Gräfin Anna, ſo wie ich ſelbſt — aber das Ende Eurer Mißhandlung iſt gekommen, und was mich auch erwarten ſollte, ich ſelbſt werde Euch den Eurigen zurückgeben. Ihr aber Mechtild ſollt den alten ehrlichen Hanns Poſchacher — ich meine Euren Vater — morgen ſchon ſehen, und es wird ihm überlaſſen bleiben ob er Euren Aufenthalt hier, jedoch bei

vollkommener Freiheit theilen, oder mit Euch in die Neuſtadt heimkehren will. Bis dahin muß ich Euch ſtreng bewachen laſſen — nicht um Eure Freiheit zu beſchränken, wohl aber um Euch vor neuen Angriffen Eurer Feinde zu ſchützen.

IX.

Wir haben bereits geſehen wie Herr Berthold von Emmerberg und Wolf Königsberg bald nachdem ſie jene intereſſante und für Letztern ſo hoffnungsreiche Unterredung mit dem alten Taufers gehabt, die Neuſtadt verließen und ſich ſchleunigſt auf ihre Burgen begeben, mit der Verabredung ſich ſo bald als möglich auf Emmerberg zu finden um von da aus die Nachforſchungen um beide geraubte Mädchen zu unternehmen.

Gleich außerhalb des Neunkirchnerthors wo man noch allenthalben die fürchterlichen Spuren des feindlichen Lagers und der auf die unbezwingbare Neuſtadt unternommenen Stürme gewahrte, trennten ſich Beide nach einem herzlichen Händedruck und jeder ritt, gefolgt von einer tüchtigen Schaar bewaffneter Knechte dem Orte ſeiner Beſtimmung zu.

Noch ehe ſie die Neuſtadt verließen gingen ſie zu Hanns Poſchacher hinauf. Sie fanden ihn wie immer in jener traurigen Stimmung in welcher er an nichts Antheil nahm was um ihn her vorging. Der Schmerz und der Kummer hatten auf ſeinem Körper ſchreckliche Spuren zurückgelaſſen. Aus dem alten aber noch immer kräftigen Manne war ein welker lebensmüder Greis geworden, der weder Freude noch Schmerz empfand, der für alles abgeſtumpft ſchien, was ihn berührte. Still und müßig ſaß er in dem Lehnſtuhl welchen ſonſt Mechtild eingenommen wenn ſie des Abends dem Vater vorlas und hielt ſeine Augen ſtarr auf einen Punct gerichtet während ſeine Finger gedankenlos in dem großen Buche blätterten das vor ihm auf dem Tiſche lag. Auf ſeinem bleichen Geſichte waren tiefe Falten entſtanden und ſeine Haare ſchienen bedeutend weißer als früher. Er vernachläſſigte ſeinen Anzug und ſelbſt der an der Wand hängende Harniſch und die daneben lehnende gewichtige Partiſane ſchienen ſeit dem letzten Kampfe den er mit den Ungarn in jener fürchterlichen Nacht beſtanden nicht mehr rein geputzt worden zu ſein, denn vielfältige Roſtflecke bedeckten ihr ſonſt ſo ſpiegelblankes Eiſen. — Man ſah, wie ihm mit ſeinem Kinde — denn dieſes war und blieb es ſeinem Herzen immer — ein großer Theil ſeiner Lebenskraft geraubt worden und daß

ihm die Hoffnung mangelte dieſe jemals wieder erſetzt zu ſehen.

Berthold und Wolf nahten ſich ihm mit alter Freundſchaft, aber er ſchien es kaum zu bemerken. Sie glaubten ihn durch die Nachricht, daß ſie auf dem Wege Mechtilden aufzuſuchen ſeien, aus ſeiner Lethargie aufrütteln zu können — allein ein ſchmerzlicher Blick den er auf ſie richtete, ein bitteres Lächeln und ein Schütteln mit dem matten Haupte welches ſo viel ſagte als daß er an jeder Hoffnung verzweifle, war die einzige Antwort die ihren freundlichen Worten wurde. Aufs Tiefſte erſchüttert verließen ſie ihn.

Herr Berthold zog alſo mit ſeiner kleinen bewaffneten Schaar welche ihm in einiger Entfernung folgte gegen die Berge wo ſein liebliches Emmerberg lag, das er nun ſchon ſo lange nicht geſehen hatte. Seine Schweſter ſollte erſt folgen wenn er ihr Nachricht gab daß es mit Sicherheit geſchehen konnte. Er war in tiefen Gedanken verſunken. Das Ehmals und die Gegenwart lagen vor ſeinem Geiſte aufgerollt, und trauernd erblickte er auf dieſer weiten Tafel mehr düſtere Flecken als Lichtpuncte. Seine Erinnerung ſtieg weit in das längſt entſchwundene Feld ſeiner Jugend hinab wo ihm eine kurze Weile das Leben ſo roſig entgegengeleuchtet. All' die holden Bilder ſtiegen wieder vor ſeiner Seele auf welche ihn damals glückver-

heißend umgaukelten und welche dann ſo plötzlich ein böſer Hauch des Schickſals für immer vernichtete. — Er hatte ein langes, thatenreiches Leben gelebt — das Glück, wie es wenigſtens die Menge nennt, hatte ihn emporgeriſſen zu einer Höhe nach welcher Tauſende ſtreben ohne ſie zu erreichen. Reichthum, Ehre, Kriegsglück — Alles ward ihm freigebig geboten, nur das Eine nicht nach welchem er ſich überall ſehnte, der Seelenfrieden. Wenn auch alles um ihn glänzte und flimmerte und die Menge ihn um dieſen Flitter beneidete ſo durchzog ſein Inneres eine Todeskälte die ihm das Herz erſtarren machte, die ihm ſagte daß wahres Glück für ihn nur ein leerer Schall war — nur ein Stern der ihm mit hellen freundlichen Strahlen vom nächtlichen Himmel entgegenblickte, ohne daß er ihn jemals zu erreichen hoffen durfte. Konnte er auch für Augenblicke das herbe Schickſal vergeſſen welches ſich unlösbar an ſein Daſein gekettet — vermochte er ſich auch für Augenblicke ſelbſt zu betrügen und der Gegenwart ein Kleid zu leihen welches ihre düſtere Geſtalt bedeckte: ſo kehrte doch bald darauf das Bewußtſein um ſo greller zurück und ſchleuderte ihn ſchonungslos in das froſtige Reich ſeiner Erinnerung. Alles was ihm im Leben noch Liebes und Gutes begegnete, löſchte bald dieſe Erinnerung an eine Vergangenheit welche ihn um ſein ganzes Lebensglück betrogen, ihm für

immer den Frieden der Seele geraubt, weil er darauf ſein ganzes Hoffen geſetzt, weil er damit eine Schuld auf ſeine Bruſt geladen die zu ſühnen er nie mehr vermochte.

Was einſt der Templer Homoray auf dem Jagdritte nach Schrattenſtein Königsberg erzählte ſtimmte bis zum Ende ziemlich mit der Wahrheit überein. Herr Berthold gerieth wirklich mit Eymo's Vater wegen ſeiner Schweſter in jene traurigen Conflicte welche ſie von Buſenfreunden und Waffenbrüdern zu den erbittertſten Todfeinden verwandelten. Auch was im Munde des Volkes ſpäter als Sage lebte war nicht ohne Grund. Herr Berthold war zwar mit ſeinem ehmaligen Freund für immer entzweit, aber dies hatte auf ſeine Liebe zu deſſen Schweſter keinen Einfluß im Gegentheile blieben ſie in immerwährender geheimnißvoller Verbindung welche durch ein paar vertraute Diener unterhalten wurde. Wenn Chriſtof von Schrattenſtein auf der Jagd oder ſonſt wo abweſend war ſo fanden ſich die beiden Liebenden in einer Hütte im Walde, und verlebten hier die glücklichſten Stunden.

Der Bruder ahnete nichts davon. Seine Unterthanen liebten ihn nicht, denn ſein Benehmen gegen ſie wurde immer kälter und härter. Sie konnten es ihm niemals verzeihen daß er die Verbindung ſeiner Schweſter mit Herrn Berthold, welche man beide in der

ganzen Umgegend anbetete, nicht zugelaſſen; kein Wunder alſo daß man den beiden Liebenden allen möglichen Vorſchub leiſtete, während man ihn in gänzlicher Unwiſſenheit ließ. Das Ende davon war daß das Mädchen in eine heimliche Verbindung willigte welche auch wirklich mit Hilfe von Bertholds Burgcapelan zu Stande kam, und deren nächſte und natürliche Folge die Flucht aus Schrattenſtein war. Aufs höchſte beglückt empfing Berthold ſein geliebtes Weib während einer längern Abweſenheit ihres Bruders an dem Orte ihrer gewöhnlichen Zuſammenkünfte, und führte ſie in das für ſie aufs ſorgfältigſte eingerichtete Aſyl.

Auf Emmerberg durfte er ſie gegenwärtig noch nicht führen um das Geheimniß ſicherer zu bewahren und den Bruder nicht zu Schritten aufzuſtacheln welche ihnen Allen verderblich werden mußten. Durch den Herzog welcher ihm ſehr gewogen war wollte er die Gültigkeit ihrer Ehe und das Recht erlangen ſein Weib trotz den Einſprüchen ihres leidenſchaftlichen Bruders öffentlich anerkennen zu laſſen. Bis dahin hielt er ſie in einem ſeiner weiten Forſte verborgen wo er ein kleines Jagdhaus beſaß und für dieſen Zweck herrichten ließ. Der daſelbſt wohnende Förſter war ſein Geſchöpf — er hatte ihm mit ſeinem Weibe aus dem äußerſten Elende bis zu dieſen einträglichen Poſten verholfen und wußte ihn alſo durch Dankbarkeit an ſich geket-

tet. Ihm übergab er ſein inniggeliebtes Weib und brachte bei ihr unter dem Vorwande der Jagd ſo viele Zeit zu als ihm nur die Sicherung des Geheimniſſes und ſeine Dienſte als Miniſteriale des Herzogs erlaubten. War er längere Zeit abweſend, was zu ſeiner tiefen Betrübniß manchmal der Fall ſein mußte, ſo wurde ſein treuer Hartneid mit einigen vertrauten Knechten in das Jagdhaus oder wie es Herr Berthold im Scherze gerne nannte in ſeine Hütte im Hartwalde geſendet um dort ſein liebes Weib zu beſchützen. —

Mehrere Monate waren ſo vergangen während welchen Berthold ſich unausſprechlich glücklich fühlte. Die ſtürmiſchen Zeitverhältniſſe welche damals das arme Öſterreich wie noch lange nachher blutig drückten, machten es bisher unmöglich die Anerkennung ſeiner Ehe zu betreiben. Doch was kümmerte das die beiden liebenden Gatten welche nur ihrem Glücke lebten und in der allgemeinen Zuneigung ihrer Unterthanen eine vollkommene Sicherheit gegen etwaigen Verrath und Verfolgungen des Herrn von Schrattenſtein genoſſen. Und am Ende, wenn wirklich ihr Geheimniß gelüftet werden, und die ſtille Hütte im Hartwalde kein ſicheres Aſyl mehr bieten ſollte, ſo blieb doch noch immer der Schritt übrig ſich nach Emmerberg ſelbſt zu ziehen und hinter deſſen feſten beinahe unbe-

zwingbaren Mauern dem rachedürſtenden Bruder zu trotzen.

Indeſſen kam die Zeit immer näher gerückt wo Bertholds geliebte Hausfrau Mutter werden ſollte — ein Augenblick welchen beide mit ſtiller Sehnſucht erwarteten. Berthold wollte ſich zu dieſer Zeit unter dem Vorwande einer größern Reiſe gänzlich in das Jagdhaus ziehen um ja gewiß das erſte Lallen des Weſens das er erzeugt zu vernehmen. Aber wie es ſo oft geſchieht daß man ſeine liebſten Pläne durch die Tücke des erbarmungsloſen Geſchicks vernichtet ſieht, war es auch hier der Fall. Statt dem ſanften Rufe ſeines liebenden Herzens folgen zu dürfen, rief ihn die eiſerne Pflicht in den Kampf. Ein Einfall der Böhmen mußte mit bewaffneter Fauſt zurückgewieſen werden, und dazu rief der Herzog alle ſeine Vaſallen bei Eid und Pflicht auf. Was war zu thun — Berthold mußte Folge leiſten oder ſich den gerechten Zorn ſeines Herrn auf das Haupt laden der ihn dann noch dazu der Hoffnung beraubte die Angelegenheiten ſeiner Ehe begünſtigt zu ſehen.

Er mußte ſich alſo losreißen von ſeinem lieben Weibe — losreißen in einem Augenblicke, wo er für die Gunſt bleiben zu dürfen ein halbes Leben gegeben hätte.

Wir überlaſſen es dem Leſer ſich den Schmerz bei-

der Gatten auszumalen. Berthold ſollte zwar tröſten, ſollte männlichen Muth zur Schau tragen, aber wie vermochte er dies, deſſen eigenes Herz unter dem bitterſten Kummer zu brechen drohte. Zwar äußerte er die Hoffnung daß die Fehde bald vorübergehen dürfte, daß er noch früher heimkehren würde als der verhängnißvolle Moment erſchien; allein dies war nur Selbſtbetrug, denn ihm wie jedem andern war es nur zu wohl bekannt wie ſolche Einfälle der Feinde gewöhnlich noch andere hervorriefen — wie ſich in ſolchen Gelegenheiten meiſtens Fehden an Fehden knüpften. — Nach einem herzzerreißenden Abſchiede alſo trennte ſich Berthold. Der Arme ahnte es nicht als er ſein Weib an die Bruſt preßte daß es das letzte Mal ſein ſollte — er ahnte nicht welchen Einfluß dieſe Trennung auf ſein ganzes übriges Leben ausüben mußte! — Sein höchſtes Vertrauen war auf den treuen Hartneid geſetzt — ihm übergab er ſein jammerndes Weib — ſeinem Schutze vertraute er ſein Kind wenn es eher zur Welt kommen ſollte als er zurückkehrte — ihm gab er die gemeſſenſten Anordnungen wenn ſich etwas Unerwartetes zutragen ſollte und verwies ihn dabei an ſeine Schweſter welche auf ihrem Witwenſitz Hohenberg hauſte. So ſchied er ziemlich beruhigt, wenn auch nicht ohne tiefen Schmerz. —

Beinahe ein Monat war vergangen ohne daß Ber-

thold den Weg zur Heimat antreten konnte. Die erſte Zeit ſeiner Abweſenheit erhielt er häufige Botſchaft von Hartneid über den Stand der Dinge im Hartwalde — Alles ſtand gut und verhieß Glück. Selbſt wegen Anerkennung ſeiner Ehe vermochte er mitten im wilden Getümmel des Kriegslebens mit dem Herzoge zu ſprechen, und erwarb ſich durch ſeine Tapferkeit deſſen Verſprechen die Sache zu ordnen ſo bald nur der Friede zurückgekehrt ſein würde. — Aber je weiter ihn der Kampf gegen die Grenzen Böhmens führte, je weiter er ihn von ſeiner lieben Heimat entfernte, deſto ſeltener trafen die immer ſehnlichſt erwarteten Nachrichten ein, und blieben endlich ganz aus. Berthold war in großer Beſorgniß — obwohl er das Nichteintreffen der Boten den obwaltenden Kriegszuſtänden zuſchrieb, ſo konnte er doch nicht die Angſt unterdrücken welche ihr Ausbleiben in ſeiner Bruſt erregte. Mit einer unausſprechlichen Sehnſucht ſah er alſo dem Ende der Fehde entgegen welches bald zu erſcheinen verſprach, und kaum war dies wirklich erfolgt als er, ſich von allen Siegesfeſten losſagend, mit beklommenem Herzen ſeiner Heimat zueilte. —

Bald war er in Emmerberg angelangt. Er ſendete ſein Gefolge zur Burg hinauf und eilte mit zitterndem Herzen allein, auf den ihm bekannten Wegen

zu der Hütte im Hartwalde wo der Inbegriff ſeines ganzen Lebensglückes weilte. — Schon erblickte er das kleine Giebeldach — ſchon glänzte ihm ſein weißes Gemäuer aus dem dunklen Laube freundlich entgegen. Er blieb ſtehen um ſich zu ſammeln. Sein Weib mußte bereits Mutter ſein — er wollte ſie überraſchen. — Doch nein, das konnte zu gefährlich ſein. Er wollte ſich leiſe hinzu ſchleichen, Hartneid herausrufen laſſen, ihn befragen, durch ihn die junge Mutter auf ſein Erſcheinen vorbereiten laſſen — er wollte — Gott was wollte er in dieſem Augenblicke nicht Alles, und vermochte ſich doch nicht von der Stelle zu bewegen, ſo ſehr hatte die Freude, die Erwartung, die Beſorgniß, das Glück ſeine Kraft gelähmt! — Endlich hatte er ſich gefaßt — mit zagenden Schritten und pochendem Herzen nahte er ſich der kleinen Pforte die er in ſo mancher glücklichen Stunde betreten — ſie war verſchloſſen — ja es ſchien ihm ſogar als ſei ſie bereits lange verſchloſſen geweſen; aber er war zu glücklich, zu ſehr mit der Wonne des Wiederſehens beſchäftiget als daß er darauf ein beſonderes Gewicht legen ſollte und ſo gab er denn das den Bewohnern ſo wohl bekannte Zeichen mit dem eiſernen Klopfer. Alles blieb ſtumm — unerwiedert verhallten die Schläge in dem gewölbten Raume welcher an die Pforte ſtieß. Dies machte ihn aufmerkſam — der

Schrecken durchzuckte ſeine Bruſt und trieb ihm das Blut zum Herzen. Was ſollte das bedeuten? Er klopfte ein zweites, drittes Mal — Alles blieb ſtumm wie früher, nur daß die Schläge des Hammers an den ſchweren Eichenpfoſten nachhaltiger durch die Räume des Gebäudes fuhren. Nun ergriff ihn eine wahre Todesangſt welche ihm das Blut aus den Wangen trieb und die Haare emporſträubten. Zitternd, kaum fähig einen Laut aus der krampfhaft zuſammengezogenen Bruſt hervorzuſtoßen, rief er dennoch einige Mal Hartneids und des Förſters Namen — dann lief er wie ein Wahnſinniger rings um das Haus — alle Läden waren geſchloſſen, keine Spur des Lebens zu ſehen. Wieder an der Pforte angekommen, ſtieß er ſelbe mit ein paar kräftigen Fußtritten auf und ſtürzte in das Innere des Gebäudes — hohl klangen ſeine Tritte in den verödeten Räumen. Er eilte zuerſt zu den Gemächern ſeines Weibes — ſie waren ſorgfältig in der frühern Ordnung erhalten aber leer und die dumpfe Luft welche ihm aus ihnen entgegen wehte bewies ihm daß ſie längere Zeit nicht mehr bewohnt wurden. Er ſtürzte zu der Wohnung des Förſters — die Thüren ſtanden halb geöffnet — die Stuben zeigten daß ſie ihre Bewohner verlaſſen. — Ohne es begreifen zu können, was die Urſache dieſer Veränderung ſei — ohne ſeinen Gedanken eine beſtimmte

Richtung geben zu wollen verließ Berthold auf den Flügeln der tödtlichſten Angſt das Gebäude um nach Emmerberg zurückzueilen; kaum war er aber einige Schritte von der Pforte entfernt als er plötzlich zwiſchen den Bäumen die Geſtalt Hartneids erblickte der mit geſenktem Haupte und thränenfeuchten Augen da ſtand. Ihn erblicken und auf ihn zuſtürzen war die Sache eines Moments. »Wo,« rief ihm Berthold zu — er vermochte kein zweites Wort hervorzubringen. »Dort!« antwortete Hartneid mit dem Tone der Verzweiflung und wies auf einen friſchen Grabhügel welcher ſich zwiſchen zwei ſchlanken Fichten erhob. — Mit einem Schrei des Entſetzens ſah der unglückliche Gatte darauf hin — dann ſanken ihm die gefalteten Hände kraftlos herab, und ohne einen Laut von ſich zu geben, leichenblaß und ſtarr blieb er wie an den Boden gewurzelt ſtehen. Nur ein paar Thränen welche ſich langſam aus den Augen löſten und über die bleiche Wange in den Bart rollten gaben das Zeichen daß in dieſem ſtarren Körper noch Leben wohne. —

Bertholds Kraft war von dieſem Augenblicke an für lange Zeit gebrochen. Sein Leben ſchien einen Abſchnitt erlitten zu haben welcher einen ganz andern Menſchen aus ihm gemacht. Er blieb ſtill und verſchloſſen — er nahm weder an Freude noch an Schmerz Antheil — er ließ ſich nirgends erblicken wo fröhliche

Menſchen zur Luſt und Freude zuſammenkamen und wo er früher nie gefehlt — er zog mit fürchterlichem Ernſte in den Kampf, war tapfer wie immer, ſuchte die größten Gefahren auf, wies aber jede Anerkennung, jedes Siegeszeichen gleichgiltig von ſich ab. — Von Hartneid ließ er ſich nur einmal den Tod ſeines Weibes beſchreiben. Sie war unmittelbar vor ihrer Entbindung geſtorben. Niemand wollte ſie auf ihrem Sterbelager ſehen als Hartneid und den Capelan von Emmerberg der ſie einſt mit Berthold getraut. Ihnen übergab ſie ihre letzten Grüße an den Gatten. —

Bertholds Schmerz milderte ſich zwar mit der Zeit, konnte aber niemals gänzlich ſeiner Bruſt entweichen, wie wir einige Mal im Laufe dieſer Erzählung geſehen. Als ein ſanfttröſtender Engel erſchien ihm ſeine Schweſter Margareth welche er innig liebte und die fortan auf Emmerberg blieb. Sie brachte ihn endlich dahin daß er wieder an der Welt Antheil nahm und nur gewiſſe Stunden des Trübſinnes welche ihn zuweilen mit ungeheurer Heftigkeit ergriffen, vermochte ſie nicht zu bekämpfen. —

Die Hütte im Hartwalde ließ er niederreißen und an ihrer Stelle eine Capelle über ſeiner Gattin Grab ſetzen. Er wollte zwar ihren Leichnam aus der Erde nehmen und auf Emmerberg ſelbſt beſtatten laſſen, aber deſſen widerſetzte ſich Hartneid mit aller Kraft und mit

Gründen denen ſein Herr nichts entgegenzuſetzen vermochte. Auffallend blieb es ihm jedoch daß er bei ſeiner Rückkunft den Förſter mit ſeinem Weibe nicht mehr fand; allein anfangs war ſein Schmerz zu groß um dieſen Umſtand zu beachten, und ſpäter ſchrieb er ihn der Angſt zu welche dieſen Mann bei dem ſo plötzlichen Hintritte ſeiner Herrin ergriffen haben mochte.

Alle dieſe Erinnerungen traten vor Bertholds Seele als er den eintönigen Weg zwiſchen der Neuſtadt und Emmerberg hinzog, und zwar ſo lebhaft als ob er jene traurigen Begebenheiten erſt in der letzten Vergangenheit verlebt hätte. Dabei beſchlich ihn jener furchtbare Trübſinn welchem er manchmal ausgeſetzt war und welchen jetzt durch längere Zeit die raſtloſe Thätigkeit zu der ihn die beſtändigen Kämpfe aufſtachelten wohlthätig verſcheucht hatte; und nebſt dieſen eine gewiſſe dunkle, unerklärbare Ahnung als erwarte ihn in der nächſten Zukunft Etwas, das mit jenen längſt entflohenen Begebenheiten in irgend einer Beziehung ſtehe. — War es die Einſamkeit welche ihn auf der weiten, theilweis bewaldeten Heide umgab — denn ſein Begleiter war weit hinter ihm geblieben, ſo daß er ihre Huftritte nicht mehr wahrnehmen konnte — waren es die Begebenheiten der letzten Zeit mit den beiden geraubten Mädchen, welche ihm einige Erinnerungen erweckten — war es die Macht dieſer

Erinnerungen ſelbſt und die geheimnißvollen Verbindungen zwiſchen Hartneid und Mechtildens Vater von denen ihm ſchon im Beginnen der Belagerung Frau Margareth geſprochen — kurz ein gewiſſes unbekanntes Etwas regte Ahnungen in ſeiner Bruſt auf, und er vermochte ſich ihrer nicht zu erwehren trotz aller Vernunftgründe welche er ihnen entgegen zu ſetzen ſuchte, ja ſie wurden immer heftiger je mehr er ſich Emmerberg nahte; und als er endlich deſſen altergraues Gemäuer über die Felsriffe und zwiſchen den ſchlanken Stämmen der Föhren hervorſchimmern ſah, ergriff ihn eine ſolche Ungeduld daß er es kaum erwarten konnte die heimatliche Schwelle zu betreten. —

Endlich war er angelangt. Der Thurmwart blies eine fröhliche Fanfare, die Zugbrücke raſſelte herab und mit ein paar muthigen Sätzen ſprengte ſein tüchtiges Schlachtroß in den wohlbekannten Hofraum. Hier ſtürzte das ganze Burggeſinde, die ganze zahlreiche Beſatzung mit einem lauten Freudengeſchrei dem geliebten Herrn entgegen. Auf allen Geſichtern malte ſich eine herzliche Freude und ſelbſt Bertholds Jagdhunde ſprangen mit lautem Geheul und Geſchrei zu ihm empor noch ehe er den Fuß aus dem Steigbügel zu ſetzen vermochte.

Dieſer herzliche Empfang zeigte eine ſolche wahre Anhänglichkeit, eine ſo unverhohlene Freude des Wie-

derſehens daß Berthold darüber die trüben Erinnerungen vergaß welche ihn auf dem ganzen Wege bitter gequält — daß ihm ſelbſt jenes Gefühl von Ahnung entſchwand welches ihn mit unzügelbarer Haſt in ſeine Heimat getrieben. — Freundlich grüßend winkte er allen zu, redete mit Jedem ein paar Worte und befeſtigte durch dieſe liebvolle Aufmerkſamkeit das Band nur noch mehr das ihn und ſeine Unterthanen umſchlang. — Plötzlich ſchwieg er betroffen. Sein Auge durchlief forſchend die verſammelte Menge. Er vermißte Einen welcher ſich bei ſolchen Gelegenheiten immer an der Spitze aller Übrigen befand und von ihm auch an dieſem Platze jedesmal erwartet wurde. »Wo iſt Hartneid?« rief er mit ängſtlich fragendem Tone. Alles ſah ſich um; Niemand wußte Beſcheid zu geben; Jeder ſchien ſo wie Herr Berthold erſtaunt den älteſten Diener des Hauſes den ſein Herr mehr wie einen Freund behandelte, dem er die Burg während ſeiner Abweſenheit übergeben hatte, nicht unter denjenigen zu erblicken welche dem geliebten Herrn ihr Willkommen entgegenriefen. Berthold war wirklich betroffen als er auch auf ſeinen Ruf nicht erſchien. Seine Ahnung erwachte wieder. Sollte dieſes ihr Grund ſein? — Er trat ſtill in das Haus, die Treppe hinauf, in ſeine Stube — Hartneid erſchien noch immer nicht. In quälender Beſorgniß ging er auf und

nieder — allerlei Ideen durchkreuzten ſein Gehirn. Hartneids Abweſenheit konnte eine ganz zufällige ſein — mochte vielleicht keinen beſondern Grund haben — und dennoch konnte er ſich der Beſorgniſſe darüber nicht erwehren. —

Endlich weckte ihn ein leiſes Geräuſch an der Pforte aus ſeinen Träumen. Er blickte hin, die Pforte öffnete ſich und Hartneid trat herein. Mit einem Ausruf der Freude wollte er ihm entgegen gehen — aber der Laut erſtarb auf ſeinen Lippen, der Fuß blieb wie an den Boden gewurzelt. Das war nicht mehr Hartneid, der gemüthliche, ſtillheitere Alte — das war nur ſein Schatten — der Schatten eines Greiſes der von Gram und Gewiſſensbiſſen gefoltert der Gruft entſtiegen und zur Sühnung einer entſetzlichen Schuld wieder aus der ewigen Ruhe geriſſen noch unter den Lebenden wandeln mußte. Das Haupt auf die Bruſt geneigt, den Nacken gebeugt, die glanzloſen Augen auf den Boden geheftet, die krampfhaft gefalteten Hände herab geſunken, ſo ſtand er da wie ein armer Sünder welcher aus dem Munde des Richters ſein Todesurtheil zu vernehmen erſchien. Die bleichen Wangen tief eingefallen, die Stirne voll tiefer Runzeln, die Augenlieder ſchmerzlich zuckend als könnten ſie das Licht des Tages nicht vertragen, die ſchlaffen und blaſſen Lippen bebend als verſuchten ſie umſonſt das Be-

kenntniß eines Verbrechens hervorzuſtammeln, ſo bot Hartneid ein wahres Bild des Jammers, der ihn bis ins Innerſte ſeiner Seele zu erſchüttern ſchien. —

Berthold von Emmerberg war von dieſem Anblicke tief ergriffen. »Hartneid,« rief er und ſchlug entſetzt die Hände zuſammen, »was iſt Dir — biſt Du krank Alter?« —

Hartneid nickte ſchmerzlich mit dem matten Haupte. »Krank Herr? — Ja wohl krank, aber nicht krank am Leibe — krank an der Seele!« ſagte er mit bitterm Tone; dann aber mit einiger Verwunderung das Auge auf ſeinen vor ihm ſtehenden Herrn richtend ſetzte er ſchnell hinzu: »hat Euch Luitpold meinen Auftrag ausgerichtet?« —

»Luitpold?« entgegnete Berthold erſtaunt. »Ich habe ihn nicht geſehen ſeit ich ihn wegen des gefangenen Königsberg, noch vor dem Einfalle der Ungarn, nach Pitten ſandte.« —

»Wie, Luitpold war nicht bei Euch?« ſagte der Alte heftig erſchreckt. »Luitpold kam nicht zu Euch vor wenigen Tagen, von hier aus, mit einem Auftrage von mir?« —

»Du erſchreckſt mich Alter — was willſt Du mit Luitpold? Es iſt wie ich Dir ſagte: ich ſah ihn ſeit ein paar Monaten nicht.« —

»Auch das noch — auch das noch! Gott ſteh mir

bei!« jammerte Hartneid mit herzzerreißendem Schmerz; dann faßte er ſich ſchnell, und ein Schein der Hoffnung flog über ſein Geſicht, eine Art von Freude als ob er ſich durch dieſen Umſtand vor einem großen Unglücke gerettet wüßte; aber ſchnell wieder verſchwand dieſer plötzlich entſtandene Hoffnungsſchimmer. Er ſchüttelte das Haupt und mit einem unendlich bittern Lächeln fuhr er fort: »Nein, nein, ſo darf es nicht ſein! Alter Thor, der ſich ſelbſt betrügen will! Feigling der ſich an einen ſchwachen Halm klammert um dem Bekenntniſſe ſeiner Schuld zu entgehen! ..... Herr wie ſoll ich beginnen! Ach wäre nur Luitpold zu Euch gekommen, ſo würdet Ihr jetzt reden. Ihr würdet mir das Wort aus der Bruſt preſſen welches ich nicht auszuſprechen weiß! — Herr wie ſoll ich zu Euch reden — welche Worte ſoll ich dem Bekenntniſſe leihen das mir lange ſchon auf der Seele brennt; das kein Gebet davon zu wälzen, kein Vernunftgrund zu betäuben vermochte — das mich quälte und marterte, wie nur ein Menſch auf dieſer Erde gemartert werden kann— das mich den Tag über nicht ruhig ſein und in der Nacht nicht ſchlafen ließ — jenes furchtbare Bewußtſein der Schuld das ich wie eine Laſt mit mir herumſchleppe, während es unausgeſetzt mit giftigen Biſſen an meiner Seele nagt — das mir Euern Zorn gleichgiltig, das mir Eure Liebe zum Fluche machte!« und

laut ſchluchzend mit krampfhaft gefalteten Händen und emporgehobenen Armen ſtürzte der Greis auf ſeine Kniee und blickte mit dem Ausdrucke der gräßlichſten Verzweiflung zu ſeinem Herrn auf. — Herr Berthold hatte ihn mit ſteigendem Erſtaunen angehört; er konnte nicht begreifen was in dem alten Manne vorging. Als er endlich auf die Kniee ſtürzte ſprang er voll Schrecken hinzu, und indem er ihn aufzuheben verſuchte ſagte er ſanft verweiſend: »Hartneid, — Hartneid, was ficht Dich an? Ich ſagte es ja Du ſeiſt krank, und mein Wort beſtätigt ſich jetzt. Stehe auf Alter und beruhige Dich. Haſt Du etwas auf der Seele, ſo theile mir's mit und ſei meines Troſtes gewiß. Steh auf und ſetze Dich hier auf dieſen Stuhl — wenn Du Dich erholt, wenn ſich Dein durch die Krankheit geſchwächter Geiſt etwas geſammelt hat, magſt Du weiter ſprechen.« —

Aber Hartneid wehrte es mit aller Kraft ſich vom Boden zu erheben. »Laßt mich knieen Herr,« ſagte er noch immer ſchluchzend, »hier zu Euern Füßen iſt mein Platz. O! ſeid nicht ſo gütig, ſo liebevoll gegen mich — ich verdiene es bei Gott nicht! Ein Wort über meine Lippen und Eure Liebe wird ſich, muß ſich in Haß wandeln. Iſt der Name Mechtild nicht genug?«

»Mechtild,« ſagte Berthold mit raſchem Staunen, während er noch immer bemüht war den Al-

ten zu erheben, »ſprich, was weißt Du von Mechtild?« — —

»Was ich von ihr weiß, mein Gott das iſt's ja eben!« entgegnete Hartneid.

»Du weißt von Mechtild,« fiel ihm Berthold wieder in die Rede, »ſprich, was weißt Du von ihr, wo iſt ſie?«

»Wo ſie iſt, — wo ſie iſt?« ſagte Hartneid gedehnt und verwundert auf ſeinen Herrn blickend. »Mein Gott, wie könnt Ihr ſo fragen — wen meint Ihr denn?« — —

»Nun Mechtild, des Thurmvogts Tochter,« ſagte Berthold der nach und nach einen Wahnſinnigen vor ſich zu haben glaubte, ſo unverſtändlich waren ihm ſeine Worte wie ſein ganzes Benehmen. —

»Mein Gott,« rief der Alte erſchüttert und ſchlug die Hände vor das Geſicht, »dieſe meine ich nicht! Ich meine jene Mechtild die dort im Hartwalde — —«

»Was ſagſt Du?« rief jetzt plötzlich mit furchtbarem Ernſte Berthold, indem er den Alten losließ und einen Schritt zurückbebte. »Was wagſt Du, mein Weib! Was haſt Du mit den Todten zu ſchaffen!« —

»Sagt ich Euch nicht Herr, daß es nur eines Wortes bedürfe um Eure Liebe in tödtlichen Haß zu verwandeln!« —

*

Aber Berthold ließ ihn nicht vollenden. »Was willſt Du mit meinem Weibe! Was haſt Du mit den Todten zu ſchaffen!« rief er mit donnernder Stimme, »was weißt Du von ihr zu ſagen? Welche Schuld drückt in Bezug auf ſie Dein Gewiſſen — Alter, ſprich; um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen ſprich was Du weißt! Herr des Himmels, meine Ahnung! Doch ſprich Hartneid, und laſſe Dich durch nichts ſtören! Deine Schuld iſt gewiß nur eine eingebildete — ſie war Dir ja immer eine gütige, liebevolle Frau, ſo wie ich immer liebevoll und gütig gegen Dich war — alſo ſprich offen und unverhohlen. Es wird ſich dann Alles aufklären. O Gott, meine arme, unglückliche Mechtild!« Und Berthold ſchwieg ſchmerzlich bewegt und ſein Auge glänzte feucht als es durch das Fenſter gegen den Hartwald hinüberblickte wo zwiſchen den dunkeln Bäumen das glänzende Kreuz der Capelle hervorſchimmerte, welche das Grab ſeines Weibes bezeichnete. —

Hartneid ſchwieg eine Weile indem er ſich zu ſammeln ſchien, dann begann er ſtockend: »Wollte Gott daß meine Schuld nur eine eingebildete wäre ..... aber ſo iſt es nicht. Wie Ihr mich da ſeht bin ich ein ſchwerer Verbrecher — ein undankbarer Menſch .... wohl vielleicht blos ein Verführter, aber darum nicht minder undankbar! — Doch hört mich an, Herr ....

Aber hört mich ruhig an — mäßigt Euern Zorn, denn es läßt ſich noch Manches gut machen!« —

In dieſem Augenblicke ließ ſich in der Vorhalle Geräuſch hören. Herr Berthold, unwillig über die Störung, ging zur Pforte um zu ſehen was es gäbe. Es war einer ſeiner Knechte welcher ihm zu melden kam daß ein fremder Mann Einlaß begehrt und nun im Hofe auf die Gunſt harre mit dem Herrn zu ſprechen — er ſcheine ein Ungar zu ſein und nennt ſich Imre.

Kaum hatte Hartneid dieſen Namen vernommen als er entſetzt auffuhr und ſeinen Herrn heftig von der Pforte zurückzog. »Bei allem was Euch heilig iſt Herr — beim Andenken an Euer verſtorbenes Weib, laßt dieſen Menſchen nicht vor Euch erſcheinen ehe ich geſprochen habe!« —

»Was hat aber dieſer Menſch mit Dir zu ſchaffen?« fragte Herr Berthold verwundert, der ſich in ein wahres Labyrinth von Räthſeln verſtrickt ſah. »Kennſt Du ihn denn?« —

»Ob ich ihn kenne!« erwiederte Hartneid an allen Gliedern bebend, »er iſt — er iſt — der Förſter Ruprecht vom Hartwald!«

Herr Berthold war erſtaunt — ſein klares Bewußtſein ſchien zu wanken. Um ſich zu ſammeln trat er ans Fenſter, dann aber mit zornglühendem Geſicht

wendete er ſich wieder gegen die Pforte und ſagte mit lauter Stimme: »Hinter welche Verbrechen werde ich kommen — was werde ich hören müſſen! Aber Ihr ſollt mir beide beichten, beim Gott der Gerechtigkeit, Beide!« und neuerdings wollte er die Pforte öffnen um den Befehl zu ertheilen den ehmaligen Förſter aus der ſogenannten Hütte im Hartwalde hereinzuführen als ihn Hartneid mit Todesangſt zurückhielt. »Thut es nicht Herr — ich beſchwöre Euch, thut es nicht! O, Ihr kennt jenen Ruprecht nicht — Ihr kanntet ihn nie. Er iſt gar ein ſchlechter Menſch, welcher das Böſe aus Luſt und Freude thut! Niemals werdet Ihr die Wahrheit aus ſeinem Munde vernehmen. So hört denn mich früher an, und dann mögt Ihr beurtheilen ob er Euch noch mehr ſagen kann.«

Der Alte ſprach ſo eindringlich, ſeine von der Angſt verzerrten Geſichtszüge flehten ſo verzweiflungsvoll, daß Herr Berthold wirklich nachgab. »So rede denn!« ſagte er mit Zorn und geſpannter Erwartung, und warf ſich in einen Stuhl während Hartneid ganz vernichtet vor ihm ſtand.

»Ihr erinnert Euch Herr,« begann er mit ſchwankenden Knieen, »daß ich Euch an jenem verhängnißvollen Tage meldete, wie Euer Weib noch vor der Geburt eines Kindes geſtorben ſei. Daß ſie geſtorben, iſt wahr, leider wahr — allein nicht vor jener Stunde,

ſondern erſt mehrere Tage nach ſelber ſtarb ſie — und das Kind welches ſie gebar ſtarb nicht mit, ſondern lebte . . . .«

»Wie, was ſagſt Du Alter,« ſchrie Herr Berthold und ſprang zitternd von Überraſchung von ſeinem Sitze auf, »mein Kind lebte! Und Du haſt mich alſo betrogen — Du elender Lügner ließeſt mich jahrelang zwei Leichen beweinen wo nur eine zu beweinen war — ließeſt mich meine ganze Lebenszeit hindurch an dem quälenden Gedanken nagen daß ich allein in der Welt ſtehe. Großer Gott, und eine ſolche Niederträchtigkeit konnte geſchehen — eine ſolche Niederträchtigkeit durfte verborgen bleiben!«

»Herr ich bitte Euch mäßigt Euren Zorn,« fiel ihm Hartneid in die Rede, »mäßigt ihn nur ſo lange bis ich geſprochen habe — dann mögt Ihr ihn auf mich fallen laſſen, und ich werde ihn ertragen, ohne Murren ertragen, ſo lange es meine altersmorſchen Gebeine vermögen.«

»Nun ſprich, ſprich!« rief Berthold welcher ſich gar nicht zu faſſen wußte. »Aber Alter, ich rathe Dir, ſuche mich nicht zu täuſchen! Ich werde Deine Worte genau abwägen — abwägen als ob mein Seelenheil daran hinge. Nur ein Laut von Unwahrheit, und wehe Dir! Du haſt mich bis jetzt als einen guten Herrn gekannt — haſt mich vielleicht wegen meiner

läppiſchen Güte verlacht — ſuche mich nur durch eine Miene zu täuſchen — nur durch das Zucken Deines Auges, und Du ſollſt einen Teufel in mir finden!«

Hartneid ſtand wie früher da, mit gebeugtem Haupte, mit niedergeſchlagenen Augen. Seines Herrn Zorn ſchien auf ihn keinen Eindruck hervorzubringen — er war darauf gefaßt. Kaum ſchwieg alſo Herr Berthold ſo begann der Alte wieder: »Wie ich Euch ſagte, Euer Kind lebte — lebt mit Gottes Hilfe jetzt noch.«

»Lebt jetzt noch!« rief wieder Herr Berthold, »lebt noch! — Und wo — wo habt Ihr es hingeſchleppt, welchem Elende habt Ihr es preisgegeben, mein armes, armes Kind!«

»Keinem Elende wurde es preisgegeben, Herr — Euer Kind iſt Mechtild, welche Thurmvogt Hanns Poſchacher ſeine Tochter nennt!«

Herr Berthold blickte ihn mit weitgeöffneten Augen an, er blickte ihn ſo ſcharf an als wollte er damit bis in die Tiefe ſeiner Seele ſchauen. Dann erhob er drohend die Hand und mit einem furchtbaren Ernſte und halberſtickter Stimme ſagte er: »Alter, ich warne Dich noch einmal, täuſche mich nicht!«

Hartneid aber fuhr ohne ſeine Miene, ſeinen Ton und ſeine Stellung zu verändern fort: »Jenes Mädchen iſt Eure Tochter, iſt das Kind welches im Hart-

walde geboren wurde. Ich ſelbſt brachte es zu Hanns Poſchacher.«

Mit ängſtlicher Spannung folgte Berthold den Worten ſeines Dieners. Sein Auge blieb ſtarr auf ihn gerichtet und ſo ſaß er auf dem Stuhle vorgebeugt da und horchte ohne ein Wort zu ſprechen.

»Als Euer Weib die ſchwere Stunde erwartete in welcher ſie den Zeugen ihrer Liebe zur Welt bringen ſollte, war ſie bereits längere Zeit unwohl. Der Caplan von Emmerberg, welcher nun leider ebenfalls ſchon unter der Erde ruht, weil er mir ſonſt Zeugniß geben müßte, beſuchte ſie täglich, gab ihr Arznei und ſprach ihr Troſt zu; denn ach, ſie war gar betrübt ſeit Ihr ſie verlaſſen mußtet. Aber das Übel wurde immer ärger und kaum vermochte ſie der Taufe des Kindes beizuwohnen welches Ruprecht's Weib einen Tag früher als ſie ſelbſt entbunden wurde, bekam. Endlich kam die verhängnißvolle Stunde heran — es war eine fürchterliche Stunde! Das Kind kam glücklich zur Welt aber die Mutter war ſo geſchwächt, daß man jeden Augenblick ihrer Auflöſung entgegen ſehen mußte. Bewußtlos lag ſie dahin — nicht einmal ihr Kind vermochte ſie zu ſehen. Das Weib des Förſters behielt es bei ſich — den vierten Tag darauf war ſie eine Leiche! — Herr jetzt wo ich als ein Verbrecher vor Euch ſtehe werdet Ihr es nicht glauben wenn ich

Euch ſage was ich damals gelitten habe .... es war mir als hätte man mir einen Theil meines Lebens geraubt ....«

»Wir begruben die unglückliche Frau — dort wo ihr Grab noch jetzt iſt .... ich ſelbſt ſenkte ihren Sarg mit meinen Händen in die Grube .... ich ſelbſt deckte ihn mit Erde!« ....

»Erſt nachdem ich die Mutter begraben vermochte ich das kleine Weſen zu ſehen deſſen Daſein der Mutter das Leben gekoſtet. Unſchuldig lächelnd lag es in den Armen der Förſterin, und wußte nicht was es verſchuldet, und wußte nicht zu welchen traurigen Verhältniſſen es beſtimmt ſei! Ich weinte wie ein Kind bei ſeinem Anblicke .... ja Herr, ich weinte ſchmerzliche Thränen; Ihr mögt mir es jetzt glauben oder nicht!« —

Und Hartneid wiſchte ſich mit dem Ärmel ſeines Kleides die auch jetzt reichlich hervorquellenden Thränen von der Wange — und Herr Berthold bedeckte im heftigſten Schmerze ſeine Augen.

Hartneid fuhr fort: »Von dieſem Augenblicke redete der Caplan gar Vieles mit mir. Er meinte es ſei ein Glück daß Frau Mechtild geſtorben, da dieſe Ehe immer als eine halbunrechtmäßige gelten mußte und keinen Segen ins Haus bringen konnte — er meinte daß ſie immer ein Zankapfel zwiſchen Euch und

Herrn Chriſtoph von Schrattenſtein geblieben, und daß ſie vielleicht einſt, wenn ſie offenkundig geworden wäre, Anlaß zu einer blutigen Fehde zwiſchen Euch Beiden gegeben und den Tod ſo manches Schuldloſen herbeigeführt hätte. — Selbſt das Kind ſchien ihm noch ein höchſt gefährlicher Gegenſtand und er ſprach wiederholt die Abſicht aus, daß es wohl für Euch und Alle beſſer geweſen wäre wenn es der Himmel zu ſich genommen hätte. Endlich rückte er mit ſeiner wahren Abſicht heraus. Er wollte man ſolle die Geburt des Kindes verheimlichen und es fremden Leuten zur Erziehung übergeben, Leuten auf welche man ſich verlaſſen könnte daß ſie dafür ſorgen würden — er ſelbſt wollte eine ſolche Familie aufſuchen. — Ich war Anfangs über eine ſolche Zumuthung empört — allein das Zureden des Caplans war ſo dringend, die Gründe welche er mir vorzulegen bemüht, waren ſo überzeugend, ſo mit ſeinem heiligen Berufe übereinſtimmend, daß ich mich endlich überreden ließ und in einer ſchwachen Stunde, welche ich jetzt noch verfluche, nachgab. — Nur Eines bedingte ich mir aus und davon konnte mich Niemand abbringen — nämlich des unglücklichen Kindes künftigen Ernährer und Erzieher ſelbſt zu beſtimmen. Ich dachte an meinen treuen Jugendfreund Hanns Poſchacher — er hatte ein braves gutes Weib und keine Kinder — dieſem und ſonſt Niemanden wollte

ich das kleine Weſen anvertrauen. — Ohne mich näher zu erklären brachte ich das Kind zu meinem Freunde — weder wußte der Caplan wohin ich es gebracht, noch weiß es Hanns Poſchacher bis zu dieſer Stunde weſſen Kind er erzogen. Ich bewahrte gegen ihn wie gegen Jedermann das tiefſte Geheimniß, und auch der Caplan, derjenige welcher mich zu dieſem ſchrecklichen Schritte beredet, nahm es ungebrochen in ſein ſtilles Grab. Aber wie Herr, ſoll ich Euch ſchildern was ich ſchon bei Ausführung meiner That gelitten — was ich ſpäter gelitten als ich, ein Betrüger, vor Euch hintreten mußte — als ich meine Undankbarkeit, mein Verbrechen von Euch durch Güte und Liebe vergelten ſah! Oft ſtand ich auf dem Puncte Euch Alles zu entdecken; allein da fiel mir wieder des Caplans heilige Verſicherung ein, daß die Ruhe, das Glück Eures Lebens davon abhing, das Kind von Euch fern zu halten und ich ſchwieg. — Oft fühlte ich mir das Herz brechen wenn ich Euern ſtillen Kummer ſah, welcher ſichtlich an Euerer Geſundheit nagte und den ich doch durch ein paar Worte, durch ein reumüthiges Bekenntniß wenigſtens zu mildern vermochte — aber kaum merkte der Caplan meine Kraft wanken als er zu mir kam und alle ſeine Überredungskünſte anwendete mich von einem übereilten Schritte, wie er es nannte, abzuhalten. So verging ein Monat um das

andere — ſo vergingen Jahre. Wie die Zeit Alles mildert ſo milderte ſie Euren Schmerz und meine Anfangs ſo entſetzlichen Gewiſſensbiſſe. Ich behielt die kleine Mechtild immer im Auge — ſie gedieh trefflich unter der ſorgſamen Pflege meines alten Poſchachers, der ſie bald wie ſein leibliches Kind betrachtete und liebte. Dies ſühnte mich ein wenig mit meiner Schuld aus und als ich die ſpäter blühende Jungfrau in Euer Haus brachte, als ich ſie ſo liebevoll von Euch und Frau Margarethen aufgenommen ſah, als ich ſah wie ſich das holde Kind mit einiger Zärtlichkeit an Euch hing, da genoß ich wieder nach langer Zeit Stunden der Ruhe und des Seelenfriedens. Ich dachte nicht mehr daran Euch den wahren Stand der Dinge zu entdecken — ich verlor den Muth dazu. Erſt auf meinem Sterbelager wollte ich es wagen — einem Sterbenden würdet Ihr ja die ſchwere, in guter Abſicht begangene Schuld verzeihen! — Ruprecht der Förſter wußte um Alles. Ihn zu entfernen nahm der Caplan auf ſich. Ohnedem hatte er ſich während Eurer Abweſenheit dem Trunke und anderen Ausſchweifungen hingegeben und dieſer Umſtand wurde benützt ihn mit einer Summe Geldes über die Gränze zu bringen. Willig nahm er den Vorſchlag an, gelobte heilig Verſchwiegenheit und ließ ſich ſeitdem bis jetzt nicht mehr blicken.« —

»Allein weiß der Himmel durch welchen unglücklichen Zufall errieth oder entdeckte er den Ort wohin ich Euer Kind gebracht, und ſeine verdorbene Seele benützte dies um von mir Geld zu erpreſſen. Plötzlich während dieſes Sommers — Ihr ward noch in Wien am Hoflager des Herzogs — erſchien er auf Emmerberg. Eine tödtliche Angſt überfiel mich als ich ſeine durch Zeit und noch mehr durch die deutlichen Spuren des Laſters entſtellten Züge erkannte. Ohne viele Umſtände erklärte er, er würde das Geheimniß von Eures Kindes Leben Euch entdecken wenn man ihm nicht eine gewiſſe Summe Geldes auszahlte. Ich machte ihm Vorſtellungen, ich bat, ich erinnerte ihn an ſeinen Schwur — nichts half — er blieb bei ſeiner frechen Forderung und ich konnte nichts anders thun als ſie befriedigen. — Aber dabei blieb es nicht: Kaum war ein Monat vergangen als er abermals erſchien und eine noch größere Summe verlangte. Ich gab wieder — es war der Reſt der kleinen Summe welche ich mir in einer Reihe von Jahren erſpart. — Doch daß ich ſie gab, machte ihn nur lüſterner. Bald war er wieder da um zu fordern und zu drohen — ich war in Verzweiflung. Ich ſelbſt hatte nichts mehr, alſo mußte ich zu Boſchacher flüchten. Ihm klagte ich meine Noth ohne ihm übrigens das Geheimniß der wahren Abkunft Mechtilds zu entdecken — ihn bat ich um die gefor-

derte Summe. Gerne gab er ſie — gab er ſie wiederholt; denn ihm war der Gedanke ſich von ſeiner Tochter — ſo liebte er Euer Kind — zu trennen eben ſo fürchterlich als mir jener meine Schuld entdeckt zu wiſſen. — Gott weiß es welche Todesangſt, welche Marter ich in dieſer Zeit ausgeſtanden! Wenn ein Menſch auf dieſer Welt die Strafe für eine Sünde abbüßen mußte ſo war ich es. — Die Hölle kann keine ärgeren Qualen haben als die meinigen waren! — Vielleicht wenn Ihr hier geweſen wäret — vielleicht, wenn ich Euch vor Augen gehabt hätte, hätte ich es gewagt meine Marter mit einem Schlage zu enden; aber Ihr ward abweſend: es war mir unmöglich Euch zu ſprechen, und ſo trug ich geduldig ſo lange es möglich war.« —

»Da erſchien vor einigen Tagen der ſchlechte Menſch noch ein Mal. Seine Forderung überſtieg diesmal alle Grenzen. Er wollte nicht weniger als daß ich ihm und einer Rotte die er mitzubringen verſprach — dieſe Burg übergeben ſollte.«

»Was ich ihm auf dieſes Anſinnen geantwortet brauche ich Euch wohl nicht zu ſagen, denn habe ich auch einmal gegen Euch ſchwer gefehlt, ſo werdet Ihr mich ſelbſt einer ſolchen Niederträchtigkeit für unfähig halten! — Er ging unter ſteten Drohungen — ja er verhöhnte mich zuletzt noch mit den Worten daß ich

auch im Falle meiner Einwilligung betrogen geweſen wäre — ein Zeichen, daß er entweder ſeinen Verrath bereits vollzogen oder wohl gar gegen Mechtild eine ſchlechte Handlung im Schilde führt.«

»Wie ein Schutzengel erſchien mir da Luitpold. Ihn bat ich dringend ſich ſogleich in die Neuſtadt zu begeben um Poſchacher zu warnen, und Euch, in Erinnerung an die Hütte im Hartwalde, zu bitten mir ſo bald als möglich die Gelegenheit einer Zwieſprache mit Euch zu verſchaffen.«

»Noch denſelben Abend machte er ſich auf den Weg — Gott verhüte es daß ihm ein Unglück begegnet ſei — es wäre ſchrecklich für mich der ich darum die Schuld trüge!«

»Und nun Herr, habt Ihr das ganze Bekenntniß meiner Schuld. Ich habe Euch die ſtrengſte Wahrheit geſagt, dies ſchwöre ich Euch bei meinem Seelenheile. Straft mich nun wie ich es verdient — ich bitte nicht um Gnade — demüthig will ich es hinnehmen was Ihr über mich beſchloſſen! Laßt mich tödten Herr wenn Ihr es für gut findet, wenn Ihr nur durch mein Blut die böſe Schuld zu ſühnen meint! Mein Gott, meine alten Knochen taugen ja ohnedem nicht mehr für dieſe Welt! Sprecht jetzt mit Ruprecht — er mag Euch beſtättigen was ich geſagt. Nur Eines bitte ich Euch Herr — nur um Eines flehe ich Euch an, und

Ihr werdet es dem langjährigen Diener, dem Greiſe welcher am Rande des Grabes ſteht nicht verſagen — laßt mich wiſſen ob Mechtild geſichert iſt — laßt mich die Tochter in den Armen ihres Vaters ſehen!« —

Erſchöpft ſchwieg der Alte — ſeine Augen hatte er mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Schmerz und Erwartung auf ſeinen Herrn gerichtet welcher noch immer unbeweglich da ſaß und ſtill vor ſich hinblickte. Es trat eine Pauſe der vollkommenſten, äußerſten Ruhe ein — jeder Athmenzug welcher aus der Bruſt dieſer Beiden ſtrömte war hörbar. Endlich erhob ſich Berthold von Emmerberg und trat bewegt vor den greiſen Diener hin. Seine Miene zeigte keinen Zorn, ſein Auge blickte mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke, mit der gewohnten liebvollen Theilnahme. »Hartneid,« ſagte er, indem er ſeine beiden Hände auf die Schultern des Alten legte, »Du haſt mir ſehr wehe gethan — mehr als Du jemals zu ermeſſen im Stande biſt! Verzeihe es Dir der Allbarmherzige ſo wie ich Dirs verzeihe! — Gott verhüte daß eine Stunde in welcher er mir eine Tochter finden ließ — in welcher er mich ſo unendlich glücklich macht, durch Haß und Rache beſudeln ſoll! — Du haſt gefehlt — ſchwer gefehlt Hartneid, aber Deine Abſicht war dennoch eine gute. Du bleibſt darum mein alter treuer Diener!« Und indem ihm dabei eine Thräne über die Wange rollte,

denn er erinnerte ſich daß er ſeine Tochter vielleicht auf eine noch härtere Weiſe verloren habe, ſchritt er ernſt der Pforte zu.

Hartneid aber welcher dieſe Großmuth nicht erwartet hätte, welcher durch das Bewußtſein ſeiner Schuld und durch die Art wie er endlich zum Bekenntniſſe derſelben gezwungen worden ohnedem bis in das Innerſte ſeiner Seele erſchüttert war, ſtürzte auf ſeine Kniee hin, bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen und brach in ein lautes Weinen aus.

Herr Berthold ſchritt ernſt in den Hofraum hinab. Hier kam ihm ſogleich unter einem Haufen Knechte die ihn neugierig umringten, ſein ehemaliger Förſter Ruprecht, oder wie wir ihn fortan nennen wollen, Imre entgegen. In ſeinen Mienen zeigte ſich ein gewiſſer frecher Trotz welcher um ſo abſtoßender hervortrat als er ſich mit den Zügen des Laſters vermengte, und als ſeine ganze Erſcheinung die eines im größten Elende verſunkenen Menſchen war. Mit einer Sicherheit als ob er hier der Gebieter wäre trat er auf ſeinen ehemaligen Herrn zu, ohne einem Zeichen der Ehrerbietung, ohne ſelbſt ſeine durch langen Gebrauch und Schmutz verdorbene Lederhaube vom Haupte zu ziehen. Mit lauter und frechklingender Stimme ſagte er: »Herr Berthold von Emmerberg ich fordere von Euch großen Lohn für eine wichtige . . . .«

»Und welche Du mir zu machen, lange genug gezaudert haſt Du Schuft,« fiel ihm Herr Berthold mit donnernder Stimme in die Rede, indem ihm der Zorn die Wangen röthete und ſeine Augen unter den finſtern, zuſammengezogenen Braunen hervorblitzten.

Imre war betroffen — einen ſolchen Empfang hatte er ſich nicht erwartet. Nach jener unglücklichen Begebenheit auf dem Berge von Schrattenſtein, welche ihm einen großen Plan vernichtet zu haben ſchien, wollte er wenigſtens noch die übrigen ſeiner kühnen Hoffnungen realiſiren und ſich durch die Herrn Berthold gemachte Entdeckung des in ſeinem Beſitze befindlichen Geheimniſſes ein hübſches Sümmchen erwerben, denn damit bei Eymo von Schrattenſtein zu beginnen wie er anfänglich im Sinne hatte konnte er nach dem Vorgefallenen wenigſtens jetzt nicht wagen.

Berthold's heftige Antwort auf ſeine Anrede von welcher er ſich eine bedeutende Wirkung verſprochen, dämpfte zwar etwas ſeinen Muth; allein dies dauerte nur einen kurzen Moment, denn bald darauf fuhr er im frühern Tone fort: »Ihr mögt vielleicht durch den alten Hartneid erfahren haben um was es ſich gehandelt; allein . . . .«

»Ja ich habe in der That von Hartneid erfahren um was es ſich handelt,« unterbrach ihn Berthold im ſcharfen Tone, »und ich kann wahrhaftig nur über

*

die Frechheit ſtaunen mit welcher Du elender Schuft es noch wagſt, vor meinem Angeſicht zu erſcheinen. Ich rathe Dir auch daß Du Dich fort machſt und zwar ſo bald als möglich, denn im nächſten Augenblicke dürfte mir die Luſt anwandeln Dich auf eine andere Weiſe fortbringen zu laſſen!«

»Hm, Ihr ſeid ſehr übel gelaunt, Herr Berthold,« ſagte Imre mit gleichgiltigem Achſelzucken, »aber was ich Euch zu entdecken habe . . . .«

»Genug damit!« ſchrie Berthold, durch dieſe Frechheit aufs Äußerſte gereizt, »fort von hier Schuft, und wage es nicht mehr Dich in dieſen Mauern blicken zu laſſen wenn Du nicht mit meinem tiefſten Kerker Bekanntſchaft machen willſt. Fort und danke es meiner Großmuth wenn ich Dich nicht an den nächſten Baum knüpfen laſſe!« —

»Aber Herr,« ſchrie nun der Elende in der Todesangſt um ſeine letzte Hoffnung, »ich kann Euch mehr ſagen als . . . .«

Aber Berthold ließ ihn nicht mehr vollenden. »Fort Du räudiger Hund!« ſchrie er daß das Gemäuer zu erzittern ſchien. »Jagt ihn hinaus, und wenn er ſich nicht eilends davon macht ſo laßt die Hunde los!« Und die Knechte drängten ſich herzu, packten ihn und ſtießen ihn gegen die Hauptpforte deren Zugbrücke eilends herabgelaſſen wurde. Er aber geber-

dete ſich wie ein Wüthender. »Du wirſt es bereuen Berthold — ich kann Dir mehr ſagen als Hartneid — Du weißt nicht — Fluch Dir und Deinem Kinde wenn Du mich nicht hören willſt.« — Doch ein Gelächter der Knechte welche ihn bei der Pforte hinaus und noch ein gutes Stück den Berg hinab mit ihren Stöcken und Peitſchen jagten übertönte ſeine Stimme, ſo daß man die Worte nicht mehr vernehmen konnte.

Eben wollte Herr Berthold in ſeine Gemächer zurückkehren als ihm Luitpold entgegentrat. Während man ſeinen entarteten Vater durch die Hauptpforte der Burg gejagt hatte, kam er verwundert über den Lärmen deſſen Urſachen er nicht kannte, durch das ihm ſo wohlbekannte Hinterpförtlein herein. Mit freudiger Überraſchung trat ihm Herr Berthold entgegen. Er hatte den Jungen immer ganz beſonders geliebt, und ſein Erſcheinen war ihm in dieſem Augenblicke wo ſo vieles Schmerzliche und Bittere in ſeiner Bruſt wogte, doppelt willkommen. — Kaum erblickte Luitpold ſeinen Herrn als er ihm mit ſichtbarer Aufregung entgegenſtürzte. »Herr iſt Euch bekannt wo ſich Mechtild und Anna befinden?« rief er ängſtlich fragend.

»Nein,« antwortete Herr Berthold überraſcht. »Weißt Du etwas von den beiden Geraubten?« —

»Sie ſind auf Schrattenſtein,« ſagte Luitpold.

»Dachte ich mir's doch — Gott ſei gedankt daß

wir es wiſſen! Aber wie wurde Dir das bekannt Luitpold — warſt Du bei ihnen?« —

Luitpold erzählte nun alle die Begebenheiten welche er binnen wenigen Tagen erlebt. Als er auf ſeinen Vater zu ſprechen kam und ihn beſchrieb war Herr Berthold auf's Höchſte betroffen — er wollte dem unglücklichen Sohne verſchweigen wie ſchmachvoll man ſeinen Vater eben aus der Burg gewieſen. —

Nachdem Luitpold in der vergangenen Nacht ſeinem wilden Vater glücklich entronnen war, dünkte es ihm am ſicherſten ſich gegen Emmerberg zu wenden. Es war der nächſte Ort wo er Schutz gewärtigen durfte und er kannte die Gegend zu gut um ſich nicht gefahrlos dahin begeben zu können. Allein in der Nacht wagte er ſich nicht ſo weit, um nicht etwa durch Zufall mit ſeinem Vater, der ihn, ſo glaubte er, gewiß verfolgen würde, zuſammen zu treffen, und wenn er auch in dieſem Falle hoffen durfte ihm leicht zu entgehen, ſo ſcheute er doch ein Zuſammentreffen mit deſſen wildem Hunde dem er keine Waffe als einen tüchtigen Knüttel entgegenzuſetzen hatte, und von dem er nicht wußte daß ihn ſein Herr ſelbſt in der Verwirrung und im erſten Zorne getödtet hatte. Er verbarg ſich alſo bis zum Morgen zwiſchen den Felſen und trat dann erſt ſeine Flucht nach Emmerberg an, wodurch es geſchah daß er erſt viel ſpäter als ſein Vater dahin gelangte. —

Herr Berthold brachte den Tag mit Überlegungen zu, wie er die beiden Gefangenen, von denen Eine jetzt in einer ſo nahen Beziehung zu ihm ſtand, befreien könnte. Sein erſter Gedanke fiel Anfangs auf die Waffengewalt. — Allein dieſer Gedanke wurde bald gänzlich verworfen; denn die Berennung von Schrattenſtein mochte wie immer ausfallen ſo war die dadurch entſtandene Gefahr für ſeine Tochter und Anna gleich groß. Er wußte ja nicht was ſich indeſſen auf jener Burg zugetragen, und wie Eymo ſelbſt es ſehnlichſt wünſchte eine Sache gut zu machen, zu welcher er durch die Umſtände und durch Einflüſterungen eines ſchlechten, nur entlarvten Freundes bewogen worden war. — Es mußte alſo ein anderes Mittel ergriffen werden — ein gütlicher Vergleich — und dieſer konnte nur durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit Eymo bewirkt werden.

So ſchwer es ihm nun auch fiel, einen Menſchen aufzuſuchen, welcher ihm in jeder Gelegenheit feindlich gegenübergeſtanden — der ihm nur Haß zollte, und zwar aus einem Grunde woran Berthold ſich ſelbſt nicht ohne Schuld wußte — ſo ließ ihm jetzt das Verlangen ſeine kaum wieder gefundene Tochter zu befreien alle andern Gefühle bei Seite ſetzen und einen Entſchluß faſſen den er noch vor wenigen Stunden vielleicht als eine beleidigende Zumuthung zurückgewieſen hätte. —

X.

Die Sonne hob ſich über den Saum der Berge und ſtreifte mit ihrem freundlichen, belebenden Strahle die Thalſohle der »neuen Welt,« als die Zugbrücke der Hauptpforte von Burg Emmerberg langſam herabraſſelte und ein kleiner Reiterzug ſie überſchritt um die ſanften Berglehnen hinabzuziehen. Voran ritt allein und etwas von den Anderen getrennt eine hohe ernſte Geſtalt auf einem ſtarken Streitroſſe, welches aber im leichten Zeuge und ohne der großen Decke die man den Pferden auflegte wenn ſie zum Kampfe gerüſtet wurden, den Glanz ſeines rabenſchwarzen Felles zeigen durfte, und muthig am mächtigen, reichverzierten Gebiſſe ſpielte. Berthold von Emmerberg, dies war der Reiter, ſaß nachdenkend im Sattel, ließ die Zügel auf den Hals ſeines ſtolzen Thieres fallen und ſchien an nichts Antheil zu nehmen was um ihn vorging. Er war ebenfalls nur leicht gerüſtet. Ein ſtarker Koller aus gegärbter Eberhaut umhüllte ſeine noch immer kräftigen Glieder — ein mit Adlerfedern geſchmücktes Barett deckte ſein Haupt deſſen ſilbergraue Locken bis auf die Schulter herabfielen — ein kur-

zes, breites Schwert hing am reichgeſtickten Wehrgehänge herab während ein langer Dolch in ſeinem Gürtel ſtack und eine glänzende Streitart am eiſenbeſchlagenen Sattelbuge befeſtigt war.

Hinter ihm ritten auf leichten Jagdroſſen Wolf von Königsberg und Luitpold. Erſterer war dieſen Morgen nach Emmerberg gekommen um Herrn Berthold zum beabſichtigten Streifzuge abzuholen und fand ſich nicht wenig überraſcht als er hier erfuhr wie man den Aufenthalt der beiden Geraubten bereits kannte. Er war mit Luitpold im eifrigſten Geſpräche begriffen, denn dieſer mußte ihm Alles genau erzählen was er erlebt ſeit ſie ſich in Wien getrennt. Den Schluß machte Hartneid — eben ſo ernſt und ſtumm wie ſein Herr, nur noch dazu durch die geſtern erlebte furchtbare Aufregung tief niedergedrückt — nebſt einem vollſtändig gerüſteten und gewappneten Knechte. —

Langſam bewegte ſich der Zug auf dem ſich zwiſchen hochſtämmigen Föhren dahin windenden Wege abwärts. Ein herrlicher Morgen war der Nacht gefolgt. Mit wunderbarer Klarheit blickte der blaue Äther durch die Zwiſchenräume der Bäume, an deren zarten Nadeln Milliarden Thautröpfchen im reizenden Farbenſpiele funkelten — in wunderbarer Klarheit erhoben die Hochgebirge ihre theilweiſe ſchon mit Schnee bedeckten Häupter über die im herrlichſten Farbenſchmu-

cke prangenden Wälder. Munter zwitſcherten die Vöglein ihr Morgenlied und die Inſekten ſummten, vom wärmenden Sonnenlichte erweckt, durch das vergoldete Laub. Schon waren zahlreiche Spuren zu ſehen vom Zurückziehen der Feinde aus dieſen friedlichen Thälern; denn bereits wagten ſich die Landleute aus ihren Verſtecken im Hochgebirge herab und begannen ihre zerſtörten Wohnungen wenigſtens nothdürftig für den kommenden Winter zuſammenzurichten, oder gingen auf den Feldern umher um zu ſehen was ihnen die Zerſtörungsſucht der Feinde von den Früchten gelaſſen. —

Herr Berthold ſchien dies Alles nicht zu bemerken. Sein Geiſt war zu ſehr mit ſeinem Unternehmen beſchäftigt als daß irgend Etwas einen beſondern Eindruck auf ihn machen konnte. Vor langen, langen Jahren war er dieſen Weg zum letzten Male gegangen; welche Verhältniſſe, welche Gefühle leiteten ihn damals, und was bewegte ihn heute dazu! Welche ungeheure Zeitenkluft lag zwiſchen dieſen beiden Augenblicken, und was füllte dieſe Kluft aus! — Welch geringes Atom von Glück — welch namenloſe Maſſe von Unglück und Jammer lag in derſelben begraben! — Und beides war vorübergezogen, und beides lag in der umnachteten Tiefe. — Der junge Tag kam jetzt wie ehedem über ſie heraufgezogen — der Frühling

ſtreute ſeine Blüten aus, der Winter deckte Berg und Thal mit ſeinem Kryſtallſchmucke, das Leben freute ſich ſeines Daſeins — jetzt wie ehedem! Die Kluft hatte den rieſigen Kreislauf nicht unterbrochen — ſie war ein blühendes Feld für den Einen, während ſie ein ſchauerliches Todesgefilde für den Andern war! — Auch Berthold hatte ſie überſchritten. Freundlich und hoffnungsvoll blickte ihn der jenſeitige Rand an der ihn noch von ſeinem Grabe trennte — freundlich blickte er zum längſtentſchwundenen Glücke hinüber welches in der bodenloſen Tiefe begraben lag, und ſuchte durch ein liebliches Gewinde von blühenden Schlingpflanzen das düſtere Unheil zu verweben. Aber der ſichere Rand war noch nicht betreten — ein unendlich ſchmaler Pfad lag noch dazwiſchen, und zu beiden Seiten gähnte ihm noch mit gierigem Rachen der Abgrund entgegen. Wird er den Pfad glücklich überſchreiten oder muß er zerſchmettert in die Tiefe ſinken — dieſe Frage wogte jetzt in tauſend Formen durch ſein Gehirn. —

Immer näher und näher kommen ſie dem Ziele ihres Rittes. Jeder Fels, jede Biegung des Weges, jede Ausſicht auf die höheren Gebirge mahnte Berthold an die Vergangenheit — an eine ſo ſchöne, glückliche Vergangenheit — und friſchte mit belebendem Strahle ſeine Erinnerung auf. All die ſüßen Em-

pfindungen welche damals, als er dieſen Weg ſo oft gezogen, ſeine Bruſt durchzuckten, meinte er jetzt noch einmal zu fühlen — all' dieſe kühnen Hoffnungen, die er damals nährte, — all die Pläne welche ſich ſeine jugendfriſche Phantaſie entwarf, ſchwebten jetzt wie bunte Phantasmagorien vor ſeine Seele hin. Er vergaß es für Augenblicke daß er indeſſen zum alternden Manne geworden; er vergaß es daß er ſtatt eine geliebte Braut zu holen eine Tochter aus drohender Gefangenſchaft zu befreien zog.

Immer allein war er vorausgeritten. — Keiner ſeiner Begleiter wagte es ſein ernſtes Schweigen zu unterbrechen. In ihren eifrigen Geſprächen vertieft merkten weder Königsberg noch Luitpold die Länge des Weges, ſo daß ſie ganz überraſcht waren ſich plötzlich vor dem auf ſeinen hohen Felſen thronenden Schrattenſtein zu ſehen. Keiner von ihnen, ſo wenig als Herr Berthold, hatte es bemerkt daß ſie die letzte Zeit ein in Lumpen gehüllter Mann welcher ſich hinter den Felſen verborgen hielt, ſcharf zu beobachten ſchien. So wie ſie weiter zogen, ſchlich ſich auch dieſer Mann, immer in einiger Entfernung vom Wege zwiſchen den Bäumen und Felſen hin, und zwar mit einer Vorſicht wie die Katze welche ihren Raub belauert. — Nur manchmal blieb er ſtehen und blickte verſtohlen aus irgend einem Verſtecke auf die Reiter hin, dann aber

verſchwand er ſogleich wieder um ſeine mühſame, ihm aber gewohnt ſcheinende Wanderung fortzuſetzen. — Doch wie geſagt, weder Herr Berthold noch irgend einer der Übrigen bemerkte ihn und es war alſo für ſie der ganze Weg ohne ein Abenteuer zurückgelegt.

Am Fuße des Berges angelangt auf welchem die Burg Schrattenſtein thronte, machte Herr Berthold Halt. Seine Begleiter verſammelten ſich um ihn und er ſendete den gewappneten Knecht gleichſam als Herold hinauf um ſie anzumelden und freies Geleite zu verlangen. Darauf theilte er jedem ſeine Rolle aus. Königsberg ſollte in einer gewiſſen Entfernung außerhalb der Burg bleiben, um ſchnell nach Emmerberg zurückzujagen wenn etwa eine Verrätherei begangen würde — Luitpold würde ihm von oben das Zeichen geben. So ungern ſich Königsberg auch dazu verſtehen wollte — denn es hätte ſeinem heißen Blute vielmehr zugeſagt ſich Anna mit dem Schwerte in der Fauſt zu holen — ſo ſah er doch die Nothwendigkeit der getroffenen Maßregel ein und fügte ſich. — Luitpold und Hartneid ſollten mit auf die Burg. Letzterer war nothwendig um Eymo von dem Stande der Dinge zu überzeugen. —

Man war kaum mit dieſen Verabredungen fertig geworden als der hinaufgeſendete Knecht das Zeichen gab daß ſicheres Geleite gewährt ſei. Nicht ohne hef-

tiger Bewegung ritt Herr Berthold mit den beiden Begleitern den wohlbekannten Pfad hinauf.

Im Burghofe empfing ſie Eymo. Er war im gewöhnlichen Hauskleide und nur ein Dolch hing an ſeinem Gürtel. Herr Berthold ſtieg vom Pferde und trat auf ihn zu. Mit ernſten, beinahe finſtern Blicken begrüßten ſich beide Männer ſtumm. — Dieſe beiden Männer, der eine mit ergrautem Haare, der Andere in der vollen Kraft des Mannesalters, die ſich bisher nur als die erbittertſten Feinde gegenüberſtanden, die ſich nur dann einander genähert wenn ſie die Hoffnung nähren durften ſich den blutgierigen Stahl in die Bruſt zu ſenken. — Ohne zu ſprechen lud Eymo ſeinen Gaſt durch ein Zeichen ein in eine Halle zu treten deren Eingang unmittelbar auf den Hof führte. Berthold folgte — die Pforte ſchloß ſich und beide Männer waren allein. —

»Eymo von Schrattenſtein,« begann Herr Berthold mit würdevollem Ernſte und beinahe ſchmerzlicher Betonung ſeiner Worte, »es mag Euch in Erſtaunen ſetzen mich hier in Eurer Behauſung zu ſehen — und in der That, ich ſelbſt hätte dies noch vor wenigen Stunden für eine Fabel gehalten wenn mir es Jemand zu ſagen gewagt; allein ein Umſtand, ſo außerordentlicher Natur daß ich mir ihn früher nicht einmal geträumt, zwang mich zu dieſem Entſchluſſe und

ich muß Euch erſuchen mich mit Ruhe anzuhören, damit nicht etwa ein Unheil eintrete welches gleich entſetzlich auf uns beide wirken müßte.« —

»Ich geſtehe,« antwortete Eymo mit Bitterkeit, »daß ich jeden andern Beſuch eher erwartet hätte als den Eurigen, Herr von Emmerberg; allein ſprecht — Ihr ſollt an mir einen willigen Hörer finden.« —

Herr Berthold ſchien etwas verlegen wie er die Sache vorbringen ſollte um ein günſtiges Reſultat zu erzielen; aber gewohnt den geraden Weg immer als den beſten zu betrachten, wollte er ihn auch hier gehen, und ſagte daher ohne weitere Einleitung: »Ihr haltet zwei Jungfrauen auf Eurer Burg gefangen?..«

»Wer ſagt Euch dies!« fuhr Eymo heftig auf.

»Ich bat Euch mich mit Ruhe anzuhören, und ich wiederhole meine Bitte. Ich kam nicht Euch Vorwürfe zu machen; denn hätte ich dieſe im Sinne ſo hätte ich wahrſcheinlich einen andern Weg eingeſchlagen und Gott zum Richter zwiſchen uns Beiden geſetzt; meine Abſicht iſt aber eine höhere, und ſo mögt Ihr denn mir vertrauen, der ich nichts hervorrufen will was nicht die Umſtände bereits feſtgeſtellt. — Ihr haltet zwei Jungfrauen gefangen. Die Eine iſt die Tochter des Grafen von Taufers, die Andere iſt — meine Tochter!«

»Wie — alſo habe ich mich betrogen?« ſagte Ey-

mo und ſeine Mienen verfinſterten ſich noch mehr. Berthold aber fuhr ruhig fort:

». . . . iſt meine Tochter — das unglückliche Kind einer Epoche in welcher ich glücklich war!« —

»Alſo doch, alſo doch! Und Ihr geſteht es jetzt ſo unumwunden daß Ihr meine unglückliche Muhme zu jenem ſträflichen Verhältniß mit Euch gebracht, dem ſie endlich, wahrſcheinlich gemartert durch Gewiſſensbiſſe, unterlag?« —

»Verdammt ſie nicht Eymo — ſie war meine rechtmäßige Gattin, und nur der Tod verhinderte es ſie durch die Vermittlung des Herzogs als ſolche öffentlich anzuerkennen. Dem gänzlich grundloſen, nur auf eine entſetzliche Verblendung beruhenden Widerſtande Eures Vaters weichend floh ſie zu mir, der ſie treu und redlich liebte, und in ſeinen Schutz nahm. Niemals nahten ſich ihr Gewiſſensbiſſe und ſie konnten ſich ihr nicht nahen, denn ſie hatte kein Unrecht gethan. Nur der ungerechten Gewalt entfloh ſie, und dazu hatte ſie das Recht. — Verdammt auch mich nicht, Eymo! Ich habe mir zwar die Schuld beigemeſſen an ihrem Tode; allein dies war nur die Wirkung des fürchterlichen Schmerzes der mein Herz zerriß — ja, meine Vernunft ſagt es mir, es war dieſe Idee nur eine Ausgeburt meiner Phantaſie. Sie hätte auch in ihren frühern Verhältniſſen ſterben können und dann

wäre ſie freudenlos hinübergegangen in jenes unbekannte Jenſeits während ſie doch wenigſtens die Erinnerung mitnehmen durfte an einige glücklich verlebte Tage. Glaubt mir Herr von Schrattenſtein, es iſt gar leicht der Stab gebrochen über eines Menſchen Handeln wenn man die Beweggründe dieſes Handelns nicht kennt — es iſt gar leicht ein Verdammungsurtheil ausgeſprochen was man dann ſo gerne zurücknehmen möchte wenn es zu ſpät iſt!« —

In bitteren Erinnerungen verſenkt ſchwieg Herr Berthold eine Weile, und auch Cymo ſchien bewegt; allein der Haß den er ſeit ſeiner Kindheit gegen Emmerberg empfand; der ihm ſchon ſo zu ſagen mit der Muttermilch eingeimpft wurde; den ſein Vater eifrig zu nähren bemüht war, haftete ſo feſt in ſeiner Bruſt, daß es nicht leicht war ihn zu verlöſchen. Seine Stirne alſo, welche eine augenblickliche Rührung gezeigt, nahm bald wieder einen andern Charakter an. Argwöhniſch blickte er vor ſich hin und ſagte: »Wir wollen darüber nicht urtheilen ob Ihr recht daran gethan meine unglückliche Muhme in dem Entſchluſſe zu beſtärken ihren Bruder, welcher ſie doch gewiß zärtlich liebte, zu verlaſſen — wir wollen nicht urtheilen über ein Handeln welches das Licht ſcheuen mußte — allein Ihr ſelbſt ſagtet Herr von Emmerberg, daß aus Eurer geheimen Ehe ein Kind entſproſſen. Ich frage Euch

nun, und Ihr mögt mir als rechtlicher Menſch, als Ritter deſſen Wappen rein und unbefleckt bleiben ſoll, antworten: was habt Ihr für dieſes unglückliche Weſen gethan? — Wenn Eure Verbindung eine von der Kirche geheiligte war, wenn Ihr wirklich die Abſicht gehabt ſie geſetzlich gültig machen zu laſſen — warum habt Ihr unterlaſſen Euch offen als den Vater dieſes Kindes zu bekennen — warum habt Ihr es hinausgeſtoßen unter fremde Menſchen die es aus Mitleid genährt und erzogen haben — warum habt Ihr ihm die Rechte vorenthalten welche ihm durch ſeine Geburt gehörten? — War das rechtlich gehandelt, Herr — war das dem Andenken Eures treu und redlich geliebten Weibes, wie Ihr es nanntet, würdig? — Verdient ein ſolches Handeln Entſchuldigung — vermag es den Haß zu löſchen welcher zwiſchen mir und Euch ewig beſtehen muß? — Nicht urtheilen will ich über Euer Handeln, Herr von Emmerberg, aber Rechenſchaft ſollt Ihr mir geben vor Gott und der Welt über ein ſolch ſchändliches Handeln — ja Herr, über ein ſo ſchändliches, verworfenes Handeln! — Mechtild iſt Eure Tochter. Ihr ſelbſt habt es eingeſtanden, und ich geſtehe Euch dafür ein daß ſie in meiner Obhut iſt — daß ich ſie auf eine Vermuthung hin, auf das Geſtändniß eines mir ſonſt verächtlichen Menſchen, in meine Gewalt gebracht — merkt Euch Herr, nur auf

eine Vermuthung hin, weil mir der Gedanke entſetzlich war, ſie als Bettlerin das Brot fremder Menſchen zehren zu wiſſen, während ſie ihr unnatürlicher Vater verläugnet.« —

»Ihr ſpielt mit harten Worten, Herr von Schrattenſtein,« ſagte Berthold, dem man die Gewalt anſah mit welcher er die empörenden Gefühle niederdrückte die bei Eymo's Rede in ihm aufſtiegen, »mit Worten welche in anderen Verhältniſſen nur durch's Schwert ausgeglichen werden könnten; aber Ihr ſeid jung — Euer Blut noch heiß — ich bin ein alter Mann, und mein Blut, Gott ſei Dank, bereits abgekühlt. Ich muß Euch alſo noch einmal daran erinnern, wie leicht es iſt den Stab über eines Menſchen Handeln zu brechen . . . . . .«

Aber Eymo hatte ſich warm geſprochen — alle die heftigen Leidenſchaften die ihn beherrſchten waren aufgerüttelt worden und ſuchten ſich jetzt durch Worte eine Bahn in die Außenwelt zu brechen. Heftig fiel er daher Herrn Berthold in die Rede. »Mag ſein daß meine Worte Euch hart klingen — mag ſein daß ſie mein warmes Blut mit ſich fortreißt — allein ich trete vor Gottes Richterſtuhl und frage: ob ſie darum unrichtig ſind — ich frage: ob ich nicht das vollſte Recht dazu habe? Mag ſein daß ſie hart klingen, aber Ihr ſollt die Wahrheit welche darin liegt, das Recht

dem ſie ihr Entſtehen verdanken nicht durch Eure kalten Reden erdrücken. — Ich habe Mechtild in meine Gewalt geſetzt, auf die Gefahr hin als ein Jungfrauenräuber zu gelten, blos durch die Vermuthung geleitet daß ſie das Kind meiner unglücklichen Muhme ſei — blos weil ich hoffte durch ſie ſelbſt, durch die Ähnlichkeit mit den Geſichtszügen ihrer vermeinten Mutter zur Gewißheit zu gelangen. Ich hatte mich getäuſcht — die Spur blieb ſo unbeſtimmt wie früher. Heute wollte ich ſie ihrem troſtloſen Vater wieder zurückgeben; ja ich ſendete bereits einen vertrauten Boten um ihn. Da erſcheint Ihr — da fällt es Euch endlich ein daß Ihr ein großes Unrecht gut zu machen habt — ein Unrecht wofür Ihr dem Neffen Eures Weibes, dem Oheim Eures mißhandelten Kindes Genugthuung geben ſollt und müßt!« —

»Und die ich Euch bei Gott nicht vorenthalten werde!« fiel ihm Berthold ebenfalls gereizt ins Wort. »Ich bin nicht erſchienen um Eure Gnade zu erflehen — ich habe dieſen bittern Gang nicht gethan um ein ſchlechtes Handeln zu entſchuldigen. Mein Name hat in Öſterreich ſtets einen guten Klang gehabt — mein Wappenſchild litt keinen Makel ſo lange ich lebe — mein Handeln war ſtets ein offenes bis auf jene unglückliche Epoche wo ich nicht um meinetwillen, ſondern für das Lebensglück Eurer Muhme einen Schleier

darüber ziehen mußte — und jetzt wo ich meinem Grabe zuwandere, wo mein Haar gebleicht und meine Kraft gebrochen, muß ich mir von Euch, der Ihr noch in der Wiege lagt als ich bereits für mein Vaterland blutete .... doch nein, nein,« unterbrach er ſich ſelbſt gewaltſam, »ich will mich durch Euch nicht aufſtacheln laſſen! Ihr habt Recht ſo mit mir zu ſprechen — Ihr habt Recht von mir Genugthuung zu fordern, und daß Ihr es thut zwingt mich Euch zu achten. — Doch fordert nichts von mir was Ihr einſt bereuen möchtet! Dies rufe ich Euch jetzt warnend zu — ich der Ergraute dem jungen Manne. Ich werde Euch Genugthuung dafür geben, gegen den Willen Eures Vaters gehandelt zu haben — aber nicht für ein ſchlechtes Handeln deſſen Ihr mich zeiht; denn wißt, erſt ſeit Geſtern kenne ich das Daſein dieſes Kindes!«

Eymo blickte betroffen auf — dann aber glitt wieder die Miene des Argwohns über ſein Geſicht. Berthold bemerkte es und fuhr fort: »Dieſe Miene ſchon welche mir den Zweifel an meinem Wort nimmt, würde mir unter andern Umſtänden das Schwert in die Hand legen; allein dies ſei jetzt fern von mir. Ich begreife Euren Zweifel — hatte ich doch ſelbſt an ſo Manchem gezweifelt wenn ich es auf eine andere Art erfahren, an ſo Manchem was mir jetzt meine letzten Tage zu verſüßen verheißt. Ja, Herr von Schratten-

ſtein, ich ſchwöre Euch bei meiner Ehre, und dieſe ſtand bisher rein und unbefleckt da in allen Stürmen des Lebens, daß ich von dieſem Kinde nichts gewußt, daß ich von ſeinem Daſein nie die leiſeſte Ahnung gehabt, daß ich es ungeboren mit meinem armen Weibe unter der Erde meinte!«

»Wie alſo, Ihr wußtet nicht daß Mechtild Eure Tochter ſei — Ihr wußtet nicht daß Euch ein Kind geboren wurde?« fragte Eymo erſtaunt und ahnend daß er in ſeinen raſchen Vorwürfen vielleicht zu weit gegangen ſei.

»Niemals,« entgegnete Berthold mit ernſter Würde. »Doch hört wenn Ihr mich nicht unterbrechen wollt!« Und nun begann er die Begebenheit zu erzählen von dem Zeitraume ſeiner Liebe an, bis zu dem Tode ſeines Weibes und den damit verknüpften Umſtänden welche ihm durch Hartneids Geſtändniß bekannt wurden — erzählte von ſeiner Liebe zu Eymo's Muhme, von der ihm gegenwärtig noch unklaren Urſache welche ihrem Bruder, dem er doch Freund von Kindheit auf war, zu der Verweigerung ihrer Verbindung vermocht, von ihrer Verzweiflung und dem endlich gefaßten Entſchluſſe zu einer heimlichen Verbindung. Er malte ihm mit lebhaften Farben das Glück aus, welches ſie Beide während ihres leider nur ſo kurzen Beiſammenlebens in dem dazu gewählten Aſyle umfing, und vertiefte

ſich bei ſeiner Schilderung ſo ſehr in die Erinnerung daß Cymo ſelbſt unwillkürlich damit fortgeriſſen wurde. Er beſchrieb endlich die namenloſe Verzweiflung welche ſich ſeiner bei der Nachricht von ihrem Tode bemächtigte, der ihn nicht nur ſeines ſo heißgeliebten Weibes ſondern auch ſeiner Hoffnung auf einen Erben beraubt und ihn einer langen Reihe Kummer und gramerfüllter Jahre überantwortete. »Und jetzt erſt, jetzt wo ich bereits meinem Grabe nahe ſtehe,« ſetzte er ſchmerzlich erſchüttert hinzu, »wo ich nur wenige Augenblicke des Lebens noch vor mir ſehe — wo ich mich nach ſo vielen bittern Stunden, nach ſo vielen grauſamen Erſchütterungen endlich nach Ruhe in der ſtillen Gruft meiner Ahnen ſehnen muß — jetzt erſt wird mir Etwas bekannt, was mir den Schmerz gelindert, was mir die Laſt des Lebens tragen geholfen hätte — jetzt werde ich in ein mir bisher unbekanntes Glück eingeweiht, in dem Augenblicke wo es mir andere Umſtände neuerdings zu rauben drohen! Aberglaube, Bosheit, Feigheit, vielleicht auch übel verſtandene Sorge um mein Wohl haben mich um mein armes Kind gebracht — haben es von den erkaltenden Mutterbrüſten hinweggenommen um es fremder Pflege anzuvertrauen während es die Vaterliebe in ſtummer Verzweiflung betrauerte; und ich muß es mir jetzt noch zum Glücke ſchätzen, muß es noch einem der Thäter danken daß

es ſolchen Händen übergeben wurde und daß man es nicht der Obſorge herzloſer Menſchen übergeben! — Herr Ihr ſeid noch jung, habt Euch noch keine Lebensgefährtin gewählt, kennt noch nicht die beſeligenden Gefühle welche in der rauhen Mannesbruſt durch den Beſitz eines braven, treuliebenden Weibes erwachen — Ihr könnt aber auch nicht den Schmerz ermeſſen welcher dieſe Bruſt zerfleiſcht wenn ſie um Das beraubt wird was ſie über den kalten Erdenjammer erhob! Ihr wißt nicht was es heißt, ein treues Weib verlieren — was es heißt, ohne Liebe, ohne Erben dem Grabe zuwandern — was es heißt, das Band zerreißen zu ſehen welches den an dieſem Erdenleben noch immer haftenden Geiſt mit dem Körper verbindet der im kalten Grabe ſich in ſeine Urſtoffe auflöſt. O, es iſt leicht geſagt: die Seele ſchwingt ſich nach dem Tode in jene höheren, ſchöneren Regionen auf, wo ihr die Fülle von Seligkeit die Erinnerung an das Erdenleben gleichgiltig machen wird, und nur der todte Körper, die gefühl- und empfindungsloſe Materie bleibt, ein Raub der Verweſung, zurück! O, es iſt dies gar leicht geſagt, allein Wenigen nur gegönnt in dieſem Gedanken Troſt zu finden wenn die düſtere Stunde der Trennung herannaht! — Der Menſch iſt ein Kind der Erde, eine Pflanze die auf ihr keimte, auf ihr lebte, auf ihr verwelken muß — mächtig ſind ſeine Gefühle an ſie

geknüpft und der hoffende Blick auf ein ſchöneres, unbekanntes Jenſeits vermag ſie nicht von ihm zu trennen. Was er mit ſeinen Sinnen ergriffen, was er durch ſeinen begrenzten Verſtand erfaſſen kann iſt ſein Eigenthum — jenes Eigenthum, das er mit liebender Sorgfalt pflegt und nährt, welches ſein Glück oder ſein Unglück ausmacht — was weiter darüber hinaus liegt, kleidet er in Bilder ſeiner Phantaſie, und nur mit blindem Glauben mag er darin die Quelle ſeines Hoffens finden. Aber verlaßt ihn einmal die Kraft, ſchwinden jene Gebilde welche er ſich geſchaffen — dann kehrt der Blick wieder trauernd auf die Mutter Erde zurück an deren Buſen er ruht, und er haſcht ängſtlich nach dem Bande welches ihn mit ihr verknüpft, und er findet Troſt in dem Gedanken daß ihn die Erinnerung der Liebe auf ſeiner Reiſe in das unbekannte Land begleitet, und er findet Kraft in den Liebesthränen welche ihm, dem Scheidenden, die Zurückgebliebenen weihen zu ſeiner einſamen von Schreckniſſen begleiteten Wanderung! — Und weil Ihr dies nicht kennt, und weil es Euch bis jetzt noch fremd bleiben mußte, habt Ihr mir ein Handeln zugeſchrieben welches ſich mit dem Begriffe einer nicht gänzlich verdorbenen Menſchennatur niemals verträgt — habt Ihr mich eines Handelns fähig gehalten, welches mich tief unter die Würde meines Geſchlechtes ſtellen mußte.

Ihr habt mich geflohen, geflohen auf das Bewußtſein des Haſſes hin, den mir Euer unglücklicher verblendeter Vater, nach langen Jahren der brüderlichſten Freundſchaft gezollt — hättet Ihr dies nicht gethan, ſo hättet Ihr in mir einen andern Menſchen gefunden — Ihr hättet mich nimmer einer Schändlichkeit fähig gehalten deren eingebildetes Beſtehen uns jetzt ſo feindlich gegenüberſtellt! — Doch genug davon — meine Worte dürften Euch ſchwerlich überzeugen, denn der Haß gegen mich iſt in Eurer Bruſt ſchon zu tief gewurzelt — ich werde Euch die Genugthuung nimmer verſagen welche Ihr für meine Handlungen fordert, wenn ſie auch ungerecht, auf ein bloßes Phantom hin gefordert wird; — aber dafür gebt mir mein Kind zurück — ich habe das Recht dazu es von Euch zu verlangen, und bei Gott, Ihr ſollt mir es nicht vorenthalten! Ich muß mein Kind haben und müßte ich es durch des Herzogs Gebot erlangen — und müßte ich es durch einen Kampf auf Leben und Tod erlangen! Ich warne Euch aber, Herr von Schrattenſtein, laßt es nicht auf's Äußerſte kommen — zwingt mich nicht zu Maßregeln welche manches ſchuldloſe Opfer dem blutigen Tode weihen, manchem Kinde den Vater, manchem greiſen Vater die Stütze ſeiner letzten Tage rauben müßte!« —

Herr Berthold ſchwieg. — Mit ſteigender Ge-

müthsbewegung hatte ihm der junge Mann zugehört. Schon im Anfange der Erzählung war der Ausdruck finſteren Argwohns welcher bisher ſeine Züge beſchattet, nach und nach entſchwunden und hatte der regſten Theilnahme Platz gemacht. Eymo war ſeit ſeiner Jugend in mancherlei Thorheiten verwickelt worden, hatte ſich zu manchem unbeſonnenen Streiche hinreißen laſſen; aber ſein Gemüth blieb dabei unverdorben und es bedurfte nur einer gründlichen Anregung von Außen um es über die kalte nicht makelloſe Hülle emporzuziehen zur reinen Thätigkeit. Des ehrwürdigen Mannes Erzählung die er mit all dem Feuer, all der Innigkeit vortrug welche ihr Gegenſtand in ihm hervorbringen mußte, war eine ſolche Anregung. Das Auge des jungen Mannes richtete ſich allmählich forſchend auf Herrn Bertholds bewegte Züge — er ſuchte durch ſie auf den Grund ſeiner Seele zu kommen. Das Blut welches ſeine Wangen höher röthete, das heftige Athmen welches ſeine breite männliche Bruſt hob, zeigte den Kampf welchen verjährter Haß mit dem durch die Erzählung erwachten Gefühle vollbrachte. Er fühlte es immer mehr, daß er mit ſeinen Beſchuldigungen zu weit gegangen war — daß er einen Menſchen tief verletzt haben mußte, welcher die Liebe ſo zahlreicher Unterthanen, die Achtung des ganzen Landes genoß. Und die Scham geſellte ſich zu ſeiner Theil-

nahme und feſſelte ſeine Sprache als Herr Berthold ſchwieg.

Plötzlich ermannte er ſich. Raſch trat er auf ſeinen Gegner zu und reichte dieſem ſeine Hand hin. »Herr von Emmerberg,« ſagte er und der Ton ſeiner Stimme verrieth die Bewegung ſeines Gemüthes, »ich habe Euch ein großes Unrecht abzubitten. — Könnt Ihr dem durch ſeine Leidenſchaften Hingeriſſenen verzeihen?« Berthold blickte ihn überraſcht an — dann ergriff er mit Wärme die dargebotene Hand und ſchüttelte ſie — dann breitete er ohne ein Wort zu ſprechen die Arme aus und Eymo ſank in höchſter Aufregung ſeiner Gefühle an ſeine Bruſt. Feſt umſchlangen ſich die Beiden. Berthold küßte den jungen Mann auf die Stirn und ein paar Thränen rollten über ſeine gefurchte Wange in den grauen Bart. Keiner von ihnen ſprach — Keiner verletzte den heiligen Augenblick durch Worte welche doch nur unvollkommen das wiederzugeben vermochten was in ihrem Innern vorging.

An derſelben Stelle wo vor langen Jahren Berthold den Freund ſeiner Jugend liebend umfaßt wo ſie ſpäter ein feindliches Geſchick für immer getrennt und zu den erbittertſten Feinden verwandelt; wo er in ſeinem Weibe das Glück und den Schmerz ſeines Lebens empfing — auf dieſer Stelle ſchwebte jetzt der Engel

der Verſöhnung ſanft hernieder aus ſeinem lichtdurchzogenen Ätherwagen und breitete ſeine Palme über Berthold und den Sohn desjenigen der ihn einſt um Alles gebracht was ihm das Leben ſchön gemacht!

XI.

Während dies im Innern der Burg vorging begaben ſich im Hofe ganz andere Dinge.

Luitpold und Hartneid waren ebenfalls von ihren Pferden geſtiegen und hatten deren Zügel durch die zu dieſem Behufe an der Mauer befindlichen Ringe geſchlungen. Eine Schaar müßiger Knechte hatte ſich um ſie verſammelt und gafften die Diener eines Mannes, den ſie immer nur als einen Feind ihres Herrn zu nennen gewohnt waren, mit frecher Neugierde an, und da ſie ſich aus beſagtem Grunde ungeſtraft etwas herausnehmen zu dürfen glaubten, drängten ſie ſich immer näher heran. Aus ihrem leiſen Geziſchel war leicht zu entnehmen daß ihnen ein kleiner Streit eben nicht unwillkommen geweſen wäre. Allein da trat aus einem Seitengebäude plötzlich ein alter Mann heraus machte ſich durch die gaffende Menge Platz und ſchritt gerade auf Luitpold los. Der Alte war ein Jäger den

Luitpold in frühern Zeiten oft während ſeinen Streifereien durch die Forſte begegnete, ein alter ehrlicher Kauz der ein geheimer Anhänger Herrn Bertholds bald eine warme Zuneigung für den rüſtigen und in der Jägerei erfahrenen Jüngling faßte. — Dieſer ſchritt alſo nun auf Luitpold los, ſchüttelte ihm treuherzig die Hand und ſagte: »Willkommen wackerer Junge. Hätte nicht geträumt daß ich Dich hier in dieſen Mauern zum erſten Male wiederſehen würde nach jener Begebenheit im Zweierforſte wo Du Dich ſo muthig mit dem wilden Eber herumtummelteſt. Erinnerſt Dich wohl kaum mehr an den alten Knecht der Dir damals zu Hilfe kam!«

Luitpold erinnerte ſich wirklich nur wenig an des Alten Geſicht. Allein ſeine freundliche Anrede und die Treuherzigkeit welche aus ſeinen Mienen ſprach, zogen ihn unwillkürlich zu ihm hin, und ſo erwiderte er alſo herzlich ſeinen Händedruck und Gruß. Der Alte aber wendete ſich zu den Umſtehenden welche über dieſe Erkennungsſcene ihre Gloſſen machen wollten, und ſagte barſch: »Heda, Ihr Taugenichtſe, was gafft Ihr als ob ein junger Schildknappe — denn für das halte ich Dich mein lieber Junge — und ein greiſer Diener Etwas wäre, das man auf Schrattenſtein noch nicht geſehen. Packt Euch fort, Ihr Maulaffen, habt was Beſſeres zu thun als da herumzulungern, und

wenn Euer Gelächter und ſchlechtes Gewitzel nicht bald endet, ſo laſſe ich Euch meine Hetzpeitſche koſten. Seid alleſammt nicht werth dieſen braven Jungen da ſo unverſchämt zu begaffen, der Euch ſchon das neue Jahr abgewinnen würde wenn's darauf ankäme. Alſo fort — hört ihr!« — Die Umſtehenden wollten zwar ſeinem Befehle anfangs nicht gleich Folge leiſten, ja, man konnte ſogar eine ziemlich laute Stimme vernehmen welche auf Widerſtand deutete; allein der alte Forſtmann ſchien doch eine ziemliche Gewalt über ſie zu haben, denn kaum zeigte er Ernſt ſeine Drohung in Ausführung zu bringen als ſie ſich murrend fortſchlichen und nur dadurch zu rächen ſuchten aus der Ferne, ehe ſie in die Stallungen und andere Gebäude traten, einige derbe Flüche auf den alten Bärenfänger wie ſie den Alten nannten, auszuſtoßen, vorüber ſich übrigens dieſer nicht mehr kümmerte, ſondern in aller Ruhe mit dem Jüngling ein Geſpräch anknüpfte.

Aber Luitpold hatte ein ganz anderes Intereſſe im Auge. Seiner jugendlichen Ungeduld war es etwas Entſetzliches ſich mit Mechtilden an demſelben Ort zu wiſſen, und ſie nicht ſehen zu können; ja nicht einmal um ſie fragen zu ſollen, weil dies Herr Berthold aus guten Gründen auf das Strengſte verboten hatte. Während alſo der alte ehrliche Forſtmann mit ihm ſprach und ſich lang und breit über die Nachtheile ausließ

welche die edle Jagd durch den feindlichen Einfall der Ungarn erlitten, ſchweiften des Jünglings Blicke ruhelos umher um irgendwo die Spur derjenigen zu entdecken auf welche ſein ganzes Denken gerichtet war. Gern hätte er ſeinen alten Freund in derſelben Abſicht um die Erlaubniß erſucht ſich unter ſeinem Schutze ein wenig in der Burg umſehen zu dürfen, allein er ſchämte ſich ſeiner Ungeduld ſelbſt und ſchwieg. — Da fiel ihm Herr von Königsberg ein welcher am Fuße des Berges wartete — wie ſollte er dieſem hier in den von hohen Gebäuden umſchloſſenen Hofe ein Zeichen geben wenn es Noth that! Das unfreundliche Benehmen der Knechte — den alten Jäger wollte er jetzt nicht in Betracht ziehen — das ſo lange Ausbleiben Herrn Bertholds — Alles dies machte es, ſo ſuchte er ſich zu überreden, nöthig einen Punct zu gewinnen von wo er zugleich ſehen konnte was in der Burg geſchah, und dem unten harrenden Königsberg das verabredete Zeichen geben konnte. Ja, ja, er mußte einen ſolchen Punct ſuchen — es war die dringendſte Nothwendigkeit da — ſo ſagte er ſich wiederholt, während doch im Hintergrunde ſeines Herzens eine ganz andere Abſicht lauſchte. — Er bat alſo wirklich den alten Jäger ihm die Ausſicht von einem der kleinen Wartthürme ins Thal und auf die umliegenden Gebirge zu zeigen. Der Alte zeigte ſich willig; nur wollte er ihm

nicht ſelbſt als Führer dienen um als Schutzwache Hartneids zurückzubleiben und rief einen jungen Burſchen in Luitpolds Alter welcher ihn auf gewiſſe Puncte die er ihm genau verzeichnete führen ſollte. Luitpold empfand darüber eine innige Freude und ſchnell war er mit ſeinem Begleiter zwiſchen den ſich vielfach durchkreuzenden Mauern verſchwunden, obſchon ihn der ängſtlich beſorgte Hartneid von dieſem Unternehmen zurückhalten wollte.

Schon während der allgemeinen Bewegung, welche Herrn Berthold Erſcheinen bei den Bewohnern von Schrattenſtein hervorgebracht, hatte ſich ein Mann in die Burg geſchlichen und ſich hinter einen ſtarken Strebepfeiler verſteckt. Es war derſelbe Mann welcher den Zug der von Emmerberg Kommenden bereits ſo geheimnißvoll beobachtet.

Kaum hatte ſich jetzt Berthold entfernt und der alte Jäger war für einige Augenblicke in eine der angrenzenden Stallungen getreten um, wie er ſagte, die faulen Burſchen ein wenig aus dem Heu zu rütteln, als der beſagte Mann raſch aus ſeinem Verſtecke hervortrat und plötzlich vor Hartneid ſtand, der zum Tode erſchreckt einige Schritte zurückprallte und mit ängſtlicher Stimme rief: »Ruprecht — was ſoll das, was willſt Du jetzt hier?«

»Geld,« antwortete ihm der ſchwarze Imre mit

höhniſchem Grinſen, »das wundert Dich alter Schelm? — Was ich hier will — nun, Deinem Herrn für die freundliche Aufnahme danken, der ich mich auf Emmerberg zu erfreuen hatte — ihm zeigen daß ich ihn für ſein mildes Verſprechen mich an den nächſten Baum aufknüpfen zu laſſen, dennoch reichlich zu lohnen vermag, ſo arm ich bin, ſo elend mein Kleid, meine ganze Erſcheinung überhaupt ausſehen mag!«

Hartneid erbebte bei dieſen in unheilverkündendem Tone ausgeſprochenen Worten: »Ruprecht,« rief er, »Du wirſt doch nicht . . . .«

»Sei ruhig,« fiel ihm der Andere in die Rede, »ich will nichts als was ich früher gewollt — mit Deinem Herrn ſprechen. — Ich muß ihn ſprechen, und ich verſichere Dich, er wird ſich diesmal nicht weigern wie auf Emmerberg, woran Du wahrſcheinlich auch Deinen Theil haſt alter Duckmäuſer — aber ich verzeihe Dir — ihr werdet es ja ohnedem alleſammt bereuen!« —

»Aber was willſt Du thun, was willſt Du thun?« fragte Hartneid immer ängſtlicher werdend, und beſorgt um ſich blickend ob Niemand in der Nähe ſei welcher die nöthige Hilfe bringen könnte.

»Mit Deinem Herrn ſprechen, wie ich Dir bereits geſagt,« entgegnete Imre lachend, »und ihn durch einen ganz kleinen Kunſtgriff zwingen, mir ſein Ohr zu

leihen. — Doch laſſen wir das jetzt — darüber zu ſprechen iſt ſpäter Zeit; die beiden Herren dürften ohnedem noch eine Weile beiſammen ſein. Reden wir von andern Dingen — wo haſt Du denn Deinen jungen Begleiter gelaſſen?« —

»Dort,« ſagte Hartneid und zeigte auf die Warte über deren Brüſtung bald Luitpolds Haupt bald jenes ſeines jungen Begleiters ſichtbar wurde, obgleich nur abgewendet ſo daß derjenige welcher ſie nicht einer längern Beobachtung unterzog, glauben mußte es ſei immer dieſelbe Geſtalt. In demſelben Augenblicke aber wo der Alte ganz in ſeinen Beſorgniſſen vertieft hinzeigte, erſchrack er heftig darüber; denn es fiel ihm ein wie er von Luitpold erfahren daß Imre deſſen entarteter Vater ſei, dem er nur mit Lebensgefahr entfliehen konnte. Aber Imre blickte ganz ruhig und unbefangen hinauf. »So,« ſagte er gedehnt und rüttelte wie zufällig ſeine Armbruſt, deren ſtarke Sehne ſtraff geſpannt war von der Schulter. »So — dort? — Ein recht ſchmucker Junge das — nur einen etwas zu kleinen Kopf auf dieſem kräftigen Körper — ſonſt wirklich ganz hübſch. Haſt ihn wohl recht lieb, alter Schelm, und Dein edler Herr auch — wird ihn ſpäter noch lieber gewinnen — ja, ja glaube mirs nur, weit lieber! — Wenn er ſich doch nicht ſo weit über die Brüſtung lehnte — iſt ein gar gräulicher

Abgrund dort vor der Mauer — wer da hinabſtürzt dem hält kein Bein an dem anderen. Sollte mir leid thun wenn der Junge da hinab ſtürzte. — Soll hübſch bleiben um mit ſeiner Geſtalt das Auge ſeines lieben Herrn zu erfreuen! — Sieh doch wie unvorſichtig er iſt — wieder ſieht man kaum ſeinen Kopf!« —

Hartneid blickte, obgleich von allerlei Gedanken und Befürchtungen beſtürmt, zu Luitpold hinauf. Er merkte es nicht wie Imre während ſeiner Rede, wobei er immer bemüht war des Alten Aufmerkſamkeit abzulenken, unvermerkt einen ſtarken wie eine Nadel geſchliffenen Bolzen aus ſeinem Wammſe hervorzog und in die Rinne der Armbruſt einlegte — er merkte nicht daß Luitpolds Vater während er Hartneid auf der Zinne der Warte ſah, leiſe ein paar Schritte zurücktrat, die Armbruſt an die Wange herauf zog und ſcharf auf den Kopf des Obenſtehenden zielte. Erſt der ſchrillende Ton welchen der zurückſchnellende ſtählerne Bogen verurſachte — erſt das grauſige Pfeifen des Bolzen durch die Luft, dem ein durchdringender Todesſchrei auf der Höhe der Warte folgte, wendete Hartneids Aufmerkſamkeit auf Imre zurück, der eben mit teufliſchem Lachen ſeine Armbruſt vom Geſichte zog und verächtlich auf den Boden warf. Sprachlos ſtarrte ihn der Alte an — gleichſam als könnte er die entſetzliche That gar nicht faſſen welche Imre began-

gen. Doch endlich ſchien er ſich derſelben bewußt zu werden, und zugleich mit einer Stimme welche auf der Warte um Hilfe rief, begann er ein lautes Jammergeſchrei. »Hilfe,« rief er zitternd an allen Gliedern, »ein Mord, ein entſetzlicher Mord — fangt den ſchändlichen Mörder! O Luitpold, Luitpold, von der verruchten Hand ſeines eigenen Vaters mußte er fallen — zu Hilfe!« —

»Holla!« ſchrie Imre zugleich mit ihm, indem er anſcheinend ganz ruhig mit über die Bruſt gekreuzten Armen daſtand, »was machſt Du für einen Teufelslärm, alter Todtenvogel? Habe ich Dir nicht geſagt ich müſſe Deinen Herrn zu einem Zwiegeſpräche mit mir zwingen? — Halt doch das Maul, oder beim Satan . . . . . .« und damit hob er die knochige Fauſt auf und wollte damit Hartneid einen tüchtigen Streich verſetzen; aber ſein Arm wurde aufgefangen und zwei tüchtige Hände packten ihn. »Wie kommſt Du in die Burg, du Strolch?« donnerte ihm der alte Jäger ins Ohr — denn er war derjenige welcher den auf Hartneid geführten Streich auffing. »Willſt Du hier gaunern und Raufhändel anfangen — jagt ihn über die Zugbrücke hinaus!«

»Um Gottes Willen nein,« ſchrie Hartneid welcher bereits auf dem Wege war die Warte zu erſteigen, »er hat Luitpold erſchoſſen!«

»Was ſagſt Du, erſchoſſen?« rief der Jäger und mit ihm der ganze Schwarm von Knechten welcher ſich allmälig im Hofe ſammelte, »den braven Jungen erſchoſſen? — Ei da ſoll ihn ja der Satan bei der Gurgel faſſen!« und ohne auf dieſen letztern zu warten packte er ihn ſelbſt beim Genicke und warf ihn mit Hilfe der Übrigen zu Boden.

»Gebt Euch doch keine ſolche Mühe mit mir,« ſagte Imre frech, »ich werde Euch nicht entrinnen — führt mich nur vor Herrn Berthold, dann will ich die Beweggründe meines Handelns ſchon auseinander ſetzen!« —

»Thut wie er ſagt,« ſchrie die Menge, »führt ihn vor Herrn Berthold, führt ihn vor Herrn Eymo — ſie ſollen den ſchlechten Kerl aburtheilen.«

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Pforte des Saales und Herr Berthold trat mit Eymo heraus. »Was iſt das für ein Lärm — was habt Ihr mit dieſem Menſchen?« fragte Eymo. Berthold aber hatte ihn kaum erblickt als ihm der heftigſte Unwille das Blut ins Geſicht trieb. »Was willſt Du hier Ruprecht,« ſagte er mit finſterer Miene, »habe ich Dich gewarnt meinem Auge nimmer zu erſcheinen?«

»Er iſt ein Mörder!« ſchrie die tobende Menge — »er hat den Jungen da, den Luitpold erſchoſſen!«

»Luitpold erſchoſſen!« rief Herr Berthold entſetzt. »Seinen eigenen Sohn!«

»Ei was eigenen Sohn,« entgegnete Imre grinſend, »mein Sohn war er nicht, wohl aber der Deinige! Ja, ja gaffe mich nur an alter Sünder, Dein leiblicher Sohn — der Sohn Deines Weibes, die im Hartwalde begraben liegt! — Glaubſt mirs wohl nicht Alter — iſt aber doch ſo und nicht anders! Jetzt laſſe mich mit Deinen Hunden hinaus hetzen wenn Du willſt — jetzt laſſe mich aufknüpfen — ſieh ich werde mich nicht dagegen wehren — nicht mit dem geringſten Verſuch durch Flucht zu befreien ſuchen. Ich haſſe das Leben — mir iſt es zum Ekel geworden und darum wollte ich mich davon befreien — aber wenigſtens ſollte mir noch die Wolluſt werden Dich in Verzweiflung zu ſehen, indem ich Dir Dein Kind raubte!«

Berthold und Eymo ſahen den Menſchen mit ſprachloſem Staunen an — ſie wußten nicht hatten ſie einen Wahnſinnigen vor ſich oder lag in ſeinen Worten wirklich ein tieferer Sinn. Er aber fuhr fort: »Laßt mich doch allein mit Euch ſprechen, und ich will Euch die ſaubere Geſchichte haarklein erzählen, denn ich ſehe ſchon Ihr meint es ſei mit mir nicht ganz richtig. Aber Ihr ſollt Beide ſehen daß meine Vernunft nicht ein Bischen gelitten hat, ſelbſt da nicht als Du, Berthold von Emmerberg, mich ſchmählich aus Dei-

ner Burg jagen ließeſt, während ich Dir doch für einige lumpige Goldſtücke das Geheimniß meines Lebens vertrauen wollte!«

Die beiden Herren wußten noch immer nicht was ſie denken ſollten — ſie gaben den Knechten welche den bereits gebundenen Imre hielten ein Zeichen ihn in den Saal zu führen der eben Zeuge ihrer Verſöhnung geweſen, und folgten ihm ebenfalls dahin.

»Sprich jetzt Elender!« ſagte Herr Berthold als ſie ſich mit dem Verbrecher allein befanden. Dieſer aber ſchlug ein helles Gelächter an und ſagte:

»Ich forderte Dich geſtern auf Berthold von Emmerberg mich anzuhören — Du hießeſt mich ſchweigen, ich warnte Dich vor Übereilung — Du ließeſt mich fortjagen, Du drohteſt mich aufknüpfen zu laſſen. Ich ging und fluchte Dir — fluchte Dir und Deinem Kinde, und ſieh der Fluch iſt wunderbar in Erfüllung gegangen — nicht zweimal ſank die Sonne hinter die Berge und ſchon hat Dich mein Fluch blutig ereilt und Du ſtehſt vor mir ein kinderloſer Mann. Deine Verzweiflung ſoll mir die Marterbank zum Lotterbettlein machen!« —

»Noch vor wenigen Augenblicken ſagte ich Deinem alten Hartneid, daß ich Dich ſprechen *will* und *muß* und daß Du Dich deſſen nicht weigern wirſt. Sieh' auch das iſt in Erfüllung gegangen. Ich ſtehe vor Dir

und Du ſelbſt forderſt mich zum ſprechen auf! — Ja reden will ich — reden daß Dir darüber das Hören vergehen mag. Alſo paſſe auf Alter, und dann raufe Dir die weißen Haare aus und verzweifle! Nicht Mechtild iſt Deine Tochter — ſie iſt mein Kind, ſie iſt das Kind Deines ehmaligen Förſters Ruprecht welcher vor Dir ſteht — Luitpold aber iſt Dein Sohn, das Kind jenes unglücklichen Weibes welches im Hartwalde begraben liegt; von mir ausgetauſcht weil ich lieber einen Buben als eine Tochter erziehen wollte!«

»Entſetzlich, gräßlich!« ſchrie Berthold erſchüttert daß er ſich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte — »Bube rede — ſprichſt Du die Wahrheit?«

»Die Wahrheit? Ei ſieh' doch, warum ſoll ich ſie nicht ſagen, iſt ſie es doch welche Dich jetzt der Verzweiflung preis gibt! . . . .«

Da öffnete ſich raſch die Pforte und — Luitpold gefolgt von Hartneid ſtürzten herein. »Gott ſei Dank!« rief Letzterer ganz außer ſich vor Freude — »er hat ihn nicht getroffen — ſein Bolzen tödtete nur ſeinen Begleiter!«

Und mit dem Ausrufe: »Luitpold, mein Sohn!« eilte Herr Berthold auf den Jüngling hin und umfing ihn mit ſeinen Armen, und preßte ihn an ſeine Bruſt.

Dieſer ganze Auftritt war eine Sache des Moments.

Imre verſtummte — die gefeſſelten Hände vor ſich hingeſtreckt als wollte er damit eine ihm entſetzliche Erſcheinung von ſich zurückdrängen, ſtand er da, mit halbgeöffnetem Munde und ſtarren Augen. Seine Bruſt athmete heftig, ſeine Kniee ſchlotterten und ſein Haar ſträubte ſich empor. »Nein,« murmelte er endlich leiſe, während alle Übrigen durch die verſchiedenartigſten Erſcheinungen beherrſcht ſchwiegen — »nein, es iſt nicht möglich — es darf nicht ſein — es ſoll nicht ſein! Ich habe doch ſo gut gezielt — und mein Auge täuſchte mich nie. Es wäre verdammt wenn ich durch ein Blendwerk getäuſcht worden wäre — es müßte mich wahnſinnig machen!« und wieder ſchwieg er und ſtarrte mit fürchterlichen und entſetzlichen Blicken auf den Jüngling hin. — Da ließ dieſen Herr Berthold aus ſeinen Armen los, in welchen er mehr erſtaunt als gerührt gelegen, und kaum war er frei und konnte um ſich blicken und ſein Auge traf ſeines Vaters ſtarre Geſtalt, ſo trat er ein paar Schritte vor und rief erſchreckt: »Gott des Himmels, mein Vater!«

»Alſo doch, doch!« ſagte Irme tonlos vor ſich hin. »Alſo kein Blendwerk der Hölle!« und ſein Zittern wurde heftiger, und die Kniee verſagten ihm den Dienſt. Kraftlos, ganz vernichtet, ſank er auf den Eſtrich hin. »Herr, jetzt erkenne ich Deine Macht — jetzt ſehe ich daß Du größer biſt als der Satan dem

ich bisher gedient!« und ſich darauf zu Herrn Berthold wendend fuhr er fort: »Ich habe Euch aus Rache, aus eigener Verzweiflung über meine getäuſchten Hoffnungen dem Jammer preis geben wollen — der Himmel hat Euch beſchützt und meiner verſuchten Handlung eine andere Richtung gegeben. Ihr habt einen elenden Menſchen vor Euch, Herr Berthold — einen Menſchen, den der Lohn für ſeine ſchlechten Thaten ereilt; doch ehe Ihr ihm die Art dieſes Lohnes beſtimmt, hört mich geduldig an. Entfernt alle die uns hier umgeben — nur Herr Eymo und Luitpold mögen hören was ich zu ſagen habe!«

Eymo gab ein Zeichen, Alle entfernten ſich, ſelbſt Hartneid — ſie waren allein mit dem Verbrecher welcher noch immer mit geſenktem Haupte dakniete und zu ſprechen fort fuhr: »Was ich Euch früher aus Rachedurſt eröffnete, iſt wahr. Nicht Mechtild iſt Eure Tochter — Hartneid ſelbſt konnte dies nicht wiſſen, ſondern ſie iſt das Kind welches mein Weib einen Tag früher gebar, als jener Jüngling, Euer Sohn, zur Welt kam. Ja, Luitpold iſt Euer Sohn, das ſchwöre ich Euch zu, bei der Hoffnung die ich nähre daß mir Gott, den ich bis jetzt nicht erkannte, und vor deſſen Richterſtuhl ich bald ſtehen werde, meine Verbrechen verzeihen möge. Luitpold iſt Euer Sohn — das Kind Eures unglücklichen Weibes.«

»Die Schwäche in welcher ſich Euer Weib gleich nach der Geburt ihres Kindes befand, machte es nothwendig dieſes ſogleich von ihr zu trennen. Ehe noch Hartneid es erblickt wurde es von der anweſenden Bauersfrau die Eurer Gattin in ihren Nöthen beigeſtanden, mir übergeben. Ich brachte es zu meinem Weibe — ich legte es an ihre Bruſt. Es war ein friſches Knäblein, und ſogleich erwachte in mir der Entſchluß, es gegen mein Kind zu vertauſchen, da meine ganze Sehnſucht nach einem Buben ſtrebte. Ich machte meinem Weibe den Vorſchlag — er wurde natürlich zurückgewieſen — ich drohte ihr endlich damit ihr eigenes Kind zu erdroſſeln wenn ſie nicht einwilligen wollte, und ſo brachte ich ſie endlich zum Nachgeben. — Als Hartneid erſchien um das Kind ſeines Herrn zu ſehen, zeigte ich ihm das Mägdlein, und ſo blieb denn fortan dieſes Euer Kind, während ich Euern Sohn mit mir fortnahm über die Grenze, wohin man mich mit einer guten Summe Geldes und gegen das Verſprechen nie mehr wiederzukehren, bald darauf ſchickte.« —

»Es war mein erſtes Verbrechen was ich beging. Ich war immer ein rauher, wüſter Geſelle, aber zum Verbrecher war ich erſt in jener verhängnißvollen Stunde geworden! — Was mir dieſe That für Folgen brachte, weiß Gott! Mit dem erſten Schritte zur Hölle wurde ich unaufhaltſam fortgeriſſen von einem

Abgrunde zum andern, vor denen mein Blick bald nicht mehr zurückſchauderte, da er ſich daran gewöhnte. — Aber auch mein erſtes Verbrechen brachte mir nur Unheil und Elend. — Mein Weib wollte den Buben nicht ſo erziehen wie ich es wünſchte. Dies machte daß der Unfrieden in meine Hütte zog, für den ich mich bei wilden Saufgelagen, bei Raubzügen, zu entſchädigen ſuchte. Während mein armes Weib arbeitete und darbte, zog ich meinen zügelloſen Gelüſten nach. — Endlich ſtarb ſie und Luitpold entfloh. Ich kam erſt einige Wochen nach ihrem Tode von meinen Raubzügen heim — er war längſt fort, und Niemand konnte mir ſagen wohin er ſich gewendet. — Mit dem letzten Einfalle der Ungarn kam ich nach langen Jahren in dieſe Gegend. Ich erfuhr zufällig wohin Hartneid Euer vermeintliches Kind gebracht. Sogleich war mein Entſchluß gefaßt Durch dieſe Jungfrau welche jedenfalls für Eure Tochter gelten mußte, wollte ich mir Reichthümer erwerben, indem ich ihr Daſein zuerſt an Herrn Cymo und dann erſt an Euch ſelbſt zu verrathen beabſichtigte. Die Beweiſe von der Richtigkeit meiner Angabe ſollte Hartneid liefern — ihn wollte ich durch Drohungen dazu zwingen. Aber Eure längere Abweſenheit in Wien wohin ich mich anderer Verhältniſſe wegen nicht begeben durfte, und die gleich darauffolgende Berennung der Neuſtadt machten es

mir unmöglich vor Euch zu gelangen, und ſelbſt Herrn Eymo durfte ich mich erſt viel ſpäter nahen als meine Hoffnungen auf Gold mir es wünſchenswerth machten. Ich ſuchte alſo vorläufig eine andere Quelle und dieſe war Hartneid. Ihn brachte ich durch beſtändige Bedrohungen mit Verrath von welchen ich übrigens nur durch die Umſtände abgehalten wurde dahin, mir namhafte Summen zu opfern, welche ich in Erwartung viel bedeutenderer Zuflüſſe wieder verpraßte.« —

»Endlich brachte ein Zufall meinen Sohn oder eigentlich den Eurigen Herr Berthold, in meine Gewalt, und meine Hoffnungen hatten ihren höchſten Gipfel erreicht. Hatte ich einmal meinen Lohn für den Verrath von Mechtilds Daſein eingeſtrichen, ſo wollte ich dann erſt mit der wahren Sache heraus rücken und ſo den doppelten Nutzen ziehen. — Der Verrath an Herrn Eymo war bereits geſchehen — das vermeintliche Kind ſeiner Muhme, in ſeiner Gewalt; doch wollte er mir den bedungenen Lohn nicht eher ausfolgen als bis er Gewißheit erlangt. — Es war keine Zeit zu verlieren — ich eilte nach Emmerberg — Ihr ward noch immer nicht aus der Neuſtadt zurückgekehrt. — Ich eilte dahin und fand Euern Sohn. Ihn wollte ich erſt auf Schrattenſtein in Sicherheit bringen, um dann meine frühern Pläne zu verfolgen; aber ich hatte kein Glück — oder vielmehr der Himmel machte mein

ſchlechtes Treiben zu Schanden. Euer Sohn entfloh mir vor den Pforten der Burg — ich war um den größten Theil meines Hoffens betrogen! — Noch immer blieb mir die Ausführung meines frühern Planes durch Mechtild übrig; aber dabei mußte ſchnell gehandelt werden, denn ich fürchtete Hartneids Zaghaftigkeit durch welche er mir im Verrathe zuvorkommen und ſo den gehofften Lohn weghaſchen konnte; daher ging ich wieder nach Emmerberg, feſt entſchloſſen da zu warten bis Ihr anlangen würdet, und dabei den alten Hartneid nicht aus den Augen zu laſſen. — Hier kam ich zu ſpät — Ihr waret bereits angelangt — der Verrath geſchehen!« —

»Ihr jagtet mich ſchmachvoll von Euch — Ihr ließet mich nicht zu Worte kommen. Ich wollte Euch ſagen daß Mechtild nicht Eure Tochter ſei — Ihr hörtet mich nicht an. — Dies erbitterte mich auf's Äußerſte. Ich ſah all meine kühn genährten Hoffnungen zertrümmert — mich wieder in mein altes Elend zurückgeſchleudert. Rache, blutige Rache war nun mein einziger Gedanke - das einzige Gefühl welches mich durchtobte und mein Blut zum Sieden brachte. Euch zu morden, war meine Abſicht — der Lichtpunkt meines Hoffens. Ich hatte das Leben ſatt — es war mir zum Ekel geworden; hatte ich meine Rache genoſſen, war es mir vollkommen gleichgiltig was mit mir

geſchah. — Ohne Nahrung zu mir zu nehmen, in einem beſtändigen Fieberfroſt welcher mein Gebein gräßlich durchrüttelte, brachte ich die folgende Nacht im Walde zu, gegenüber Eurer Burg. Ich wollte die Gelegenheit erhaſchen an Euch zu kommen um dann meine Rache auszuführen. Der Zufall ſchien mir günſtig. Mit dem erſten Morgenſtrahle ſah ich Euch aus der Pforte Emmerbergs ziehen. Ich machte meine Armbruſt zurecht — ich legte den Bolzen ein. Meine Geſchicklichkeit als Schütze ließ mich Euch bereits in Eurem Blute ſchwimmen ſehen; da traf mein Blick Eure Begleiter und — ein freudiger Schreck durchzuckte mich — Euer Sohn Luitpold befand ſich unter ihnen. — Jetzt muß er mich anhören, dachte ich mir, er ſoll leben, recht lange Jahre leben; aber als ein elender Menſch welcher ſein Schickſal verflucht. Er ſoll erfahren, daß dieſer Junge ſein Kind iſt — doch erſt dann ſoll er es erfahren, wenn es zu ſpät iſt; wenn er als ein kinderloſer Vater durch den unverlöſchbarſten Schmerz gemartert wird! So ſagte ich zu mir und mein Rachedurſt ward zum Wahnſinn. Ich verſteckte den auf die Armbruſt gelegten Bolzen welcher dazu beſtimmt war Eure Bruſt zu durchbohren, und welcher jetzt das Herz Eures Sohnes treffen ſollte — ich wußte nicht mehr was ich that — ich kannte kaum mehr mein eigenes Wollen — es hatte ſich meiner

Seele ein Blutdurſt bemeiſtert wie noch niemals. Leiſe ſchlich ich Euch nach. Einigemal, wo ich Euch ganz nahe hinter einem Felsſtücke auflauerte, legte ich bereits das Mordgeſchoß auf Luitpold an — aber ich konnte damit nicht fertig werden. — Ein unerklärbares Etwas, vielleicht blos die Furcht einen Fehlſchuß zu thun hielt mich ab die Sehne der Armbruſt abzuſchnellen. — So ging es fort bis Ihr Schrattenſtein erreicht und über die Zugbrücke dieſer Burg gezogen. Das Auffallende Eurer Erſcheinung daſelbſt mochte den Thorwarth unaufmerkſam gemacht haben — ich bekam Gelegenheit mich hereinzuſchleichen — und was weiter geſchah wißt Ihr ſelbſt.« —

»Hier habt Ihr die getreue Darſtellung meines Handelns. Ich verlange keine Gnade — ich verdiene keine. Furchtbar habe ich geſündigt — ich erwarte meine Strafe. — Der Allmächtige, den ich ſo oft verläugnet hat mir ohnedem mehr Gnade erwieſen als ich verdiente, denn er ließ mich ſeine Macht erkennen und verhütete daß ich mein Verbrechen ausführen konnte. Nun Herr, laßt mich tödten — ich gehöre nicht mehr auf dieſe Erde — das Leben iſt mir entſetzlich geworden!« —

Imre ſchwieg, und ließ von Reue zerknirſcht das Haupt auf die Bruſt ſinken. Abſcheu und Entſetzen hatte ſich bei ſeiner Erzählung der Umſtehenden be-

mächtigt. Schaudernd blickten ſie auf den gräßlichen Verbrecher — ſchaudernd dachten ſie daran wie es nur eines kleinen Zufalls bedurft ſie Alle grenzenlos elend zu machen. — Cymo gab endlich den Befehl, den Verbrecher in ſichern Gewahrſam zu bringen, während Herr Berthold noch einmal ſeinen wiedergefundenen Sohn an das väterliche Herz drückte. —

XII.

Das Horn des Thurmwächters verkündete laut die Ankunft eines Fremden an der Eingangspforte von Schrattenſtein, als Herr Berthold zwiſchen ſeinem Sohne auf welchen ſein Blick mit einem gewiſſen Stolze ruhte, und Cymo, aus dem Saale in den Hof trat. Alle Drei blickten neugierig auf — die Zugbrücke raſſelte herab, das Fallgitter ſchob ſich knarrend empor, und hereinritt — Hanns Poſchacher. Ein freudiger Zuruf Herrn Bertholds und ſeines Sohnes begrüßten den wackern Alten welcher nicht wenig erſtaunte, dieſe Beiden auf Schrattenſtein zu finden deſſen Beſitzer ihm bisher nur als der erbittertſte Feind von Emmerberg und Jedem der ihm freundlich verbunden, bekannt war.

Der Gram von einigen Wochen hatte den alten Thurmvogt hart mitgenommen. Sein bleiches Geſicht zeigte tiefe Furchen — der Glanz ſeines Auges war erloſchen. Nur die Botſchaft welche ihm Herr Eymo mit der Einladung geſendet ſich ſeine Tochter auf Schrattenſtein abzuholen, hatte ihn in eine gewiſſe fieberhafte Aufregung verſetzt welche ſich in der ängſtlichen Spannung mit welcher ſein Auge herumirrte, in dem Zucken ſeiner Muskeln kund gab.

Eymo's Botſchaft ſagte nichts Näheres. Wie wird er ſeine geliebte Tochter, ſeine unglückliche Mechtild wiederfinden — was war der Beweggrund, ihre Zurückgabe jetzt ſelbſt anzubieten? Faſt vermuthete er darin eine gewiſſe Ironie deren Vorſtellung allein ihn ſchon wahnſinnig zu machen drohte. Wie wird er ſie finden? Lebend oder todt — ſo wie ſie von ihm geriſſen wurde, eine Lilie in deren reinem Kelche die kryſtallhelle Thauperle glänzt oder grauſam verletzt durch den Gifthauch der Schändlichkeit? Furchtbarer Gedanke — und doch — warum hat man ſie geraubt, warum ſendet man ſie jetzt ſelbſt wieder zurück. — Der Bote hatte ſeinen Auftrag kaum ausgerichtet und Hanns Poſchacher ſaß bereits im Sattel. Unaufgehalten jagte er durch ſeinen Thorthurm hinaus über die Zugbrücke welche ſeine Knechte, aufs höchſte verwundert, nicht ſchnell genug herablaſſen konnten. Bisher

ſuchte er die Urſache ihrer Entführung in den Drohungen welche ihm Hartneid mitgetheilt. Er meinte nichts anderes als daß ihrem wahren Vater ihr Daſein verrathen wurde und dieſer in liebender Ungeduld das Ende der Belagerung nicht abwarten wollte um ſich in den Beſitz ſeines Kindes zu ſetzen. Er meinte nichts anders als daß ſie für ihn auf ewig unwiederbringlich verloren ſei. Da ſendete Schrattenſtein zu ihm. Wie kam dieſer zu dem armen Kinde — dieſer wüſte rauhe Mann — welche Beziehung konnte Dieſer zu Mechtilden haben? Doch daran dachte er nicht mehr als er über das Steinfeld den Gebirgen zujagte — er dachte nicht mehr daran daß Mechtild nicht ſein Kind ſei, daß man ſie früher ſchon von ihm zu trennen gedroht. »Meine arme Mechtild erwartet mich auf Schrattenſtein — wie werde ich ſie wieder finden?« dies war der einzige Gedanke welcher ſeine Seele umfaßte. So langte er endlich in der Burg an und man kann ſein Erſtaunen ermeſſen als ihn hier befreundete Geſtalten empfingen und zwar im traulichen Vereine mit demjenigen den er in freundlicher Beziehung zu ihnen ſich niemals geträumt hätte.

Berthold und Luitpold eilten dem Thurmvogt entgegen und ſchüttelten ihm mit freudiger Rührung die Hände während ſein Blick mit Erſtaunen bald auf ihnen bald auf den im Hintergrunde ſtehen gebliebenen

Eymo haſtete. Endlich trat auch dieſer heran. »Ich habe ein großes Unrecht gut zu machen Alter,« ſagte er in verlegenklingendem Tone. »Ich habe Euch einen Schmerz verurſacht welchen ich nur dadurch zu heilen vermag daß ich Euch ſelbſt Eure Tochter übergebe.«

»Sie lebt mein armes unglückliches Kind — ſie lebt!« ſtammelte Poſchacher von Freude und ängſtlicher Erwartung übermannt.

»Sie lebt — ja Hanns Poſchacher, mein wackerer Freund, Deine Tochter lebt und wird Dir im nächſten Augenblicke ſo in Deine Arme ſinken wie Du ſie das letzte Mal an Deine ehrliche Bruſt gedrückt,« antwortete Herr Berthold. Er hatte dabei das Wort Tochter ſcharf betont, ſo daß es dem Alten auffiel und ihm plötzlich die Erinnerung an die Gefahr der angedrohten Trennung ins Gedächtniß rief. Aus ſeiner ſchnell veränderten Miene, aus dem ſchmerzlichen Zucken um ſeinen Mund mochte Herr Berthold errathen was in Poſchachers Innern vorging denn ſogleich fügte er hinzu: »Ja Hanns, Deine Tochter lebt — Dein Kind erwartet Dich. Mechtild bleibt fortan Deine Tochter — Niemand ſoll, Niemand wird ſie Dir künftig entreißen können. Sie ſelbſt darf es nimmer ahnen daß Du nur ihr Ziehvater warſt — ſie liebte und ehrte Dich bisher blos als Deine rechte Tochter, und dies muß ſie bleiben ſo lange ſie lebt.

Niemand kennt das Geheimniß welches ihre Geburt verhüllt als ich und dieſe Zwei. Selbſt Dir wird es niemals gelüftet werden Du bleibſt Mechtildens Vater wie früher, und daß Du Dich deſſen nicht weigern wirſt bürgt mir Dein Herz!«

Poſchacher wußte nicht ob er ſeinen Sinnen, ſeinem Verſtande trauen ſollte, ſo ſehr überraſchte ihn Alles was ſich hier zutrug. Mit ſteigender Bewegung hörte er Herrn Bertholds Worte an, ergriff dann ſeine Hand mit ſeinen beiden Händen und ein Strom von hellen Freudenthränen quoll aus ſeinen Augen. »Faſſe Dich, faſſe Dich Alter,« ſagte Herr Berthold mild ſcherzend weil er ſich von ſeiner eigenen Rührung nicht übermannen laſſen wollte, »wir müſſen ja durch unſern Anblick den beiden eingeſchüchterten Mädchen Muth einflößen. — Du ſollſt noch gar manches hören was Dich höher verwundern wird als daß ich dieſem Mann hier« — auf Eymo zuſchreitend — »als meinem Freunde die Hand reiche!« — Und alle Vier begaben ſich nun zu den Gemächern die Mechtild und Anna bewohnten.

Es hieße den herrlichen Moment welcher jetzt folgte entweihen wollte man ihn beſchreiben. Jeder meiner Leſer hat wohl ſchon in ſeinem Leben einen ſolchen Moment gefeiert, wo die reinſte Freude, das beſeligendſte Gefühl jede andere Regung aus der Bruſt

verdrängte — wo er nichts fühlte als das Pochen eines liebenden Herzens und den Druck einer treuen Hand — wo er nichts erblickte als ein Auge welches gleich den seinigen in Freudenthränen schwimmend ihn entgegenleuchtete und wo er nichts empfand als die ganze Seligkeit eines reinen, nicht durch den leisesten Hauch getrübten Glücks. Und wer einen solchen Moment noch nicht genossen — wen der Engel der Freude noch niemals mit seinem duftenden Füllhorne überschüttet, den kann ich nur beklagen, denn er hat das Höchste nicht genossen dessen der Mensch hier auf Erden fähig ist — er hat den Vorgeschmack jener unaussprechlichen Seelenlust nicht verkostet welchen der arme Sterbliche zu denken vermag.

Nur wenige Stunden blieben die auf Schrattenstein durch so besondere Umstände Versammelten hier. Sie zogen mit Ausnahme von Eymo nach der Neustadt wo noch immer ein paar Menschen in tiefe Trauer versenkt waren — Anna's Vater und Frau Margareth, die theilnehmende, mütterliche Freundin der beiden Mädchen. — Ein Zeichen Luitpolds hatte gleich nach der Ankunft Hanns Poschachers den unten harrenden Königsberg auf die Burg gerufen. Er war hier ein mitfühlender und mithandelnder Zeuge der allgemeinen Freude, und geleitete wie natürlich seine wiedergefundene Anna mit in die Neustadt zu ihrem

Vater zurück. Hier wiederholten ſich alle die glücklichen Momente welche bereits auf Schrattenſtein vorgefallen. Die wahre reine Freude iſt ja wie eine Lavine welche im raſchen Sturze Alles mit ſich fortreißt — ſich unaufhörlich vergrößert!

Von der Neuſtadt zogen den folgenden Tag Alle nach Emmerberg. Herr Berthold mußte ja den Sohn in ſeiner lieben Heimath, am Grabe ſeines treuen dahingeſchiedenen Weibes ans Herz drücken — und auch Graf Taufers ſo wie Hanns Poſchacher gehörten dahin wo nur das Glück wohnte. Keine rauſchenden Feſte bezeichneten das Glück welches dieſe Menſchen erfüllte — ſie feierten es durch ein ſtilles gemüthliches Beiſammenleben, durch den Austauſch der beſeligenden Gefühle welche ihre Bruſt durchſtrömten und jetzt einen ſo reichen Erſatz boten für Alles was ſie gelitten.

Es erübrigt jetzt nur noch in Kürze anzuführen was ſich in Folge der hier in dieſen Blättern erzählten Begebenheiten mit den dabei geſchilderten Perſonen noch ferner zutrug.

Anna von Taufers wurde ſchon im darauffolgenden Frühlinge Wolf von Königsbergs Gattin. Die Vermählung wurde mit großer Pracht in der Neuſtädter Pfarrkirche vollzogen, worauf ſich die jungen Eheleute in Begleitung des alten Taufers und zahlreicher

Gäſte nach Pitten begaben wo man das Beilager der Glücklichen mit einem glänzenden Turniere und groß-artigen Banketten feierte. Mechtild ſetzte der ſchönen Braut die Myrthenkrone auf — Herr Berthold und Hanns Poſchacher führten ſie zum Altare. — Herzog Albrecht war zwar mit dieſer Heirath nicht einverſtanden und Graf Otto von Frohberg ſchien ſogar förmliche Einſprache thun zu wollen — aber deſſen kümmerte ſich Anna's Vater wenig und noch weniger die beiden Brautleute und ſo hörte dieſer Umſtand gänzlich auf ein Hinderniß ihrer Verbindung zu ſein. —

Graf Taufers war ſeit jener unglücklichen Epoche wie verwandelt. Daß er ſeine alchymiſtiſchen Arbeiten für immer eingeſtellt, haben wir bereits geſagt — aber auch vom politiſchen Schauplatze zog er ſich allmählig zurück und lebte nur für ſeine Kinder welche ihm ein Jahr ſpäter den erſten Enkel auf die Arme legten. — Zwiſchen ihm und dem Herzoge war eine gewiſſe Spannung eingetreten welche ſich nicht mehr verlor; ja als in ſpätern Jahren abermals ein Zerwürfniß des Herzogs mit ſeinen Unterthanen ausbrach ſehen wir ſogar den Grafen Taufers unter den Verſchworenen, in deren Geſellſchaft er durch Umſtände gezogen wurde. Sein Schwiegerſohn Königsberg aber lebte zurückgezogen von der Welt, ein glücklicher Gatte und Vater, auf ſeiner Veſte Pitten welche unter ihm

eine tüchtige Schutzmauer gegen die auch noch in spätern Jahren häufigen Einfälle der wilden Ungarn blieb. —

Herr Berthold von Emmerberg lebte so zu sagen nur in seinem Sohne Luitpold. Nachdem er ihn mit allen ritterlichen Tugenden und Geschicklichkeiten vertraut gemacht, nahm er ihn mit in den Kampf gegen die empörten steirischen Edeln, wo er sich dermaßen auszeichnete daß ihm Herzog Albrecht nach dem Angriffe auf Bruck an der Muhr im Schlachtgetümmel den Ritterschlag ertheilte. Seine ausgezeichnete Tapferkeit aber hatte ihren Grund nicht allein in dem edlen Blute welches in seinen Adern rollte und in dem herrlichen Beispiele mit welchem ihm sein würdiger Vater voranschritt — sondern auch in der süßen Hoffnung auf seine Verbindung mit Mechtild welche aber nach der beiden Väter Übereinkunft erst drei Jahre nach jener unglücklichen Epoche ihres Lebens Statt finden durfte; vorausgesetzt wenn sich Luitpold seines Namens und Geschlechtes würdig gezeigt haben würde. Er kämpfte wie ein Löwe und erwarb sich durch sein Schwert manch güldenes Ehrenzeichen was er immer mit Stolz vor seine geliebte Braut und ihren alten Vater hinterlegte wenn ihm der errungene Sieg wieder die Heimkehr erlaubte. —

Hanns Poschacher war mit der wiedergewonnenen

Tochter in ſeinen Thorthurm zurückgekehrt, jubelnd vor Freude und glücklicher als ehedem; denn er durfte nach der Verſicherung Herrn Bertholds nicht mehr die Sorge nähren daß ſie ihm entriſſen werde. Mit dem entflohenen Kummer kam auch ſeine frühere Kraft und Thätigkeit zurück, und er verwaltete ſeinen feſten Thorthurm wie ein Burgherr ſeine Veſte mit gewohntem Eifer und voller Umſicht. Seine Verbindung mit Emmerberg der ihn wie einen lieben Bruder behandelte ſo wie der Umſtand daß ihn die giftigen Verleumdungen des Stadtſchreibers Wurzer nicht mehr treffen konnten, machte daß ihm der Stadtrath das vollſte Vertrauen ſchenkte und ſogar zu einem ſeiner Räthe wählen wollte wofür er ſich übrigens bedankte. Still und zurückgezogen lebte er mit ſeiner geliebten Mechtild welche ihm ſo wie früher Abends wenn er in ſeinem Sorgenſtuhle ſaß vorlas, wobei dem alten Hanns nur manchmal bedünken wollte als ſei ſie etwas zerſtreut, was beſonders an ſolchen Abenden der Fall war wo den folgenden Morgen die Ankunft Luitpolds zu erwarten ſtand.

Im Sommer wurde Mechtild entweder nach Burg Emmerberg geladen wo ſie dann wochenlang mit ihrer mütterlichen Freundin, Frau Margareth, lebte, während Herr Berthold mit ſeinem Sohne dem Ruhme in des Herzogs Heere nachjagte oder Frau Anna von

Königsberg, die ihr immer eine innig ergebene Freundin blieb, ließ ſie ſich auf Pitten bringen. Mechtild machte dieſe Ausflüge um ſo lieber als ſie jetzt auch oft ihr Vater begleitete, beſonders wenn es nach Emmerberg ging wo er ſeinen alten Jugendfreund Hartneid fand dem Herr Berthold gänzlich verziehen und den er wieder zu Gnaden aufgenommen hatte.

Endlich waren die drei Prüfungsjahre vorüber und Luitpold führte ſeine reichgeſchmückte, aber durch ihre Anmuth noch glänzendere Braut im feierlichen Zuge vom Neunkirchner Thorthurme in die Pfarrkirche zum Altare. Die ganze Neuſtadt war an dieſem Tage in Bewegung. Die Bürger verließen ihre Werkſtätte und eilten, die ehrſame Hausfrau und die lieben Kindleins an der Hand führend, zur Kirche. — Die jungen Leute welche umſonſt um Mechtildens Gunſt gebuhlt, ſtellten ſich dicht gedrängt und neugierig auf jene Plätze wo der Brautzug vorübergehen mußte. »Des Thurmvogts Poſchachers Töchterlein heirathet den Sohn unſers Schutzvogts, den reichſten Erben in der ganzen Gegend!« ſo tönte es aus Aller Mund, und da gab es denn zu fragen und zu verwundern und zu beſprechen in Hülle und Fülle. Jeder wollte das glückliche Paar ſehen, Jeder ihm ſeinen Glückwunſch zurufen; denn Mechtild war geliebt von Allen und ſelbſt diejenigen welche ſich auf ihre Hand früher eine Rech-

nung gemacht ſahen ſie jetzt ohne Neid an der Hand eines Glücklichern. —

Der ganze Magiſtrat war im Feſtkleide erſchienen und verherrlichte den Brautzug dem die Stadtmuſik mit Trompeten und Pauken voranſchritt. Vier Bürgerſöhne, in weiß und roth gepufftem Gewande, vorn an der Bruſt das Stadtwappen geſtickt, trugen eine Art vom Thronhimmel über dem Brautpaare; denn es galt ja dem Sohne ihres Schutzvogtes, dem ſie mit dankbarem Gemüthe ergeben waren. Die ganze feſtlich geſchmückte Dienerſchaft Herrn Bertholds, geführt von dem alten Hartneid welcher die Augen immer voll Freudenthränen hatte, ſo wie ein großer Theil ſeiner ſchwarzgeharniſchten Knappen bildeten zu beiden Seiten eine ſchöne Spalier. Hunderte von Menſchen wogten ihnen nach. — Unter dem beſagten Thronhimmel ſchritt Mechtild in ihrer ganzen jungfräulichen Schönheit zwiſchen Herrn Wolf von Königsberg und dem Grafen von Taufers. Ihnen folgte Luitpold zwiſchen zwei blumengeſchmückten Bürgermädchen der Neuſtadt, worauf dann die beiden Brautväter, Berthold von Emmerberg und Hanns Poſchacher, endlich Frau Margareth und Anna von Königsberg mit zwei zu dieſer Feierlichkeit vom Herzoge eigens abgeſandten Hofherren folgten. Der Stadtpfarrer Gottfried, Herzog Albrechts Protonotar und zugleich Pfarrer zu St. Ste-

phan in Wien, verrichtete ſelbſt das Amt bei der Trauung welche mit einer ſolchen feierlichen Würde geſchah daß die guten Neuſtädter noch lange davon ſprachen. —

Nach der Trauung welche an einem herrlichen Sommertage ſtattfand, begaben ſich alle dabei näher Betheiligten nach Burg Emmerberg. Aber Luitpold, dem geheimen Wunſch ſeines Vaters nachkommend, hatte ſich alle rauſchenden Feierlichkeiten verbeten, und ſo wurde alſo dieſer Tag nur im engeren Freundeszirkel in ungebundener Fröhlichkeit hingebracht. Nur ein paar Gäſte hatte er ſich noch geladen und dies war der alte Ralf von Pitten mit ſeinem Schwager und der kleinen Ella welch Letztere von Königsbergs Gattin wie ein eigenes Kind erzogen wurde. Dieſe wackeren und guten Menſchen welche an den Schickſalen der Hauptperſonen dieſer Erzählung ſo thätig Theil genommen, ſollten ſich nun ihres Glückes mitfreuen und thaten dies auch mit ganzer Seele. —

Luitpold und Mechtild blieben ein glückliches Paar. Auch ſie erfreuten ihre Väter bald mit einem Enkel, einem kräftigen Knaben aus deſſen Zügen der überglückliche Hartneid ſchon in der erſten Stunde ſeines Daſeins den künftigen Helden erkennen wollte.

Hanns Poſchacher, dem es nun in ſeinem Thorthurme zu einſam wurde und der ſich von ſeiner Mech-

tild nicht trennen konnte ohne ſich unglücklich zu füh-
len verließ bald nach der Hochzeit die Neuſtadt und
zog nach Emmerberg. — Hartneid aber erbat ſich
von Herrn Berthold die beſondere Gunſt ein kleines
Häuschen im Hartwalde zu erbauen, ganz nahe der
Capelle welche das Grab ſeiner unglücklichen Herrin
enthielt, und hier die Aufſicht über dieſe geheiligte
Stätte zu führen ſo lange er lebte. —

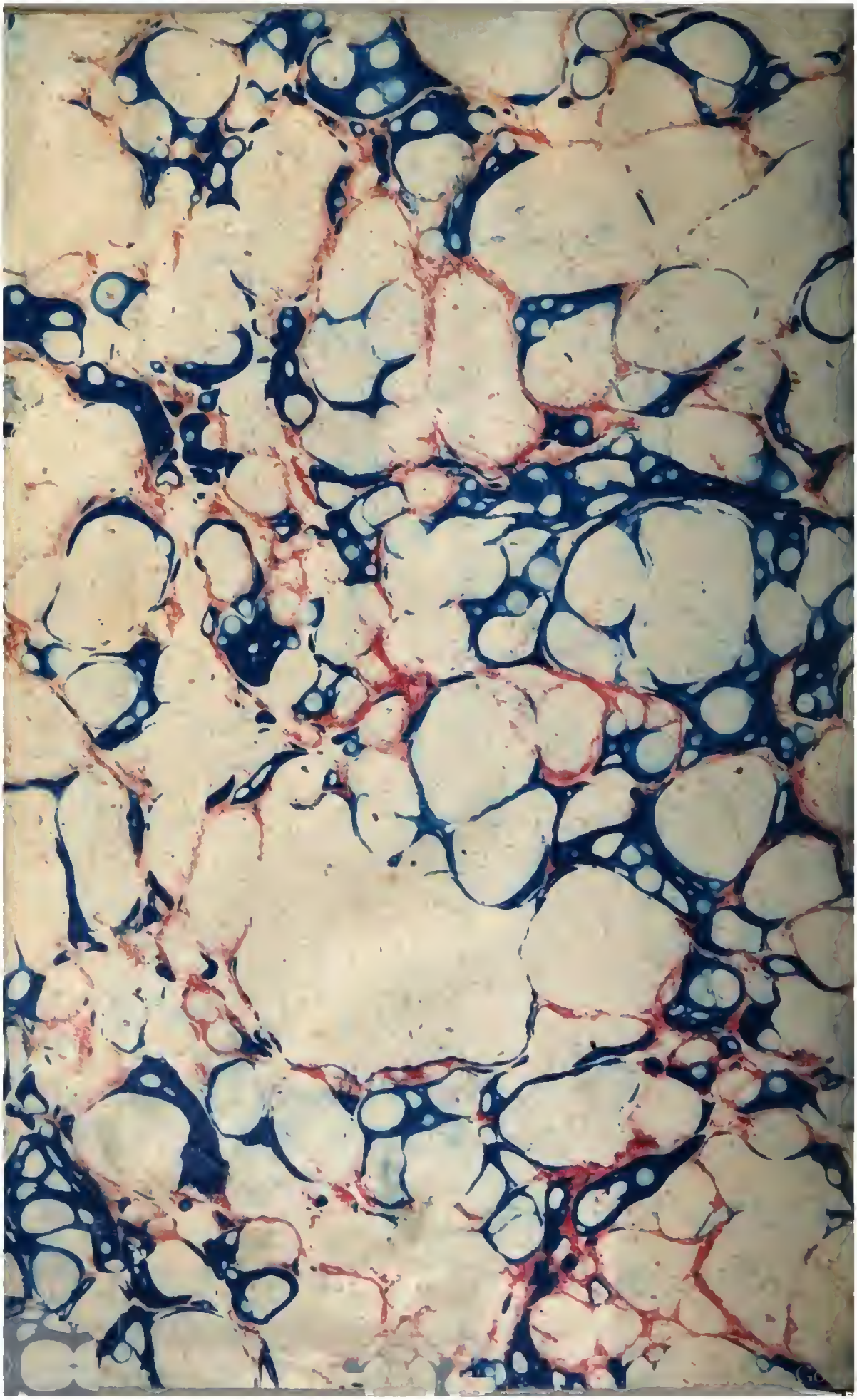
Niemals wurde Mechtilden ihre wahre Abkunft
bekannt — ſelbſt diejenigen denen ſie bekannt war,
ſuchten die Erinnerung daran aus ihrem Gedächtniſſe
zu löſchen. Ihr rechter Vater wurde von Herrn Ber-
thold und Eymo in ein Kloſter jenſeits des Wiener-
waldes gebracht wo er unter Bußübungen ſein von
Gewiſſensbiſſen vergiftetes Leben bald darauf endete.
Hätte Herr Berthold nicht ſelbſt alle dieſe Begeben-
heiten durch einen vertrauten Mönch niederſchreiben
laſſen, ſo wären jene Verbrechen und deren Folgen
der Nachwelt wahrſcheinlich nie bekannt geworden.

Herr Eymo von Schrattenſtein fand in der Heimat
keine Ruhe. Er zog unmittelbar nach jenen Begeben-
heiten in die Ferne und verlor ſein Leben im Kampfe
mit den nordiſchen Heiden. Seine Burg und ſeine
Güter hatte er Luitpold von Emmerberg vermacht,
allein dieſer bewohnte ſie niemals, ſondern ließ ſie
nur durch einen Vogt verwalten, unter welchem ſie

nach und nach in einen ſehr übeln Zuſtand gerieth, ſo daß ſie von Luitpolds Nachfolgern beinahe vom Grunde aus neu aufgeführt werden mußte. Bei dieſer Gelegenheit ſtieß man in den unterſten Gewölben auf eine feſtvermauerte Thür, und als man dieſe in der Hoffnung Schätze zu entdecken, öffnete, fand man das Gerippe eines Mannes in voller Rüſtung, auf deren Bruſtharniſch das Templerkreuz eingegraben war. — Dies waren die Überreſte Stephan Homoray's welchem der durch ihn zu ſo manchem böſen Streiche verführte Cymo ein ſo ſchauerliches Ende bereitete.

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe und Sommer in Wien.

Österreichische Nationalbibliothek
+71652222203



Digitized by Google